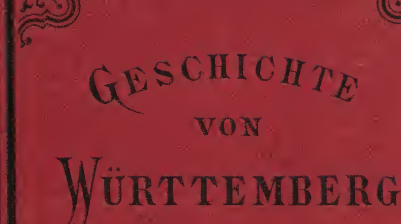




Calwer Verlagsverein

Für den Bibelleser.

Handbuch der Bibelerklärung.

Band I. **Das Alte Testament.** ca. 1000 Seiten. [illegible]
Band II. **Das neue Testament.** [illegible]

Fünfte umgearbeitete Auflage.

Preis für beide Bände broschiert [illegible] in zwei Halbfranzbänden [illegible]

[illegible] **ein völlig neues Werk**, [illegible]

die neueste, beste und billigste Bibelerklärung.

Die biblischen Altertümer.

Mit Abbildungen. Von **A. Kinzler.** 5. Aufl. 612 S.
In Leinwand schön gebund. ℳ 2. 75. In Umschl. ℳ 2. —.

Biblische Geographie für Schulen & Familien.

Mit Holzschnitten und Karte des hl. Landes. 9. Aufl.
314 S. In Leinwand ℳ 1. 70. In Umschlag ℳ [illegible].

Biblische Naturgeschichte für Schulen & Familien.

Mit vielen Abbildungen. 8. umgearbeitete Aufl. 308 S.
In Leinwand ℳ 1. 70. In Umschlag ℳ 1. —.

Hiob

oder

Kampf und Sieg im Leiden.

In [illegible] Form wiedergegeben von **G. Kemmler.** [illegible] S.
In Leinwand mit Goldschnitt ℳ 3. [illegible] In Umschlag ℳ [illegible]

Verlag der Vereinsbuchhandlung in Calw & [illegible]

Geschichte von Württemberg.

Herausgegeben von dem Calwer Verlagsverein.

Vierte, völlig umgearbeitete Auflage.

Mit fünfzehn Abbildungen.

Calw, in der Vereinsbuchhandlung.
Stuttgart, in Commission bei J. F. Steinkopf.
1876.


UNIV. BIBL.
TÜBINGEN

Vorwort.

Seit dem Erscheinen der 3. Auflage hat so manche Forschung die vaterländische Geschichte ergänzt und beleuchtet, daß es nöthig schien, durchgreifende Aenderungen auch mit diesem anspruchslosen Büchlein vorzunehmen. Namentlich mußte die älteste Geschichte um ein Gutes ausführlicher behandelt werden, wozu der nöthige Raum durch kecke Schnitte in die früher vorangestellte „Beschreibung Württembergs" gewonnen wurde. Sodann hat der mächtige Umschwung der politischen Verhältnisse, welchen die letzten Jahre brachten, nicht blos eine Fortführung der Erzählung bis auf unsere Tage verlangt, sondern auch die Anforderung gestellt, dem Zusammenhang der Landesgeschichte mit den Geschicken Gesammtdeutschlands mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, als früher

räthlich erschienen war. Mag dadurch die Darstellung etwas von ihrer Lokalfärbung eingebüßt haben, so wird doch in allen Punkten, welche das Herz unseres Stammes betreffen, der schwäbische Sinn und Grundton des Werkchens sich kaum verleugnen. Möge es beitragen, die Liebe zum kleinen wie zum großen Vaterlande zu mehren!

Geschrieben im August 1876.

Der Verlagsverein.

I. Das Land.

Unser engeres Vaterland, ein Flächenraum von 354 Geviertmeilen, welchen derzeit 1'880,804 Menschen bewohnen, liegt in der Südwestecke Deutschlands, umschlossen von dem langgestreckten schmalen Baden und dem massiveren Baiern. Es ist im ganzen ein Hochland, indem es durchschnittlich 1500' über das Meer sich erhebt. Und zwar erreicht es seine größte Höhe im Schwarzwald, der seine Westgrenze bildet. Dessen höchster Gipfel freilich gehört mit dem ganzen steilen Westrande des Gebirges zu Baden. Doch hat Württemberg im Dreimarkstein bei Hornisgrinde einen Punkt, der 4017' (1150 M.) erreicht. Die tiefen engen Bergthäler dieser Westgrenze, theilweise durch heilkräftige Quellen berühmt, sind meist bis ins Urgebirge (Granit und Gneis) eingeschnitten; die Höhen und Kuppen aber sammt den übrigen Thälern bildet alle der ihm mächtig aufgelagerte rothe Sandstein, ein alter Meeresboden. Die Hochfläche des Gebirges, ausgezeichnet durch düstere Hochseeen, ist größtentheils mit ernsten Nadelwäldern bedeckt, welche den Hauptreichthum seiner Bewohner ausmachen; denn auf den Flüßlein, welche ihm entspringen, wird mancher Holländer ins Niederland geflößt. Durch den Hochwald werden die herrschenden Luftzüge vom Westmeere her aufgehalten und eingeladen, ihre befeuchtenden Schätze auszugießen und

über das Binnenland hinzuführen. Dadurch wirkt der Schwarzwald wohlthätig aufs ganze Land.

An ihn lehnt sich, südöstlich von der Alb begrenzt, das Gau- und Hügelland des Neckargebiets, welches die fruchtbarsten Bezirke von Württemberg in sich schließt. Ist unser Schwarzwald etwa 23 Stunden lang und 4—11 Stunden breit, so erstreckt sich dieses Mittelland wohl 50 Stunden lang, bei einer größten Breite von 30 St. Die Gauplatte besteht aus Muschelkalk, welcher mächtige Salzlager umschließt, während die Hügelmasse (Schönbuch, Schurwald, Welzheimer Wald 2c.) nirgends über 1800′ hoch, dem Keuper angehört, auf welchem der Lias liegt. Dies Mittelland durchströmt der Neckar auf seinem 74 Stunden langen Lauf, genährt von vielen Flüßchen, die durch liebliche Thäler in ihn münden (von Westen Enz, von Osten Fils, Rems, Kocher, Jaxt 2c.). Da wird nun Getreide aller Art, Wein und Obst gebaut, da ist auch starke Viehzucht, zugleich die dichteste Bevölkerung, die mannigfachste Gewerbsthätigkeit und der regste Verkehr.

Der schwäbische Jura, „die Alb," eine Fortsetzung des Schweizerjura, lagert sich als ein starker Gebirgswall zwischen das milde Niederschwaben und die oberschwäbische Hochfläche und nimmt fast 1/4 des Landes ein. Er beginnt an dessen südwestlicher Ecke mit der Tuttlinger Höhe, und zieht sich, von der Donau durchbrochen, in nordöstlicher Richtung quer durch das Land bis zum Rieß und Hahnenkamm hin, wo der fränkische Jura ihn fortsetzt. Gegen den Neckar hin fällt er steil ab, zu einer Tiefe von 800—1000′; gegen die Donau aber herrscht die Sanftabdachung vor mit einer Tiefe von 2—400′. Eine Reihe seltsamer Vorberge stehen wie Vorposten vor dem steilen Wall mit alten Burgen oder ihren Trümmern gekrönt, wie Hohenzollern, Teck, Hohenstaufen 2c. Den höchsten Theil der Alb bildet der Heuberg (eig. Höheberg), und da findet sich auch ihr höchster Punkt, mit Recht Oberhohenberg genannt (3100′). Das Gestein bildet be-

sonders der Jurakalk, der in den Vorhügeln als brauner Jura mit reichlichem Thoneisenstein vorkommt, überlagert vom weißen Jura, welcher den steilen Nordabfall bildet. Ist dieser noch vielfach mit Laubwerk geschmückt, so stellt sich dagegen die Hochfläche meist als öde kahle Waide dar; nirgends ein Bach, ja kaum eine Quelle. Denn da dieser Kalk stark zerklüftet und sich gerne aushöhlt, brechen wohl in den Thälern plötzlich starke Quellen und lustige Bäche hervor; oben aber hat man sich mit Cisternen, Hülen (Pfützen) oder künstlicher Bewässerung zu behelfen. Daher nährt dieser Boden nur eine dünne Bevölkerung, etwa 2000 Menschen auf der Q.-Meile, die von Ackerbau und Leineweberei leben.

Südlich von der Donau erstreckt sich die Hochebene Oberschwabens bis zum Bodensee. Dieses Stück der Alpenvorebene besteht aus der Molasse, einem alten Meersand mit Haifischzähnen, Austern und dgl., über welche sich später die Nagelfluh mit Rollsteinen einstiger Gletscher verbreitete. Da war also einmal diese ganze Fläche von einem Gletscher bedeckt, der aus dem Rheinthal über den (noch nicht existirenden) Bodensee herüberdrang und beim Abschmelzen die von ihm mitgetragenen Alpensteine (Gneis aus Graubünden rc.) hinterließ. Damals hatte also der Oberrhein seinen Abfluß großentheils zur Donau. Jetzt ist das Bild, das dieses Schuttland gewährt eine Fläche von Fruchtfeldern und Tannenwäldern, unterbrochen von Moor- und Rietland, vielen Weihern und Seen, auch niederen Hügelreihen. Darüber erheben sich nur wenige Einzelberge (die Waldburg 2368′, der Bussen 2344′ hoch). Die Wasserscheide zwischen Rhein und Donau ist an manchen Orten fast unmerklich. Unter den Zuflüssen der letzteren ist die Iller, ein Alpenkind, der bedeutendste, nach dessen Aufnahme erst die Donau (bei Ulm) schiffbar wird. Schussen und Argen fließen in den Bodensee (Bodmansee von Schloß Bodman), dessen klares blaues Wasser der jugendliche Rhein immer frisch erhält, während am milden Ufer sogar der Wein wieder gedeiht. Hier hat

denn der Württemberger (mit 4 andern Staaten) auch an der Dampfschiffahrt einen kleinen Antheil: denn was der Neckar von Heilbronn ab darin leistet, will nicht viel besagen.

Im äußersten Südosten ragt noch ein Stück der allgäuer Alpen, die Adelegg mit dem Schwarzgrat 3430′ hoch, in unser Ländchen herein, als sein drittes Gebirge; während im äußersten Südwesten der vereinzelte Felskoloß des Hohentwiel (2135′) uns auch einen Antheil an den plutonischen (vom Erdfeuer hervorgetriebenen) Gebilden des Hegäu gibt.

Das ist der Boden, auf welchem sich die Geschicke der Menschen und Völker abwickelten, von denen wir nun erzählen.

II. Die ersten Bewohner.

Von den frühesten Einwohnern Süddeutschlands wissen wir nur wenig mehr, als sich aus ihren Wohnungen, den Höhlen im Jura, errathen läßt. Von Hohlefels (bei Blaubeuren) z. B. zogen sie aus und jagten den Höhlenbär und zwei weitere Bärenarten, auch Höhlenlöwen, Mammuth und Nashorn, Auerochs und kleine Ochsen; sodann Pferd, Schwein, Wolf, Fuchs, Eisfuchs, Wildkatzen, Fischotter, Hasen und etliche Vögelarten. Besonders ließen sie sich das Mark schmecken, denn die meisten Knochenreste sind zerklopft. Sie hatten Feuersteinwaffen und brannten rohe Töpfe.

Gewiß ist auch, daß am Rand des großen Rheingletschers, der bis zu der Donau und dem Südrand des Jura vordrang, später nur bis zur jetzigen Wasserscheide zwischen Rhein und Donau, ein Jägervolk wohnte. Aber an der Schussenquelle hausten einmal Leute, welche auch schon das Renthier züchteten und davon lebten, zu einer Zeit, da noch riesige Gletscher die ganze Schweiz bedeckten und das Moos Oberschwabens in einem grön-

ländischen Klima gewachsen sein muß. Sie verspeisten daneben den Vielfraß, Wolf und Bär, indem sie von Renthiergeweihen sich Jagdgeräthe bereiteten. Das deutet schon auf einen Fortschritt gegenüber von den erstgenannten. Man vermuthet, daß sie dem früher weitverbreiteten Finnengeschlecht angehörten; wer kann es aber genau ermitteln?

Weiter hat man in den Pfalbauten, welche am Rand der Seen, entlang dem Fuß der Alpen entdeckt wurden, viele Spuren früherer Ansiedler aus milderen Jahrhunderten aufgefunden. Aus Steinen, Knochen, Hirschgeweihen, Bär- und Eberzähnen bereiteten sie sich Waffen und allerlei Geräthschaften, mit denen sie der Jagd, aber auch der Viehzucht und dem Ackerbau oblagen. Sie hölten Bäume zu Nachen aus, strickten aus Flachs Netze und woben Kleider, drehten und brannten Thongefäße; zum Schmucke dienten erst Bein und Stein, später Bronze und Gold. Das weist auf Handelsverkehr mit Italien hin. Sie hatten auch schon einen Haushund und hegten als Hausthiere das Torfschwein und die Torfkuh. Wahrscheinlich waren es Kelten, die Jahrhunderte lang hier hausten, bis die Germanen sie über den Rhein drängten, vielleicht nur etwa hundert Jahre vor Christus. Das will nicht sagen, daß alle Kelten hinausgedrängt wurden, sondern nur daß sie nicht mehr herrschten. Keltische Ortsnamen haben sich fort und fort bei uns erhalten.

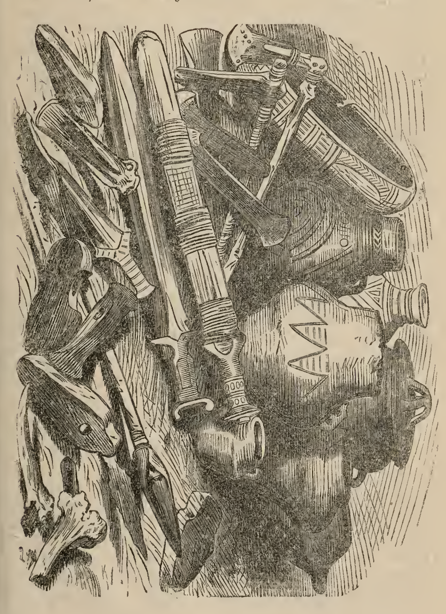
Im J. 58 vor Christi Geburt traf Cäsar zuerst mit den Deutschen zusammen und zwar mit einem Stamm derselben, der uns wichtig ist. Es war in der jetzigen Franche comté, daß sich der Heerführer Ariovist mit 120,000 Kriegern mitten unter den Galliern festgesetzt hatte. Sein Heer aber bestand aus Sueven, Markomannen u. a. Deutschen; unbesiegbare Leute, wie das Gerücht sagte, die seit 14 Jahren unter kein Dach gekommen. Diese Sweven galten für das größte und kriegerischeste aller germanischen Völker; sie sollten 100 Gaue haben, aus denen alljährlich je 100 Jünglinge zum Krieg ausziehen, ver-

köstigt von den Zurückbleibenden. Allgemein hieß es, andere Germanen brennen vor Begierde, ihnen über den Rhein nachzufolgen. Nun Cäsar verleidete ihnen vorerst diese Lust; die stolzen sichern Deutschen wurden durch seine Kriegskunst aufs Haupt geschlagen und über den Rhein zurückgejagt.

Man hat gemeint, diese Sweven haben ihren Namen vom Schweifen; wahrscheinlicher ist, daß es eine Benennung ist, die ihnen von slavischen Anwohnern gegeben wurde und die „Selbständigen" bezeichnet. Denn früher wohnten sie weit im Osten; Strabo (in Kaiser Augustus Zeit) läßt sie sich vom Rhein bis zur Elbe, ja jenseits derselben erstrecken, als das größte Volk der Germanen. Da scheint doch sicher, daß wir auch unser Württemberg für ihren Sitz halten müssen, und der später (im 5ten Jahrhundert) auftauchende Name Swaben von ihnen herstammt. Es waren kräftige Leute von riesenhaftem Körperbau, mit gelblichem Haar, blauen Augen und erschrecklichem Blick, den selbst ihre wilden Nachbarn fürchteten; ihre Freude war der Krieg, und in Friedenszeiten die Jagd. Doch trieben sie auch Viehzucht und Ackerbau, und pflanzten Gerste, Waizen, Roggen und Haber. Vielweiberei war häufig. Sie hatten eine Menge Götter, unter welchen Wuotan, Donar und Ziu die vornehmsten waren, verehrten dieselben aber weniger in Tempeln als in Hainen und Wäldern: doch brachten sie ihnen Opfer, und zwar auch blutige Menschenopfer. Einer ihrer Namen lautet Ziuwari, den Kriegsgott verehrende. Wälder, Bäume, Flüsse, Schluchten waren ihnen besonders heilig. Namen die man ihnen gab, wie „blinder Schwab" deuten wohl auf eine alte Sage, wornach ihr Ahnherr von Welfen stammte (als seien sie 9 Tage nach der Geburt blind). Mit ihrer Religion waren allerlei abergläubische Gebräuche verbunden; indessen hatten sie das vor der allerneusten Weisheit unserer Zeit voraus, daß sie wenigstens an eine Unsterblichkeit glaubten.

Noch andere deutsche Stammnamen erscheinen in der

Liste von Cäsars Feinden, wie die Nemeter, Tribokker, Wangionen, die im Elsaß und der Pfalz wohnten und sich den Römern unterwarfen. Sodann die Markomannen, was Grenzmänner bedeutet. Damals bildeten



Wälder die Grenzen der Stämme, und ums Jahr 200 taucht die Nachricht auf, daß der Schwarzwald (silva marciana) zwischen Sweven und Alamannen scheide. Das ist ja noch jetzt wahr, daß sich z. B. schwäbische und alemannische Mundart dort trennen. Für sehr verschieden brauchen wir darum diese Stämme nicht zu halten, sondern erwähnen hier nur, daß die Markomannen der Hauptsache nach in den jetzigen Baiern zu suchen sind, und gewiß von ur an mit Sweven sich vielfach vermischten. Noch ein Stamm wird später als zwischen Alamannen und Markomannen seßhaft geschildert: Die Armalausi, d. h. die Aermellosen. Solche mag es aber auch unter den Sweven schon viele gegeben haben, ohne daß sie darum ein besonderes Volk bildeten, wenn sie auch später hauptsächlich einer Gegend angehörten. Von diesen verschiedenen Einwohnern haben wir wohl die Todtenbäume, die noch je und je ausgegraben werden; man hat den Todten Schuhe, Nüsse und Obstkerne, auch symbolische Hände und eine Art Geige mit ins Grab gegeben; ein Zeichen, daß sie doch auch schon die Musik lieb hatten. Freilich ists bei allen solchen Funden schwer, die Zeit auch nur annähernd zu bestimmen. Das voranstehende Bild zeigt uns die Gefässe und Waffen aus der germanischen Stein- und Bronzezeit.

III. Die Römerherrschaft.

(15 v. Chr.—282 n. Chr.)

Die Römer, welche damals das erste herrschende Volk der Welt waren, und ihre Fangarme nach allen Ländern ausstreckten, griffen bald auch nach Deutschland herein, wo sie sich freilich im Anfang manchmal die Finger verbrannten, nach und nach aber doch einheimischer wurden, bis sie die ganze Ecke des Oberrheins von Bingen bis zur Donau bei Regensburg einnahmen und die un-

gefügigen Einwohner daraus vertrieben. Die Stiefsöhne des Augustus, Drusus und Tiberius, fiengen 15 v. Chr. diese Eroberung an, welche durch Gründung von Colonien wie Augusta Vindelicorum (Augsburg) befestigt wurde. So entstand das Zehntland, das bis an den Nordrand der Alb zu Rhätien gehörte, während das Unterland und der Schwarzwald zu Obergermanien geschlagen wurden. Die Bewohner, gezähmte Sweven und Markomannen, keltische Nachbarn und ausgediente römische Veteranen erhielten Land angewiesen, von dem sie den Zehnten des Getreides mit andern Abgaben dem Staate zahlten, daher man sie decumani, Zehntleute nannte. Thatendurstige Jünglinge oder flüchtige Recken von jenseits der Grenze traten in die Legionen ein und dienten um Sold selbst gegen ihre Brüder. Schon Augustus hatte eine deutsche Leibwache, in der die Schwaben vertreten waren; unter den späteren Kaisern wurden bei uns verschiedene römische Niederlassungen angelegt, von denen sich manche Spuren erhalten haben: Steinbilder von Jupiter, Juno, Mars, Apollo, Diana, Merkur, ganze Altäre mit Inschriften, Säulen, Gefässe, Münzen u. drgl. Letztere kommen noch hie und da aus dem Boden, wenn der Landmann seinen Acker umpflügt; und manchmal wanderte eine Münze mit dem Bild eines römischen Kaisers in ein Opferbecken. Auch Gallier haben unter römischem Schutz ihren Göttern Taranis, Teutates und Hesus Altäre errichtet.

Zum Schutze gegen die Einfälle der freien Deutschen wurde nun hauptsächlich von Kaiser Domitian seit 84 eine große Mauer aufgeführt, hinter welcher eine erhöhte gepflasterte Straße die Kastelle unter sich verband. Von Regensburg bis Lorch kann man dieselbe („Teufels- oder Heidenmauer") in ihren Resten verfolgen; von Lorch über Welzheim, Murrhard, Oehringen bis in den Odenwald, Taunus und gegen Bonn hin begnügte man sich mit einem Wall (Pfalgraben, Pfaldamm, Pfaldöbel). Wenn überhaupt die fast 300jährige Römerherrschaft in der Sprache

des Landes starke Eindrücke hinterlassen hat (Wein, Birne, Kirsche, Quitte, Frucht, Ampel, kämpfen, sicher ꝛc. sind lauter lateinische Wörter, ohne daß mans ihnen mehr anhört), so namentlich die Bauthätigkeit dieser fleißigen Kolonisten. Mauer, Kalk, Mörtel, Pfeiler, Pflaster, Ziegel, Thurm, Fenster u. s. w, haben alles uns die Römer gebracht, die Sachen wie die Namen. Eine Straße (strata) verband Mainz mit dem Hauptort Rhätiens, Augsburg, und gieng von da nach Reginum (Regensburg), eine andere nach Verona, eine dritte an den Bodensee über Wangen, die Donaustraße von Constanz über den Bussen nach Ulm, die Albstraße von Rottweil über Winterlingen nach Heidenheim und Bopfingen ꝛc.

Als ein Hauptort des Zehntlandes gilt die colonia Sumlocenne, heute Sülchen bei Rottenburg; sonst waren bedeutende Punkte am Neckar hin: Rottweil (Brigobanne), wo man einen prächtigen Fußboden von Mosaik aufgedeckt hat, Metzingen, Köngen, Cannstatt (Clarenna), Zazenhausen, Marbach, Benningen, Böckingen. Im Westen: Sindelfingen, Nagold, Iflingen (aris flavis). Weiter nach Osten: Aalen (Aquileja), Heidenheim, Bopfingen (Opie), Oehringen (Vicus Aurelia), Riedlingen (Rarodunum) u. s. w. Da findet man noch Einrichtungen zum Heizen mittelst Dampf, Badanstalten, Wasserleitungen. Und etliche Kirchen wie die zu Pliezhausen, Gräfenhausen, Rißtissen, scheinen einst römische Tempel gewesen zu sein. Ein Leichenfeld bei Cannstatt enthielt verkohlte Thierknochen, Aschenkrüge, Münzen und allerlei Geschirr. Einzelne Christen wird es bald auch in Schwaben gegegeben haben, doch lassen sich keine sichern Spuren von solchen nachweisen. Nur sagt Arnobius um 300, daß auch unter den Alamannen sich Christen finden.

Von großen Thaten, die in dieser Zeit geschehen, läßt sich nichts berichten. Nachdem das römische Reich 1000 Jahre gedauert, schien es sich auflösen zu wollen; die Soldaten gehorchten, oder gaben die Krone, welchem sie wollten. Wiederholt wurde da der Grenzwall von den

Barbaren überstiegen, ja sie setzten auch über den Rhein und verheerten Gallien (schon 253), drangen sogar bis Mailand vor. Ihre Streifzüge, wenn auch zurückgeschlagen, kehrten fast alljährlich wieder. Das Schlimmste war, daß im römischen Reich ein solcher Mangel an Kriegern herrschte, daß man darauf verfiel, besiegte Deutsche einfach ins Heer aufzunehmen. Da thaten sie denn eine Weile gut, aber je nachdem die Umstände wechselten, konnten sie auch ihre Waffen wider den und jenen Kaiser kehren und den einbrechenden Horden freier Deutschen die Hand zu gemeinschaftlichen Raubzügen reichen.

Zuletzt hat der Kaiser Probus (276—82) die Alamannen über den Neckar und die Alb zurück geschlagen und den großen Grenzwall durch seine Heere verstärkt und erweitert, sich aber eben damit die arbeitsscheuen Soldaten entfremdet. Sie haben ihn dann im untern Donaulande ermordet. Er hat für jeden Barbarenkopf, den man ihm brachte, ein Goldstück gezahlt. In den folgenden Jahren verschwindet die Römerherrschaft unter den Einbrüchen der Alamannen, denen sich gewiß auch die deutschen Ansiedler anschlossen, nachdem sie ihren ununterworfenen Brüdern jenseits des Pfals fortwährend als Anhalt und Stütze gedient hatten. Auch in den länger romanisirten Bewohnern des Elsaßes scheint das deutsche Blut wieder erwacht zu sein, als die Alamannen immer mächtiger herandrängten; und die Zehntlande sanken wieder in germanische Wildheit und Unbildung zurück.

Noch einmal hat Julian, ehe er Kaiser wurde, einen glänzenden Sieg über den Fürsten der vereinten Völker Chnodomar bei Straßburg erfochten 357, und in dessen Verfolgung den Rhein überschritten; er drang bis an den Neckar vor, ja nöthigte den Feind zur Herausgabe der römischen Gefangenen und zu wiederholtem Waffenstillstand. Aber das durchzogene Land konnte er nicht mehr behaupten. Nach ihm wagte sich der christliche Kaiser Valentian 368 gegen die raublustigen

Alamannen, welche Mainz am Osterfest überfallen und geplündert hatten; er drang in ihr Land ein bis Sülchen, legte neue Burgen und Schanzen an, veränderte den Unterlauf des Neckar, nahm zu Verrath und Mord seine Zuflucht; er wußte die Burgunden (damals am Main) gegen die Alamannen aufzuregen; aber alles nützte nichts. Die unbändige Nation erhielt nach jeder Niederlage die verlorene Kraft wieder, indem immer neue Schaaren und Stämme ihr zuzogen. Die Römer mußten über den Rhein zurück, zufrieden, wenn sie ihn gegen den steigenden Andrang der Barbaren vertheidigen konnten. Die Völkerwanderung war nicht mehr zu stemmen und das Römerreich erlag ihr.

IV. Die Frankenherrschaft und das Christenthum.

496—752.

Alaman ist ein Mannesname und bedeutet einen ganzen Mann. „Tüchtige Männer" nannten sich also die verbündeten Stämme, welche zuerst 213 am Main unter diesem Namen auftraten, allmählich die Römer verjagten und bald nach Gallien und Italien eindrangen. Im Wesentlichen sind sie gewiß mit den Sweven eins, wenn man auch in der dunkeln Zeit, da mit der römischen Kultur gründlich aufgeräumt wurde, mancherlei neue Ab- und Zuzüge auf dem Boden Württembergs wird annehmen müssen. So glauben einige Gelehrte annehmen zu müssen, daß die Suabi erst um's Jahr 450 einrückten, damals, als der Hunnenkönig Attila mit seinem Völkerheer aus Deutschen und andern Stämmen sich der Donau entlang dem Rhein zuwälzte, um Gallien zu erobern. Aber wie dem sei, jedenfalls vermischten sich diese Zuzüge dermaßen mit den ansäßigen Bewohnern, daß bald Swaben und Alamannen für gleichbedeutende Namen galten.

In diese Zeit der Völkerzüge fällt auch eine spärliche Einwanderung von Slaven in's östliche Württemberg. Winiden oder Wenden kamen vom obern Main her, sei's als Kriegsgefangene oder Kolonisten und siedelten sich in Dörfern an, wie Windischenhof, Winden, Winnenden.

Ruhiges Leben wars noch nicht, was die Suev-Alamannen damals suchten; sie hätten gern schönere Länder erobert und drängten zuerst die Burgunden nach Süden. Dann aber stießen sie auf ein anderes deutsches Volk, dem das Erobern bereits gelungen war, auf die Franken oder Freien. Am untern Rhein ansäßige Stämme wie die Sigambern, Ubier, Salier ꝛc. hatten unter diesem gemeinsamen Namen sich Belgien und das nördliche Gallien unterworfen, das nun Frankreich wurde, und ihr König Chlodwig (Hludwig) breitete seine Herrschaft immer weiter aus. Der stammverwandte Fürst von Köln rief ihn zu Hilfe, als die Alamannen ihn bedrängten, und im J. 496 kam es bei Zülpich (wie man annimmt) zur Entscheidungsschlacht. Chlodwig gerieth in schweres Gedräng und gelobte endlich dem Gott der Christen, den seine burgundische Gemahlin ihm angerühmt hatte, zu dienen, wenn Er ihm zum Sieg verhelfe. Dies geschah, und Chlodwig ließ sich mit 300 seiner Franken taufen. Die Alamannen aber verfolgte er bis an den mittleren Neckar und nöthigte sie, ihn als Oberherrn anzuerkennen.

Die nördlichen Gaue erhielten nun auch Ansiedler aus Chlodwigs Reich; bis gegen Hirsau, Leonberg, Laufen, Murrhardt hin wurde das eroberte Land Franken genannt. Hat sich auch die Grenze etwas verwischt, so ist doch bis heute der Unterschied von Schwaben und Franken ein merklicher geblieben.

Der südliche Theil des Landes stellte sich vor der Hand unter den Schutz der Ostgothen, deren König Theodorich (Dietrich) damals Italien eingenommen hatte. Doch als es mit diesem italienischen Reich zu Ende gieng, kam auch das übrige Alemannien 536 unter fränkische Botmäßigkeit. Das hinderte die Krieger nicht, sich noch

einmal an einem Raubzug nach Italien mit 70,000 Mann zu betheiligen; unter der Anführung von zwei Brüdern Buzzelin (oder Buotilin) und Leuthari drangen sie verheerend bis in's untere Italien, wurden aber dort von dem klugen Griechen Narses allmählich so aufgerieben, daß nur fünf Alamannen ihr Vaterland wieder gesehen haben sollen. Damit hatten die Kriege vorerst ein Ende.

Nun erst begann die Friedensarbeit des Christenthums im größeren Maßstab. Da schon früher die Burgunden, ihre Nachbarn, und dann die Franken, ihre Oberherren, Christen geworden waren, so können auch die Alamannen von den Einflüssen des Christenthums nicht unberührt geblieben sein. Der Geschichtschreiber Agathias spricht es (um 560) aus, daß ihre Verbindung mit den Franken bereits die Verständigeren unter ihnen anziehe und wohl in kurzer Zeit alle gewinnen werde. Die fränkische Geistlichkeit zwar eignete sich wenig für diese Aufgabe. Dafür aber kamen irische Mönche, welche biblischer lehrten und lebten, auch nach Alemannien. Zuerst hören wir um 507 von einem Fridolin am Bodensee und Oberrhein. Dort traf später der berühmte Columba, der 595 sich in den Vogesen als Missionar niedergelassen hatte, einen christlichen Priester Willimar (in Arbona), welcher ihn und seine Schüler mit dem Gruß empfieng: Gesegnet sei, wer da kommt im Namen des Herrn! Er bewirthet sie und sie ziehen zum Dank ihre Bibel heraus, lesen ihm und allen Herbeikommenden Gottesworte, und reden darüber, bis er in Thränen ausbricht. Dieser Columba schrieb scharfe Briefe selbst an den Papst, in welchen er betont, daß sie alle (die Iren) nichts außer dem Evangelium und der apostolischen Lehre annehmen. Columbas Schüler Gallus hat dann 614 das Kloster St. Gallen gegründet, in welchem frühe an der Bibelübertragung gearbeitet wurde. Hören wir, wie sich ein Bibelwort im alamannischen (um 700) ausnimmt: Matth. 20, 16. So werdant dea aftrun eristun enti dea eristun aftrun. Manage sintun gawisso galadote, fohe awar arwelite.

Die Ausbreitung des Christenthums schloß sich an die Bisthümer und Klöster an. In Württemberg selbst war kein Bisthum; aber rings herum lagen die alamannischen Bischofssitze von Augsburg, Constanz, und die fränkischen Speier, Worms und Würzburg, welche ihre Sprengel über Theile des heutigen Württembergs erstreckten. Zwei Drittheile des jetzigen Königreichs gehörten zu dem Sprengel von Constanz, dessen Gründung nach 580 fällt. Auch Klöster gab es vor 700 bei uns noch nicht, obgleich eine unbegründete Sage die Stiftung Hirsaus in das J. 645 setzt. Selbst von den aus Irland herübergekommenen Glaubensboten hat sich keiner nachweisbar bei uns niedergelassen, obwohl ihre Wirksamkeit sich auf unsere Gegend erstreckt haben muß (in Franken: Kilian, Emmeran rc.). Wer in ein irisches Kloster trat, widmete sich damit dem Dienst des Gottesreiches; vom Abt geschickt, wanderte der Mönch durch Städte und Dörfer, Gottesdienste zu halten und der Seelsorge zu pflegen. So haben ungenannte Männer bei unsern Vorfahren gearbeitet, und nicht vergeblich. Schon 613 ist der Herzog Kunzo, der seinen Sitz in Ueberlingen hatte, ein Christ; um 700 schenkt Herzog Gotefrid dem Kloster St. Gallen Güter bei Cannstatt; und in dem alamannischen Gesetzbuch, dessen Abfassung ins 7. bis 8. Jahrhundert fällt, steht das Christenthum auf einmal als allgemeine Volksreligion da, ohne daß die Geschichte meldete, wie es dazu gekommen. Doch mußte der heil. Pirmin in Reichenau († 754) die alamannischen Christen ermahnen: „Betet keine Götzen an, weder an Felsen noch an Bäumen, weder an abgelegenen Orten noch an Quellen; auch nicht auf Kreuzwegen bringet eure Anbetung und eure Gelübde dar."

Nachdem aber diese mühsame Arbeit gethan war, kam eine andere Zeit, die des Angelsachsen Winfrid oder Bonifacius, welcher die freie evangelische Wirksamkeit der irischen Missionare hemmte und die bisher gewonnenen Kirchen ins römische Joch spannte. Als Erzbischof von

Mainz 745—55 hat er auch über ganz Württemberg gewaltet. Waren bisher die Klöster Missionsstationen gewesen, von denen auch die Ehe nicht ausgeschlossen war, so wurden sie nun unter die Regel der Benediktiner gebracht; und das ganze Kirchenwesen kam unter die Leitung der Bischöfe und Erzbischöfe, mit dem Papst an der Spitze.

Sehen wir uns im alamannischen Gesetz etwas um! Wir finden auch hier wie bei andern deutschen Völkern die Standesklassen der Adeligen, Freien und Knechte; wenn also einer meint, damals haben die armen Leute wenigstens volle Freiheit genossen, so sagt die Geschichte: Nein, umgekehrt, sie haben's jetzt viel besser als damals. Die Knechte waren es wohl hauptsächlich durch Kriegsgefangenschaft oder Zahlungsunfähigkeit geworden. Ja sogar auf eine mehrmalige Entheiligung des Sonntags war die Knechtschaft als Strafe gesetzt. Ein Unfreier konnte kein eigenes Feld besitzen; er bearbeitete das Gut seines Herrn und mußte demselben einen bestimmten Theil des Ertrags abliefern. Hörige (Liten) standen ein wenig höher als die Knechte. Nur die vollbärtigen Freien erschienen in der Volksversammlung. Wurde ein Mann aus dem Knechtstande getödtet, so zahlte man bloß an seinen Herrn 15 Schilling Buße, (36 M.), während für Tödtung eines Edeln 240 Sch. (375 M.) bezahlt werden mußten. (Um 13 M. konnte man damals ein Pferd bekommen, um $3^1/_2$ eine Kuh). Der Mord eines Bischofs wurde eben so schwer bestraft wie der eines Herzogs (1725 M. oder Tod), und wer einen Pfarrer umbrachte, mußte 1150 M. bezahlen. Ein Unrecht, das einer Frau zugefügt wurde, mußte doppelt so schwer gebüßt werden als das an einem Mann begangene. Und Diebstahl wurde strenger bestraft als der männlichere Raub. Die „Munt" (eigentlich Hand, Vormundschaft) über seine Geliebte mußte der Bräutigam dem Vater abkaufen; mit einer Buße von 40 Schilling konnte der Mann sich scheiden. Das Gesetzbuch befiehlt Schonung gegen arme Leute,

„damit diese kein Unrecht leiden und dem Herzog und Volk des Landes nicht fluchen."

Die Unterthänigkeit der Alamannen gegen ihre fränkischen Herrscher war keine zuverläßige. Denn die letzteren, meist in Metz residirend, welches damals die Hauptstadt von Austrasien (Ostfranken) war, wußten sich wenig Achtung zu verschaffen, so wild, zügellos und kindisch war ihr Leben. Um 642 wird ein alamannischer Herzog Leuthari genannt, der auf einen Wink seines jungen Königs dessen Erzieher Otto befehdete und erschlug. Die merowingischen Könige, wie man Chlodwigs Nachkommen nennt, ließen in der Hauptsache die Herzoge nach Belieben schalten, wenn nicht je und je ein Kriegszug gegen die Wenden, Thüringer oder Awaren ihre Heerfolge in Anspruch nahm.

Das änderte sich, als der Hausmeister der Dynastie, Pipin von Heristal, erst in Austrasien, dann aber im gesammten Frankenreiche 687 die Gewalt in die Hand bekam. Er und seine Söhne, die Karolinger genannt, zogen die Zügel straffer an. Aber die Alamannen wehrten sich verzweifelt. Kaum ist ein Sieg über sie berichtet, so stehen sie schon wieder in offenem Aufstand da. So war Herzog Gotefrid um 708 seinen Herren furchtbar, und gegen seinen Nachfolger Willehari zog Pipin 710 selbst zu Felde. Dann nahm Herzog Lantfrid (Gotefrids Sohn) um 725 mit seinen Großen und dem Volk eine Gesetzesumwandlung vor, ganz unabhängig vom Frankenreich, und forderte damit den Frankenfürsten Karl Martell (714—41 Nachfolger Pipins) in die Schranken. Dieser hatte alle Hände voll zu thun, wie denn ihm das gesammte Abendland zu danken hat, daß die Saracenen aus Spanien durch seine gewaltige Faust 732 zurückgeschmettert wurden. Zu diesem Sieg haben also wohl keine Schwaben mitgeholfen. Gerade die Heerfolge in weite Fernen war es, was ihnen am wenigsten mundete. Der ungehorsame Lantfrid starb ungestraft; sein Bruder Theutbald gelobte erst Treue und fiel wieder ab, half

den empörten Baiern, ja wagte einen Zug in's Elsaß, woraus Karlmann 746 ihn verjagte und die abtrünnigen Alamannenfürsten auf die Gerichtstätte (Mahalstat hieß man sie) bei Cannstatt beschied. Da ließ er sie plötzlich umringen und gefangen wegführen, einige auch hinrichten. Uebrigens ward dem milden Karlmann die Grausamkeit, womit die Alamannen gestraft wurden, so zuwider, daß er abdankte und in's Kloster gieng, seinem Bruder Pipin die Herrschaftsorgen überlassend. Dieser nun nahm 748 den letzten Herzog Lantfrid II. gefangen und setzte ihn ab; das alamannische Herzogthum hatte damit vorerst aufgehört. Das Land wurde durch Statthalter, sog. Send- oder Kammerboten verwaltet, die anfangs nur auf ein Jahr angestellt wurden; unter ihnen richteten die Grafen in den Gauen und Baren, während die Huntare (Gemeinden von etwa 100 Männern) unter Centvorstehern, auch Schultheißen standen.

Pipin traf nun mit dem Papste die Vereinbarung, daß er zu der Macht auch den Königstitel erhalte, wogegen er dem Papste beistehen und die Leitung der Kirche überlassen würde; im J. 752 wurde er von Bonifacius zum König gesalbt, womit eine neue Zeit begann.

V. Die Karolinger Zeit.

752—917.

Von Alemannien ist nun wenig mehr zu sagen, als daß es sich allmählich in's Ganze einfügen lernte und die Schwaben ihre gerühmte Selbständigkeit drangaben. Karl der Große, Pipins gewaltiger Sohn (768—814) that das Meiste dazu, den eingefleischten Partikularismus zu brechen; und sein Schwager, Graf Gerold (der seine Burg auf dem Bussen gehabt haben soll) wirkte wacker für die Einigung des Reichs. Ihm verdanken die Schwaben die Ehre, daß sie fortan in den Kriegen die Reichssturmfahne vorantragen durften. Der Kaiser kam

wiederholt durchs Land, wenn er gegen die Langobarden oder den Baiern Tassilo oder die Awaren und Böhmen zog, und die Schwaben folgten ihm überall hin. Er heirathete 771 Hildegard, die hochverehrte Tochter des altherzoglichen Hauses, daher die Schwaben seinen Erben Ludwig auch als einen der Ihrigen ansehen konnten. Ihr Bruder Gerold ward 791 zum Statthalter Baierns ernannt; als er 799 durch einen awarischen Pfeilschuß fiel, wurde er vom Kaiser wie vom Volke gleich beklagt. Auch Liutgard, die letzte Gemahlin Karls, war eine schöne Alamannin († 800).

Leider war des Kaisers einziger Sohn Ludwig ein schwacher Herr, daher man ihn den Klosterbruder nannte. Auch er heirathete 819 eine Schwäbin, die ränkevolle Judith, eine Tochter des Grafen Welf, womit dies hohe Geschlecht in der Geschichte auftritt, um nicht mehr zu erlöschen. Diese Judith that das Ihrige zur Vermehrung der Familienzwiste, welche hinfort die Karolinger niederzogen, bis sie ruhmlos vom Schauplatz verschwanden. Einer von ihnen, Karl der Dicke, nannte sich auf kurze Zeit (876—79) ausschließlich König von Alemannia.

Die Karolinger hatten in Schwaben viele Krongüter, die sich späterhin theils zu freien Reichsstätten emporarbeiteten, wie Ulm, Rotweil, Heilbronn, theils auch an Klöster und Dienstleute verschenkt wurden. Solche Krongüter waren außer den genannten: Murrhardt, Laufen a. N., Waiblingen, Dußlingen, Herbrechtingen, Faurndau u. a. m. Die Bischöfe waren bereits vornehme Herren geworden und lebten in Pracht und Bequemlichkeit, natürlich auf Kosten derer, denen sie von den Schätzen des Evangeliums so wenig wie möglich zukommen ließen. Ein Bischof von Constanz, Johann, behielt nach seiner Wahl 760 auch die Abtsstelle von St. Gallen bei, ja machte sich gleich auch zum Abt von Reichenau; sterbend vertheilte er die drei schönen Aemter an seine drei Neffen. Ein anderer, der den Besuch eines nach Rom reisenden Bischofs von Speier erwartete, schreibt an seinen Kasten-

vogt, er solle bereit halten: 4 Malter Brot, 5 Lämmer, 30 Seitel Bier, 6 Seitel Wein, 1 Schwein, 1 Speckseite, 1 Frischling, 1 Gans, 2 Enten, 4 Hühner und Fische. Außerdem ein Federbett, Gefäße, Holz für den Herd und Futter für die Pferde des Bischofs und seines Gefolges. Der Kastenvogt ertheilte weitere Befehle darüber an den Gutsverwalter mit der Drohung, wenn nicht alles pünktlich bereit sei, werde er um Haut und Haare kommen. Ein Bischof von Brescia verehrte dem Bischof Salomo II. von Constanz einen citrongelben, einen scharlachrothen und einen saphirblauen Mantel, zwei Sacktücher, zwei Palmzweige, eine Portion Mandeln, frisches Rauchwerk, Gewürze und Arzneimittel, und wünscht sich als Gegengeschenk einen feurigen Hengst. Salomo III. war im Besitz einer ganzen Anzahl Abteien, die ihm große Einkünfte brachten; selbstverständlich zog er auch in den Krieg, wie es andere Bischöfe trotz Kaiser Karls Verbot thaten.

Bereits in den Jahren 741—912 kommen Kirchen an folgenden Orten vor: in Laufen, Heilbronn, Stöckenburg, Trailfingen, Seeburg, Bildechingen, Willmandingen, Höfingen, Illingen, Altsteußlingen, Kirchbierlingen, Entingen, Duningen, Baumerlenbach, Oberroth, Zazenhausen, Zell bei Riedlingen, Michaelsberg, Auenhofen, Münsingen, Seekirch, Freudenbach, Mühlhausen bei Geißlingen, Hochdorf bei Vaihingen, Möckmühl, Schwarzenbach, Saulgau, Dürrmenz, Mundingen, Gronau, Westerheim, Thalheim bei Rottenburg, Dußlingen, Nusplingen, Oberndorf u. a. m. Der Geistlichkeit den Zehnten zu sichern, hat Karl der Große sich viel Mühe kosten lassen. In derselben Zeit wurden folgende Klöster gegründet: in Murrhardt (um 750), Elchwangen (764), Marchthal (770), Buchau (800), Hirsau (830), Wisentsteig (861), Faurndau (870). Unter ihnen zeichnete sich Hirsau frühzeitig durch gute Schulen aus. Gleich bei seiner Stiftung bekam es zu seiner Ausstattung die Orte Altburg, Deckenpfronn, Keutheim, Lützenhard, Sommenhard, Haugstätt, ferner Güter bei Maichingen, Möttlingen, Stammheim, Gült-

stein, Merklingen, Münklingen u. s. w. Dergleichen Vergabungen an nahe und ferne Klöster kamen damals sehr häufig vor. Das Kloster Fulda z. B., von dem Hirsau eigentlich eine Kolonie gewesen ist, besaß Güter in vierzehn unserer Oberämter; dem Kloster Weißenburg im Elsaß gehörten Güter bei Ludwigsburg, späterhin noch viel mehr im Lande herum, das Kloster Lorsch an der Bergstraße war in 31 württemb. Oberämtern begütert, das Kloster St. Gallen in 22, Reichenau in 8; und sogar das Kloster St. Denis bei Paris besaß vom J. 777 an die Vitaliskapelle in Eßlingen und das Veranusklösterlein in Herbrechtingen. So wurden die Geistlichen und die Klöster reich, ohne daß das arme Volk viel Nutzen davon hatte; in der Verehrung der Heiligen, Wallfahrten und Almosen, besonders Schenkungen an Kirchen und Klöster suchte man die Beruhigung des Gewissens und das Heil der Seele. Uebrigens sind in Schwaben wenige Heilige aufgetreten. Die heil. Reginswindis in Laufen, ein nach der Sage 837 ermordetes Kind, ist davon die älteste. Wenn ein Bischof Salomo einen schweren goldenen, mit Edelsteinen reich verzierten Henkelkrug hatte, wenn Adelbero von Augsburg dem Kloster St. Gallen goldene mit Edelsteinen besetzte Kreuze schenkt, Onyxkelche in Gold und Edelstein gefaßt, Goldschalen, übergoldete Kleider, Purpurgewänder, bunte Tapeten, gestickte Tücher u. dgl., so zeigt das allerdings, daß die Kunstfertigkeit unter einem sonst rohen Volke schon weit gediehen war, aber auch, daß die Geistlichkeit von der Nachfolge des armen Lebens Christi nicht viel wissen wollte. Etliche Hirsauer und der Abt Walafrid von Reichenau († 849) schrieben jedoch auch Bibelerklärungen.

Schon um 700 kommen vielerlei Gewerbe vor; es ist die Rede von Bäckern, Köchen, Gold- und Waffenschmieden, Zimmerleuten 2c. Auch Wassermühlen hatte man.

Und nach Carl zeigt sich in der Glasbereitung, Erzgießerei, Malerei und Baukunst beträchtliche Fertigkeit; die Leute weinten oft beim Anblick der Kirchengemälde.

Auch einzelne Dorfkirchen wie die in Dürrmenz a. 836 waren schon von Stein. Die Tonkunst wurde in den Klöstern sehr gepflegt; dort dichtete z. B. der Mönch Notker den lange als Zauber angestimmten Schlachtgesang: Mitten wir im Leben sind. Das Klösterlein Eßlingen hatte Marktgerechtigkeit. Ein Schwein galt a. 773 240 Pf., ein Frischling 20—80 Pf., ein Malter Getreide im J. 856 nur 40 Pf., das Seitel Wein ebensoviel, Bier die Hälfte, eine Pflugschaar 80 Pf. Weinpflanzungen finden sich a. 776 in Böckingen, Frankenbach, Eisisheim, Gartach, Michaelsberg u. s. w. Baumgüter mit veredelten Bäumen kommen um 800 in Rieth, Schwaigern, Wisantsteig, Gartach und Böckingen vor.

Indessen gieng allmählich die alte Gauverfassung mit ihren Volksversammlungen unter, indem die Freien sich gern in den Schutz der Edlen begaben und daher Schutzpflichtige oder gar Hintersaßen und Lehensleute wurden; es war nemlich eine Zeit großer Zerrüttung, da jeder nur für sich sorgte und man am nächsten besten Starken einen Halt suchte. Die Edeln lehnten sich wiederum an höhere Geschlechter an, welche ihre vom Kaiser übertragenen Aemter immer mehr in erbliche Herrschaften zu verwandeln bemüht waren. In ähnlicher Stellung standen auch die Klöster und Städte. Das Heeresaufgebot aber verwandelte sich besonders durch die Einfälle der ungarischen Reiterschwärme (s. 909) in den Dienst der Reiter oder Ritter, welche nun die eigentlichen Soldaten wurden.

Die Schwäche des Königsthums unter den letzten Karolingern war eine Versuchung für unternehmende Machthaber, nach der früheren herzoglichen Gewalt zu streben. Als der Franken-Herzog Konrad (911—18) zum König gewählt war, fiel es dem rhätischen Grafen Burkhard ein, sich zum Herzog Alemanniens aufzuschwingen; der Constanzer Bischof Salomo III. aber vereitelte das auf der Volksversammlung, die zu dem Zweck berufen war, und der Graf fiel im wilden Getümmel. Nun verfolgten die beiden Kammerboten Erchanger und Berchtholt,

die mit dem gleichen Bischof schon tüchtig zusammengetroffen waren, denselben Plan. Sie erfochten erst 913 gegen die räuberischen Ungarn einen glänzenden Sieg, worauf der König sich mit ihnen versöhnte und ihre Schwester Kunigund heirathete. Eine neue Anmaßung des Bischofs reizte sie so, daß sie ihn gefangen nahmen und Tag und Nacht die Befestigung des nahen Hohentwiel betrieben. Der Sohn des getödteten Burkhard schloß sich ihnen an und der Aufstand brach los. Der König lagerte schon 915 vor Hohentwiel, als ihn eine dringliche Botschaft nach Sachsen abrief. Die Kammerboten wagten sein Heer anzugreifen und siegten, worauf Erchanger sich als Herzog ausrufen ließ. Der König lud 916 die Kammerboten auf ein Concil, das in Hohenaltheim im Rieß gehalten wurde, vor sich, worauf beide enthauptet wurden 917. Darüber zeigten sich die alemannischen Großen so schwierig, daß noch im gleichen Jahre Burkhard, jenes Burkhards Sohn, als Herzog von Alemannien anerkannt wurde. Die Belehnung geschah durch Uebergabe eines Speers, woran eine Fahne hieng (Fahnlehen).

VI. Herzoge von Alemannien.

917—1080.

Der Wiederanfang der Herzogswürde in Alemannien fällt fast zusammen mit dem Aufblühen der sächsischen Könige. Den kraftvollen Heinrich (919—36) als Oberherrn anzuerkennen, fiel dem trotzigen Burkhard schwer, allein noch ehe derselbe mit Heeresmacht heranzog, unterwarf er sich klüglich und herrschte fortan streng und gefürchtet im alemannischen und rhätischen Lande. Die Geistlichkeit mochte ihn weniger leiden, weil er lieber seinen Kriegern als ihr Güter vertheilte. Krieger aber brauchte man damals, brannten doch 926 die Ungarn bis nach St. Gallen und ins Elsaß hinüber alles nieder, während der Herzog mit seinem Schwiegersohn, dem König von Burgund nach Italien gezogen war und dort

durch einen Pferdsturz starb. Der fränkische Graf Hermann, den nun Heinrich zum Herzog ernannte, heirathete die reiche Witwe; und an ihm hatte Heinrich sowohl als sein großer Sohn Otto I. (636—73) einen treuergebenen Fürsten, dessen schöne Tochter Ida Kaiser Otto seinem Sohne vermählte. Dieser junge Königssohn Liutolf folgte 949 seinem Schwiegervater in der Herzogswürde unter den günstigsten Aussichten, aber ein böser Onkel und schlimmer Nachbar, der Herzog von Baiern, verleumdete ihn beim strengen Papa und trieb ihn fast gegen seinen Willen in offenen Aufruhr. Der Vermittlung des edlen Bischofs Ulrich von Augsburg war es zu danken, daß nach einer blutigen Schlacht bei Regensburg, gerade als man zur zweiten gerüstet stand, der Sohn zurücktrat. Fußfällig bat er dann den Vater um Verzeihung und entsagte seinem Herzogthum 954, um noch tapfer des Vaters Kriege zu führen, ehe ein schneller Tod ihn in Italien wegraffte. Herzog wurde nun wieder ein Burkhard's Sohn, Burkhard II.

Jetzt erst gelang es, Schwaben von den Einfällen der Ungarn für immer zu befreien. Ein zahlloses Heer belagerte Augsburg 955, als Otto mit Burkhard u. a. noch rechtzeitig herbeikam und am 9—10 Aug. die Ungarn auf dem Lechfeld völlig aufrieb. Von den 8 Schaaren des Kaisers bildeten die Schwaben 2, und zwar waren diese schon in die Flucht getrieben, als die 4te Schaar, aus ihren Nachbarn, den Franken, bestehend und von Liutolfs Freund und Schwager, dem Herzog Konrad geführt, das Treffen wiederherstellte. Daß dieser Held dann auch einem Ungarpfeil erlag, wurde von Schwaben und Franken gleich beklagt. Burkhard aber, nachdem er noch in Italien für den großen Kaiser glücklich gefochten, folgte ihm 973 im Tode nach. Seine, hochgebildete, kinderlose Witwe Hadwig, die einst den griechischen Kaiser hätte heirathen sollen, sich aber das Gesicht verzerrte, als ein Maler sie für den gehaßten Bräutigam abnehmen sollte, lebte noch bis 994 auf Hohentwiel, mit dem gelehrten St. Galler

Pförtner Ekkehard in gelehrte Studien vertieft. Alemannien wurde dem Luitolfssohne Otto übertragen, der seinem Oheim, dem Kaiser Otto II. so treu diente, daß dieser ihm auch das bairische Herzogthum dazu gab; er starb 982 auf einem italischen Zuge. Nun wurde ein Brudersohn Hermanns, Konrad, Herzog, dem 997 sein Sohn Hermann II. folgte; dieser wehrte sich gegen die Königswahl Heinrichs II., was dem Lande einen kurzen Krieg einbrachte, doch versöhnten sich die Herren bald. Mit dem jungverstorbenen Hermann III. schließt 1012 diese Herzogsreihe.

Es begann mit dem Babenberger Ernst I. ein neues Geschlecht in Schwaben aufzublühen. Zwar dieser selbst starb bald auf der Jagd, durch den Pfeil eines Lehnsmanns, nachdem er noch um Schonung für den Mann gebeten und einem aus dem Gefolge gebeichtet hatte 1015. Aber für sein Kindlein Ernst II. führte die Mutter Gisela die Vormundschaft und dieser vermählte sich der fränkische Konrad, der 1024 den Kaiserthron bestieg. (Dieser Frankenkönig nennt sich selbst „Von Waiblingen," woraus später der Parteiname der Ghibellinen entstand.) Der heranwachsende Jüngling faßte bald einen Groll gegen seinen gewaltigen Stiefvater, ließ sich zwar einmal noch durch die kluge Mutter mit ihm aussöhnen, nachdem er schon vereint mit dem Grafen Welf einen Aufstand versucht hatte, brach dann aber, während Konrad in Italien war, in offenen Aufruhr aus. Konrad eilt herbei, hält einen Reichstag in Ulm 1027 und will die Empörer richten. Ernst erschien sammt glänzendem Gefolge, nicht als Flehender; vielmehr ermahnte er dieses, mit alt alemannischer Treue zu ihm zu stehen. Zwei Grafen antworteten, in jeder gerechten Sache wollten sie ihm gehorsam sein, aber so daß sie dem Schirmherr ihrer Freiheit nicht zu nahe treten. Da sah sich Ernst fast von allen verlassen, ergab sich dem Kaiser und wurde sammt Welf in Haft gebracht, worauf der Kaiser die Burgen der übrigen Empörer brach. Auf Fürsprache der Mutter

wurde Ernst wieder frei, ja 1030 sollte er wieder ins Herzogthum eingesetzt werden, wenn er nur gelobe, seinen Lehnsmann Werner, dessen Feste Kiburg dem Kaiser lange widerstanden hatte, mit aller Macht zu verfolgen. Das konnte er nicht über sich gewinnen und ward dafür durch Spruch der Reichsfürsten in den Bann gethan. Nun zog er sich mit seinem Freunde in die Wildnisse des Schwarzwalds zurück und fristete in der Felsenburg Falkenstein (bei Schramberg) durch Raub sein Leben, bis ihn des Kaisers Dienstleute seiner weidenden Rosse beraubten. Er denkt, besser ehrlich sterben als schmählich leben, und eilt rachedürstend dem Nellenburger Grafen Manegold nach; im verzweifelten Kampfe erlag er sammt dem Freunde 17. Aug. 1030, lebte aber als Held der Freundschaft im Liede fort. Sein Bruder Hermann IV. Nachfolger im Herzogthum, starb 1038 auf einem italischen Kaiserzug. Konrad II. machte drauf seinen eigenen Sohn von Gisela zum Herzog, der aber bald durch des Vaters Tod Kaiser wurde und als Heinrich III. (1039—56) das kräftigste Regiment führte, auch drei Päpste absetzte und ihren Stuhl an würdige Deutsche vergab. Der wußte einmal Deutschland und Schwaben einen innern Frieden zu schaffen, wie er bisher unerhört war; beeilte sich auch nicht, das letztere an Herzoge abzugeben. Endlich belehnte er damit einen Pfalzgrafen Otto II. (1045—47) und dann einen Enkel Hermanns II., Otto III. (1047—57), der kinderlos starb, that aber wohl das Meiste selbst im Lande, darin er gern länger verweilte.

Welch ein Abstand aber zwischen dieser kraftvollen Regierung und der seines Sohnes, des unglücklichen Heinrich IV. (1056—1106), der an dem unvergeßlichen 25. Jan. 1077 im Büßerhemd vor dem Papstkönig Gregor VII. in Canossa stehen mußte! Wir überlassen die Einzelvorgänge jener Zeiten der deutschen Geschichte und fragen blos: wie gieng es damals unserem Schwaben? Rudolf Graf von Rheinfelden hatte sich des jungen Kaisers Schwesterlein, das in Constanz erzogen wurde, geraubt; die

Kaiserin Mutter aber hatte ihm verziehen und die Tochter gelassen, gab ihm auch das Herzogthum Alemannien dazu 1054, ja obendrein noch die Regierung Burgunds. Als seine Gattin starb, heirathete er die Schwester von des Königs Braut, so daß er nun doppelt mit ihm verschwägert war. Aber nachdem des alten Königs schwere Hand von den deutschen Fürsten genommen war, lag es in der Luft, daß sie nach unbändiger Freiheit lechzten. Allerwärts tauchten Fehden auf, und auch Rudolf begann 1072, sich den aufrührerischen Sachsen anzuschließen. Doch ehe er ganz mit dem König brach, begleitete er ihn noch an die Unstrut und focht tapfer wider die Sachsen 1075. Dann erklärten er und Welf, der Herzog von Baiern, das verflossene Blut gereue sie, weiter helfen sie dem Könige nicht. Und da nun Gregor den mehrfach bedrohten König absetzte und in den Bann that, und kein Herzog mehr zu dem Gebannten hielt, beschlossen Welf und Rudolf mit etlichen nach Ulm beschiedenen Bischöfen zur Einsetzung eines Königs eine Versammlung zu halten. Heinrich eilte über die Alpen nach Canossa, verhinderte aber durch alle seine Demüthigung nicht, was die Fürsten und Bischöfe wünschten. Im März 1077 wurde auf des Mainzers Vorschlag Rudolf von Schwaben zum König ausgerufen; die Städte aber und selbst die Bischöfe von Augsburg, Constanz, Straßburg und Speier, auch St. Gallen hielten zu Heinrich. Es folgte ein Krieg, der Schwaben und Franken greulich verheerte, bis Menschen den Pflug ziehen mußten; viele Familien, wie die Grafen von Achalm, theilten sich nach verschiedenen Richtungen. Vor T ü b i n g e n (Twingia) lag Heinrich längere Zeit 1078 und verlor dort einen seiner treuen Nellenburger, den Erzbischof von Trier. Damals starb auch eine Hauptstütze Rudolfs, Berchtolt, Herzog von Zäringen, dem die Verwüstung seiner Güter den Verstand geraubt hatte, auf der Lintburg (hinter Weilheim) und wurde in Hirsau begraben. Mit dem Herzogthum Schwaben belehnte Heinrich den treuen Hohenstaufen Friedrich,

Rudolf dagegen seinen eigenen Sohn. „O Jammer!" ruft da ein Chronist, „alles ist doppelt geworden, die Päpste, die Bischöfe, die Könige und die Herzoge."

Nachdem erst Rudolfs Gemahlin in dürftigen Umständen auf Hohentwiel gestorben war, kam es 1080 zur Schlacht an der Elster, darin Rudolf so ziemlich siegte, aber selbst die rechte Hand verlor, wie es heißt durch Gottfrieds von Bouillon Schwert. Verblutend, sagte er zu den Bischöfen: dieß ist die Hand womit ich meinem Herrn den Eid der Treue geleistet; nun sehet zu, ob ihr mich den rechten Weg geführt habt! Er wurde in Merseburg bestattet, wo die Hand noch zu sehen ist.

Indem wir hier etwas stille halten, bemerken wir, daß in Folge der ungarischen Raubkriege die Städte und Mauern zusehends größere Bedeutung erhielten; in Ulm (1005) und Eßlingen 1077 wurden nun schon Reichstage gehalten, wie in Augsburg, Zürich, Constanz, Straßburg. Marbach wurde 1009 eine Münzstätte, und von Hall giengen jetzt die ersten „Heller" aus. So wichtig waren damals schon diese Städte, während man von Stuttgart noch nichts wußte. Von den vornehmsten Herrschergeschlechtern, die damals blühten, ist auszuzeichnen das der Welfen von Ravensburg, die um 910 das Kloster Altdorf gründeten und als es 1053 abbrannte, Weingarten dafür stifteten, — dann die Zäringer, wohl mit den ersten Herzogen Alemanniens verwandt und fortgesetzt in den Herzogen von Teck, wie in den Markgrafen von Baden. — Ferner die Grafen von Berg und Schelklingen, ein altalamannisches Geschlecht, das bei Ehingen an der Donau seinen Stammsitz, in Zwiefalten sein Begräbniß hatte. Einer derselben wurde von dem großen Slavenbekehrer Otto Bischof in Bamberg dazu vermocht, um 1115 seine drei Töchter an die Herzoge von Böhmen und Polen und an den Markgrafen von Mähren zu vermählen. — Endlich das fränkische Geschlecht der Calwer Grafen, deren Ahnherr Adalbert 820 das Kloster Hirsau stiftete. Nachdem ein späterer Graf es zerstört oder doch

der Güter beraubt hatte, kam Papst Leo IX. selbst nach Calw 1049 und bewog seinen Neffen, Adalbert II, es zu erneuern. Klöster und Kirchen stiften wurde fortan dieses Grafen wichtigstes Streben, bis er endlich selbst als Mönch in Hirsau sich zur Ruhe begab. Der nächste Papst Viktor II. war selbst ein Graf von Calw. Uebrigens entsetzte Adalbert seinen ersten Abt Friedrich, einen schwäbischen Edelmann, weil der in geistlichen Dingen sich nicht kommandiren lassen wollte. Er wählte den geistvollen Baiern Wilhelm zum Nachfolger, der 1069—91 die Zahl der Mönche von 15 auf 150 brachte und ihnen die Handarbeiten abnahm, für die er Laienbrüder einführte, von welchen auch das ganze neue Kloster gebaut wurde. Die Mönche aber pflegten nun die Wissenschaften, besonders Mathemathik, Astronomie und Studium der Classiker; nach dem Muster der Clügny Congregation wurde auch stetes Schweigen und für Nothfälle eine Zeichensprache angeordnet. Wilhelm selbst ritt nur auf einem Esel und hat viele Klöster (Weilheim, Reichenbach 1082, Blaubeuren 1085, Zwiefalten 1089, Isny 1090) eingerichtet oder reformirt, auch selbst den großen Gregor VII. in Rom besucht und in weitem Kreise alle ernste Bestrebungen nach seinem Verständniß treu gefördert. — Berühmt war als Componist der Veringer Grafensohn Hermann der Contrakte, 1013 in Saulgau geboren, später Benedictiner in St. Gallen und Reichenau, wo er 1054 starb; das Salve regina und alma mater redemptoris soll ihm die h. Jungfrau selbst in die Feder dictirt haben. Er zeichnete sich zugleich als gefühlvoller Dichter und gründlicher Mathematiker aus, konnte arabisch studiren und zur Abwechslung Uhren oder Orgeln fertigen. Sein ungemeines Lehrtalent machte Reichenau weltberühmt.

Unter den Kirchenfürsten ist keiner bedeutender als Bischof Ulrich von Augsburg (923—73), der in St. Gallen gebildet, seinen Sprengel aufs trefflichste bediente und überwachte, während er eine Stütze des Kaisers war und

in der Ungarnoth als Retter seiner Stadt, ja ganz Oberdeutschlands galt. Er war der erste Heilige, den ein Papst machte; 993 hat Johann XV. ihn canonisirt. Ein anderer Heiliger wurde der Welfe Konrad, durch Ulrichs Empfehlung Bischof von Constanz († 976), der dreimal ans heilige Grab gewallfahrtet war. — Zu den schreienden Uebeln der Zeit gehörte unzweifelhaft die Simonie, der Handel mit geistlichen Stellen; es läßt sich nachweisen, wie manch einer Bischof wurde durch Geld, das er an den König oder seinen Hof gelangen ließ. Der Constanzer Karl wurde darüber von seinen Untergebenen angeklagt und so stark gieng nun die Strömung auf Reinigung der Kirche, daß König Heinrich ihn nicht halten konnte. Er wurde auf einer Kirchenversammlung in Mainz 1071 abgesetzt und mußte Ring und Stab dem Lehensherrn zurückgeben; der König erwirkte nur, daß das nicht in öffentlicher Versammlung geschah. Karls Nachfolger Otto suchte dann die verheiratheten Priester zu schützen, wurde aber darüber vom Volke gehaßt, als welches bei solchen bald keine Messe mehr hören wollte. 1080 wurde er auf einer römischen Synode verflucht und die Priesterehe auch in ganz Schwaben abgeschafft.

VII. Schwaben unter den Hohenstaufen.

1080—1250.

Durch die Ernennung eines Hohenstaufen zum Herzog von Schwaben rückt nun der Mittelpunkt unserer Geschichte von der Bodenseegegend mehr in die Mitte des Landes. Der Vater des neuen Herzogs war ein schlichter Herr von Büren (Wäschenbeuren), der eine begüterte Elsäßerin heirathete. Der Sohn erst baute die Burg auf dem Stauf (Fels); die Kapelle im Dorf Hohenstaufen scheint von dessen Enkel gegründet zu sein. Ueberraschend schnell stieg dies Haus zur höchsten Ehre, um eben so gewaltig zu fallen.



Kapelle im Dorf Hohenstaufen.

Heinrich IV. hatte keinen treueren Mann als Friedrich von Staufen; er knüpfte ihn noch fester an sich, indem er ihm seine einzige Tochter Agnes zum Weibe gab. Dem Schwiegersohn blieb es überlassen, Südwestdeutschland gegen die vereinte päpstliche, welfische und zäringische Partei zu schützen. Da wurde nun wechselseitig gesiegt,

verheert, verflucht, verrathen; der Zäringer Berthold II., der Rudolfs Tochter geheirathet und später selbst Gegenherzog wurde, verlor einmal durch den Verrath der Bürger seine Veste Hohentwiel, dagegen drang Welf IV. mit falschen Schlüsseln in Augsburg ein und ließ den Bewohnern nur das nackte Leben. Ein Hirsauer Mönch Gebhard, der Bruder Bertholds, wurde 1084 auch Gegenbischof in Constanz und behauptete seinen Sitz zuletzt unangefochten. Dafür machte der König den Bruder seines Friedrich zum Bischof in Straßburg. So wogte denn der Kampf weiter in Staat und Kirche, wenn die Vorkämpfer fielen, sich auf die nächste Generation vererbend; es half auch nichts, wenn er sich zeitweise mehr nach Italien zog, Rauben und Morden währte doch in Schwaben bis zur Ermüdung fort. Auf dem Donaufeld bei Rotenacker beschlossen endlich 1093 die meisten Fürsten, Ruhe eintreten zu lassen, so daß man in geistlichen Dingen dem Bischof Gebhard, in weltlichen dem Berthold II. gehorche. Allmählich aber kams zur Theilung. Berthold begnügte sich, den Süden um Zürich her als sein Herzogthum zu behalten und Friedrich als gleichberechtigten Herzog im eigentlichen Schwaben anzuerkennen, und 1103 wurde der Landfriede beschworen. Edle Schwaben, denen es im zerrütteten Vaterlande zu eng wurde, schloßen sich auch schon 1096 dem ersten Kreuzzug an, wie jener Hohenstaufische Bischof von Straßburg, oder folgten später nach, wie Welf IV., der sich 1096 mit Heinrich IV. ausgesöhnt hatte. Friedrich selbst versuchte noch des Kaisers Sohn umzustimmen, als der sich zur Empörung verleiten ließ; aber des Papstes Segen, durch Bischof Gebhard verkündigt, war stärker; der Sohn fuhr fort, seinen Vater bis zu dessen Tod zu bekriegen. Kurz vor diesem starb Friedrich 1105 und wurde in dem von ihm gestifteten Kloster Lorch begraben.

Sein Sohn, Herzog Friedrich II. (1105–47) war ein ebenso treuer Diener Heinrichs V., jenes unnatürlichen Sohnes; ebenso sein Bruder Konrad, der im frän-

kischen Theile waltete. Friedrich und der Graf Gottfrid von Calw erscheinen fast als unzertrennliche Räthe des Kaisers in seinem schwierigen Streit mit den Päpsten; den letztern hat er darum auch zum rheinischen Pfalzgrafen erhoben. Die Welfen und Zäringer hielten sich wenigstens ruhig. Wo sich's aber sonst in Deutschland regte, war Friedrich bei der Hand, die Empörer niederzuwerfen, daher er auch schon 1119 sammt seinem Bruder von des Papstes Bannfluch getroffen wurde. Auf dem Wormser Reichstag 1122 kam endlich der Friede zu Stande, der den 50jährigen Kampf beendete: der Papst hatte hinfort die Kirchenfürsten mit Ring und Stab, der König mit dem Scepter zu investiren. Als Heinrich V. kinderlos starb 1125, ernannte er Friedrich zu seinem Erben; der Mainzer Erzbischof aber veranlaßte eben darum die Fürsten, lieber den Sachsenherzog Lothar zum König zu wählen. Friedrich fügte sich leidlich, mochte aber die kaiserlichen Güter nicht herausgeben und verfiel darum in die Reichsacht. Da hatte das hohenstaufische Brüderpaar einen harten Kampf zu bestehen, der hauptsächlich um die Städte Speier, Nürnberg und Ulm wogte. Ihr Verlust nöthigte es 1134 zur Unterwerfung. Es ereigneten sich aber wunderliche Zwischenfälle. Auch der Baiernherzog Heinrich hatte, obwohl sein Schwager, Friedrich bekriegt, einmal vor Ostern 1229 aber besuchte er ihn in Zwiefalten, eine Ausgleichung zu versuchen. Nachts jedoch zündete er die Wohnung des Hohenstaufen an, daß dieser kaum entrann, und verfolgte den Fliehenden mit gezücktem Schwert durch's Kloster, bis derselbe sich im feuerfesten Kirchthurm geborgen hatte. Von dort herab rief ihm Friedrich zu, sich zu flüchten, ehe seine Getreuen ihn umringen, und rächte sich nachher an dem tückischen Welfen durch einen Brandzug gegen Ravensburg und Memmingen. Und doch mußte dieser Heinrich dem Kaiser, der ihn zum Mord des Schwagers aufforderte, schriftlich bekennen, Friedrich habe ihn stets wie ein Bruder geliebt. Heinrich war's dann, der Ulm eroberte

und, die Kirchen ausgenommen, verbrannte; der Kaiser selbst aber verheerte Schwaben, wie man's bisher von keinem Könige erfahren hatte.

1153 bewirkte der h. Bernhard die Aussöhnung beider Hohenstaufen mit Lothar; und eben diese Demüthigung führte zur Erhöhung. Als nämlich Lothar 1137 starb, hielt sich sein stolzer Tochtermann Heinrich, dem Baiern und Sachsen gehörten, schon für seinen Nachfolger. Die Fürsten aber wählten lieber den machtlosen, leutseligen Herzog Konrad, mit welchem also das schwäbische Haus den Königsthron bestieg. Doch der stolze Heinrich und sein Bruder Welf IV. wehrten sich mit den Waffen gegen den Aufkömmling. Damals belagerte Konrad Weinsberg und schlug Welf, der es entsetzen wollte, auf's Haupt; am Thomastag 1140 ergab sich die Burg. Sie wurde 100 Jahre später die Weibertreue genannt, weil die Weiber ihre Männer herausgetragen haben sollten, als den einzigen Schatz, an dessen Rettung ihnen liege. Als dieser Krieg sich zu legen schien, ließ sich Konrad zum Kreuzzug bewegen, den der h. Bernhard von Clairvaux predigte, und auch sein Neffe Friedrich nahm das Kreuz. Im Gram hierüber, aber noch gesegnet von Bernhard, der den Kranken besuchte, starb Herzog Friedrich II. 1144. — Und nun folgte ihm eben dieser hochbegabte Sohn, (Herzog Friedrich III. — 1152), der als Kaiser 1152 —1190 den schwäbischen Namen weltbekannt machen sollte. Er begleitete erst seinen Oheim auf dem unglücklichen Kreuzzug, wo er sich vor Damaskus im Kampf auszeichnete, eilte aber dann nach Schwaben zurück, dessen Friede von Welf VI., der früher heimgekehrt war, schwer gestört wurde. Nachdem er die Ruhe hergestellt, wurde er zum König gewählt, gab des gestorbenen Oheims Sohn, Friedrich IV. (1152—67) das Herzogthum Schwaben und zog bald nach Italien, wo er vom Papst 1155 gekrönt wurde. Die Thaten dieses Barbarossa, wie die Welschen den Rothbart nannten, stehen in der Weltgeschichte verzeichnet und müssen hier übergangen werden.

Der Herzog Friedrich wurde schon früh, etwa 13jährig, mit dem Ritterschwert umgürtet und brauchte dasselbe tüchtig in den Kriegen seines Vetters, wie bei der Einnahme Mailands 1162. In Schwaben gab es auch Händel. Der Pfalzgraf Hugo von Tübingen traf bei Möringen einige Straßenräuber, zerstörte ihre Burgen, vergab dann zwei der Schuldigen, hängte aber den dritten, einen welfischen Mann. Gleich belagerten die Welfischen die Burg Tübingen 1164, und kaum war nach heißen Kämpfen Friede geschlossen, so kehrten sie wieder und schleiften des Pfalzgrafen Burgen (Pfalzgrafenweiler, Hildrizhausen rc). Der Kaiser erkannte auf dem Reichstag in Ulm 1166 den letzteren als den Friedensbrecher und versöhnte die Welfen, indem er ihnen den Tübinger in Haft gab. Herzog Friedrich aber starb an der Pest auf dem nächsten Römerzug, nachdem er eben die Peterskirche erstürmt hatte, und Herzog wurde nun des Kaisers Söhnlein Friedrich V. (1167—91).

In Italien mußte der Kaiser dem Bunde der Lombarden und des Papstes weichen; in Deutschland aber söhnte sich der greise Welf VI. so gründlich mit ihm aus, daß er ihn zu seinem Erben einsetzte und ruhig blieb, als sein Neffe, Heinrich der Löwe, vom Kaiser geächtet wurde. Viel weilte der Rothbart nun in Ulm, Eßlingen, Hohenstaufen, Giengen und Constanz; mit nie gesehener Pracht feierte er bei Mainz 1184 die Schwertleite seiner beiden Söhne; dann aber bewog ihn die Nachricht vom Fall Jerusalems, das Kreuz zu nehmen 1188. Herzog Friedrich zog mit dem greisen Vater, verlobte sich unterwegs mit der ungarischen Königstochter und hatte dann den Vorstritt in Thracien wie in Asien. Damals hat's ein Ulmer mit 10 Türken zumal aufgenommen und ihrer 9 erschlagen, worauf der zehnte sich in den Fluß warf. Am 10. Juni 1190 aber traf den Kaiser im Fluß Seleph der Schlag, sein Sohn, der nunmehrige Führer starb vor Akko 1191, und vom ganzen großen Kreuzheer kehrten nur wenige heim.

Als Herzog folgte ihm sein Bruder Konrad (—1196), ein kühner Krieger, aber wilder Lüstling, während der ältere Bruder, der Kaiser Heinrich VI. wohl hochstrebend und scharf berechnend, aber ziemlich herzlos war, wenn er auch gefühlvoll dichten konnte. Jener wurde bei Durlach erschlagen, als er auf einer Fehde gegen die Zäringer der Ehre einer Frau nachstellte, und ein Jahr darauf starb der gefürchtete Kaiser in dem kaum erst eroberten Sicilien. Der jüngere Bruder, der zarte, milde Philipp, der eben zum Herzog von Schwaben ernannt, mit seiner griechischen Braut Irene sich hatte trauen lassen 1197, wollte erst nur Vormund des Neffen sein, wurde aber von den Fürsten bestürmt, die Königskrone anzunehmen, und ließ sich mit Noth dazu herbei 1198. Alsbald wurde auch ein Welfe, Otto, zum Gegenkönig erwählt und 10 Jahre lang wüthete wieder wilde Fehde, so doch, daß Schwaben, wo der Pfalzgraf von Tübingen und die Grafen von Calw, Wirtemberg, Zollern, Urach, Vaihingen für Philipp waren, mehr verschont blieb. Papst Innocenz III. freilich that Philipp und seine Anhänger in den Bann; allein dieser wußte solche Fortschritte zu machen, daß der Papst ihn davon löste. Da wurde der gute Mann vom Wittelsbacher Pfalzgrafen meuchlings erschlagen 1208, der letzte Hohenstaufe, der ein deutsches Grab fand. Am Schrecken und Kummer verendete auch Irene, „die Rose sonder Dorn, die Taube sonder Galle." Sie liegt in Lorch begraben.

Nun war Otto IV. (1208—15) unbestrittener Herr in Deutschland wie in Schwaben; er verzieh allen Freunden Philipps und ließ sich dessen Tochter antrauen. Bald aber trotzte er dem Papst, und verfiel nun auch seinerseits dem Banne, während Heinrichs VI. Sohn, Friedrich II., bisher in Sicilien erzogen, über die Alpen nach Constanz eilte 1212 und bald alle Freunde des staufischen Hauses an sich fesselte. Er herrschte nun über Deutschland (—1250) und setzte sein Söhnlein Heinrich als Herzog über Schwaben (1217—35) unter tüchtigen Vormündern.

Dieser schlug aber so wenig ein, daß er sich endlich gegen den meist in Italien festgehaltenen Vater empörte. Der Kaiser eilte herbei und der Sohn, von allen verlassen, mußte sich ihm in Wimpfen übergeben 1235, starb auch 1242 im Gefängniß. Schwaben wurde einem besseren Sohne, Konrad IV. verliehen (1235—54). Allein jetzt erfüllte sich das Verhängniß dieses Hauses: Friedrich wurde 1239 von des Papstes Bannstrahl getroffen und mit dem Frieden in Deutschland war es nun für lange aus. Damals nahten auch die Mongolenschwärme und brachen in Schlesien und Oestreich ein; in Eßlingen bekleideten sich die Herren 1241 mit dem Kreuz gegen diese Heiden, die jedoch bald abzogen. Dagegen wählten die Erzbischöfe einen Gegenkönig, Heinrich Raspe, der 1246 bei Frankfurt siegte, weil die Grafen von Wirtemberg und Gröningen ihrem Herzog untreu wurden. Raspe belagerte dann Ulm, wurde aber geschlagen, wie auch Reutlingen sich seiner Angreifer glücklich erwehrte. Friedrich, von offenen und geheimen Feinden zu Tode gehetzt, starb 1250 in Fiorentino; seinen Erben Konrad, der auch nach Italien gezogen war, raffte 1254 ein Fieber weg und dessen Sohn Konradin, der unter der steigenden Verwirrung wenigstens Herzog in Schwaben genannt blieb, lockte ein mißverstandener Ruf nach Italien auf die Schlachtbank († 1268). Die Hohenstaufen verschwinden damit vom Schauplatz.

Unter den Hohenstaufen kamen etliche Geschlechter, während die Calwer u. a. sanken, zu größerer Bedeutung. So die Grafen von Helfenstein, deren einer Gotfried 1184 Bischof von Wirzburg wurde, nachdem er schon lange dem Rothbart als Kanzler gedient hatte; er wars, der ihn hauptsächlich zu seinem Kreuzzuge veranlaßte, auf dem er auch starb. Die Burgen Spitzenberg, Hiltenburg und die Grafschaft Sigmaringen gehörten zu diesem Hause, und der Geislinger Zoll gewährte ihm reiche Einkünfte. Die Grafen waren um 1300 so üppig, daß einer seine Pferde mit Silber beschlagen ließ. Am Ende mußten

sie doch alles an die Reichsstadt Ulm verkaufen. — Dann die Grafen von Zollern, von denen unser Kaiserhaus abstammt. Ein Zweig dieser langsam aufsteigenden Familie waren die Grafen von Hohenberg, in Rotenburg ansäßig und bis Altensteig und Wildberg hin begütert. Albrecht, der einflußreiche, kräftig waltende Schwager König Rudolfs, glänzte auch unter den Minnesängern († 1298). — Die Grafen von Tübingen, s. 1148 Pfalzgrafen genannt, weil sie für den königlichen Hof Gericht und Verwaltung ausübten, besaßen reiche Güter im Nagoldgau (Herrenberg, Horb) und um Blaubeuren, und leisteten den Hohenstaufen treue Dienste. Während sie herabkamen, blühten die Zweige der Grafen von Montfort (s. 1158) bei Tettnang noch lange fort. — Die Grafen von Urach, verwandt mit denen von Achalm, ererbten 1218 von den Zäringern das schöne Freiburg und Ahnherrn des noch blühenden Fürstenberger Hauses. Ein Graf Kuno wurde nicht nur Abt von Clairvaux und Citeaux, sondern auch Kardinal und päpstlicher Legat für die Kreuzzüge; die angebotene Papstkrone lehnte er 1227 ab und stiftete das Kloster Güterstein. — Von den Herrenhäusern ist keines höher gestiegen, als das von Hohenlohe (Hoher Wald), das 1150 auftritt und in Mergentheim sein Heiligthum hatte. Heinrich wurde 1244 Hochmeister des Deutschordens mit der Landeshoheit über Kurland, Litauen und Semgallen, während sein Bruder Gotfrid treu zu den gebannten Hohenstaufen hielt und auch als Dichter berühmt war. — Reichsschenken der Hohenstaufen wurden etwa s. 1200 die Herren von Limpurg (bei Hall), Reichsmarschälle die von Rechberg 1194, Truchsesse die von Waldburg, mit denen auch die Schenken von Winterstetten verwandt sind.

Während bisher die Klöster, (auch noch 1078 Komburg, 1093 Wiblingen, 1095 Alpirsbach, Neresheim, 1102 Lorch) dem Benediktinerorden angehört hatten, brachte der heilige Bernhard von Clairvaux um 1100 (S. 34) eine strengere Richtung in Aufnahme. Die Cistercienzer,

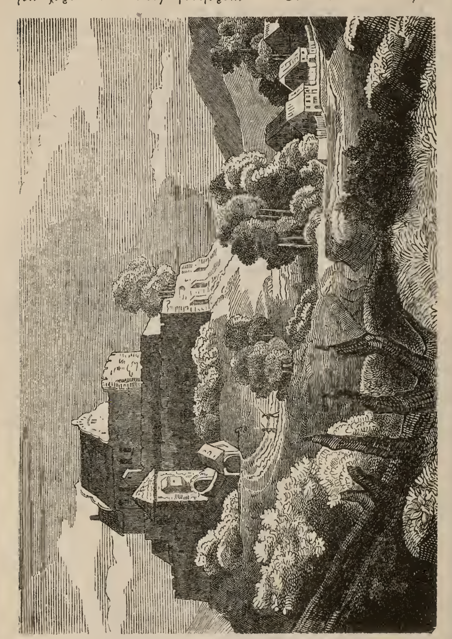
wie man sie (vom Vorbilde Citeaux) hieß, gründeten Maulbronn (1146), von dem sich Schönthal schon um 1157 abzweigte, sodann Herrenalb 1149, Bebenhausen 1190; und Nonnen dieses Ordens kamen nach Rotenmünster, Lichtenstern u. s. w. Augustiner ließen sich in Denkendorf (1130) und Adelberg nieder, Prämonstratenser gabs 1145 in Weissenau, Roth ꝛc.; Franziskaner oder „mindere Brüder" zuerst in Ulm 1229 und Hall, dann fast gleichzeitig mit Dominikanern (Predigtbrüder) in Eßlingen, wo auch geistliche Spitäler um dieselbe Zeit auftreten. Kirchberg, Kirchheim, Sirnau, Gotteszell, Reuthin, Steinheim, Mariaberg ꝛc. wurden alle bis 1260 den Dominikanern eingeräumt. Johanniter setzten sich 1263 in Detzingen, der deutsche Orden 1219 in Mergentheim und Alshausen fest, nachdem schon Friedrich I. seine Pfalz in Heilbronn demselben geschenkt hatte. Dieses „Deutsche Haus" erhielt dann 1208 ein Asylrecht, das erst 1804 aufgehoben wurde. Durch diese Anstalten kamen die bildenden Künste in immer höheren Schwung, während der Minnegesang besonders von Edelleuten gepflegt wurde. Gotfried von Neifen, Ulrich von Winterstetten, ein Herr von Stammheim, auch Konradin haben uns Gedichte hinterlassen. Die ersten Stadtschulen (in Isny, Kirchheim) werden um 1240 erwähnt.

VIII. Die Grafen von Wirtemberg.

1250–1495.

Unser Regentenhaus reicht weiter hinauf als sein Name. Es führten nämlich die alten Grafen von Nellenburg-Veringen und die Grafen von Grüningen (bei Riedlingen), Abkömmlinge der alten Herzoge von Alamannien, das gleiche Wappen, das wir später auch bei unsern Grafen antreffen, drei Hirschhörner; und in einer großen Menge von Ortschaften waren Veringen, Grüningen und Wirtemberg zugleich begütert. Die Veringer

aber scheinen auch mit den Welfen verwandt; so daß die Wirtemberger möglicherweise die männliche Linie der Welfen jetzt allein noch fortsetzen. — Der alte Name ihres



Schlosses auf dem Rothenberg ist Wirdeneberg oder Wirtemberc. Man muthmaßt, daß es noch von den Kelten den Namen behalten hat, der rother Berg bedeutet. Die Burg wurde um 1080 erbaut und ihre Kapelle durch Bischof Adalbert von Worms 1083 eingeweiht. Wahrscheinlich ist ein Grüninger oder Veringer Grafensohn durch eine Heirath in den Besitz einiger Ländereien im Neckar- und Remsthale gekommen, und hat sich dann mit Glück auf Haushalten und Erwerben gelegt. Konrad (um 1090) der Sohn einer Luitgard von Beutelspach und eines Grafen Mangold von Veringen-Sigmaringen, heißt der erste Graf von Beutelspach oder Wirtenberg, der in der beglaubigten Geschichte auftritt, während sein Bruder Bruno Abt von Hirsau war. Seine Nachfolger schloßen sich an die Hohenstaufen an, und kommen häufig im Gefolge der Kaiser Friedrich I., Friedrich II. und des Königs Philipp vor. Im J. 1228 z. B. zog Graf Konrad von Wirtemberg-Grüningen mit Friedrich II. in das heilige Land. Ihre beiderseitigen Stammgüter grenzten zusammen, und so lange die Hohenstaufen mächtig waren, ließ sich von ihrer Freundschaft Nutzen ziehen. Als aber die Sonne ihrer Herrlichkeit am Untergehen war, wurden die Grafen von Wirtemberg und Grüningen dem vieljährigen Bund untreu. Doch dürfen wir nicht übergehen, daß nach der Ermordung Philipps (S. 36) Graf Ludwig II. von Wirtemberg der einzige von allen schwäbischen Grafen gewesen ist, welcher die Witwe desselben, die Kaiserin Irene, nach Hohenstaufen zum Sterben geleitete. — Treuere Bundesgenossen hatten die Hohenstaufen an den schwäbischen Reichsstädten, die ihnen unwandelbar ergeben blieben. Bei einer Zusammenkunft von hohen Herren in Hall wurden Papst, Bischöfe und Prälaten für Ketzer erklärt, die natürlich keine Sünden vergeben können, und ein Prediger forderte zur Fürbitte für die „frommen und gerechten Fürsten" Kaiser Friedrich und König Konrad auf. Groß war doch die Schuld der Pfaffen, wenn sie z. B. den König Konrad 1250 in Re-

gensburg ermorden wollten; da schob der treue Fritz von Evensheim noch rechtzeitig seinen Herrn in einen Winkel, legte sich in sein Bett und empfieng für ihn den Todesstoß. Wie übrigens mit dem Sinken des schwäbischen Kaiserhauses sich das Haus Wirtemberg erhob, um wo möglich an seine Stelle zu treten, so sind auch späterhin die drei schwarzen hohenstaufischen Löwen an die Stelle der Reichssturmfahne in das württembergische Wappen gekommen.

1. Ulrich der Stifter. 1241—1265.

Mit diesem Ulrich (Udalrich) beginnt die ununterbrochene Reihe wirtembergischer Grafen, und ebenso die württembergische Geschichte; denn die Geschichte der Fürsten und des Volkes ist Eine. Was Wirtemberg ist, das ist es durch seine Fürsten geworden; sie gaben ihm seinen Namen, seine Ausdehnung, seine Verfassung; um sie herum reihten sich die verschiedenen Landestheile nach und nach zu einem Ganzen; sie verknüpften durch Kauf, Tausch, Heirat, Unterhandlung, seltener durch Eroberung, die einzelnen Gegenden des Landes mit ihren Stammgütern. Der erwerblustige, häusliche, klugberechnende Sinn dieses Hauses, der mit wenigen Ausnahmen allen Gliedern desselben eigen war, hat Württemberg zusammengebracht und zusammengehalten; und die ganze Geschichte zeigt, daß sie darin nach einer Art von Instinkt, d. h. nach einem göttlichen Triebe, verfuhren und das zu einem Volke zusammenbauten, was zusammengehört. Die Fürstenberger Linie der Uracher Grafen allein ausgenommen, haben sie alle ihre Genossen überlebt; und das gehört mit zu der göttlichen Regierung der Volksgeschicke.

Ulrich „mit dem Daumen“ (weil seine rechte Hand einen ungewöhnlich großen Daumen hatte) heißt auch „der Stifter,“ weil er das Stift zu Beutelsbach, das Erbbegräbniß seiner Vorfahren erweiterte. Sonst finden wir übrigens nur sehr selten, daß die Grafen von Wirtemberg etwas an Kirchen und Klöstern verschenkten, was

damals so häufig geschah; sie hielten ihr Eigenthum zusammen und suchten es vielmehr zu vergrößern, wozu ihnen auch die Umstände sehr günstig waren. — Es war die Zeit, da die Grafen ihre Gerichtssprengel zu Herrschaften umzuwandeln suchten, und die letzten Hohenstaufen hatten so viele Gerechtsame hingegeben, um die Fürsten zu gewinnen, daß jetzt auch die kleineren alle nach Landeshoheit strebten. Aber auch die Kirche bot hohe Preise für gelegene Dienste. Der Kaiser war vom Papst geächtet und wer ihm helfen würde, mit dem Bann bedroht. Vor der Kirche aber hatte man alle Ursache, sich zu fürchten. Allein daß Ulrich und sein Vetter Graf Hartmann von Grüningen in der Schlacht bei Frankfurt (S. 37) mit 2000 Rittern und Armbrustschützen von König Konrad IV. zu Heinrich übergiengen und dadurch diesem den Sieg verschafften (1246), war einmal nicht ehrlich gehandelt, obwohl damals im Namen des Papstes alles erlaubt war. Unwillkührlich fühlen wir uns mehr zu den Reichsstädten gezogen, welche dem Gegenkönige so keck widerstanden, wie Ulm, das ihn in die Flucht schlug (S. 37) und Reutlingen, welches nach seinem Tode noch den Andrang seines Heeres muthig aushielt. An Pfingsten 1247 gelobten die Reutlinger der Mutter Gottes ein herrliches Haus zu bauen, falls sie ihnen helfe; und als ihnen der Sieg geglückt war, bauten sie über dem gewaltigen (126′ langen) Sturmbock, den sie erbeuteten, eine Marienkirche, die 1343 vollendet wurde.

Die beiden Grafen aber fuhren fort, ihren König und Herzog zu bekämpfen; Ulrich selbst nahm 1251 eine Gesandtschaft der schwäbischen Großen an Papst Innocenz IV. nach Lyon an. Für seine Dienste empfieng er etliche Reichslehen und die Schirmvogtei des Klosters Denkendorf, Hartmann dagegen Markgröningen mit der Reichssturmfahne. Ein späterer Bewerber um die Königswürde, Richard von Cornwallis, gab Ulrich für seine Ergebenheit eine Summe von 1000 Mark Silber, während zu gleicher Zeit die Vormünder Konradins ihn für diesen

zu gewinnen suchten. Sie verliehen ihm die Marschallswürde im Herzogthum Schwaben, die Schirmvogtei über Ulm und das dortige Halsgericht. Dadurch bekam er die Mittel an die Hand, seine Besitzungen durch Kauf zu vergrößern: denn von dem Sprüchlein: „Niemand kann zween Herren dienen," scheint er nicht viel gewußt zu haben. Im J. 1251 kaufte er vom Bischof von Constanz das Schloß Wittlingen nebst Zubehör; 14 Jahre später vom Grafen von Fürstenberg Urach mit Münsingen. Irgendwie gewann er Schorndorf und Waldhausen von den Hohenstaufen, während Waiblingen, Cannstatt, „Stutgarten" (a. 1229), Leonberg nebst allerhand Dörfern und Gütern das Stammgut des wirtembergischen Hauses ausmachten, abgesehen von den Besitzungen in Oberschwaben wie Audelfingen, Gröningen, Altshausen 2c., welche mehr der andern Linie gehörten. So hieß es damals schon, der Wirtemberger beherrsche Schwaben mit Hilfe seiner Blutsfreunde. Uebrigens wird Ulrich wie seine Vorfahren auf dem Altenburger Feld bei Cannstatt dem Landgericht „zu Stein" noch vorgestanden sein. Die Grafen aber machten sich's zur stehenden Aufgabe, ihre Rechte und die Grenzen ihres keineswegs abgeschlossenen Gebiets zu erweitern, und was von fremden Bestandtheilen dazwischen lag, unter ihren großen Daumen zu bringen. Sie kauften und erwarben so lange, bis alle Lücken ausgefüllt waren.

Am 25. Febr. 1265 starb Graf Ulrich, der wohl der Stifter genannt zu werden verdient, denn er legte den Grund zu der Macht des wirtembergischen Fürstenhauses, und sein „Territorium" war, als er von hinnen zog, fast um die Hälfte vermehrt. Von seiner ersten Gemahlin, einer badischen Markgräfin, hinterließ er einen Sohn, Ulrich II., und von der zweiten, einer Herzogin von Liegnitz, wurde nach seinem Tode Eberhard I. geboren. Sein Vetter Hartmann von Grüningen erlebte noch allerlei Demüthigung und starb 1280 als Gefangener auf dem Asperg. Seine Nachkommen verpflanzten sich späterhin nach Oesterreich, wo der letzte derselben um 1650 starb.

Auf ihrer Seite gings immer mehr herab, während die wirtembergische Linie auf der Bahn der Macht und Ehre mit jedem Jahrhundert höher emporstieg.

2. Ulrich II. und Eberhard der Erlauchte. 1265—1325.

Ulrichs Nachfolger war sein Sohn **Ulrich II.**, der jung starb 1279, worauf dessen Bruder Eberhard die Regierung antrat. Er lebte in einer Zeit, wo man mit Klugheit und Entschlossenheit zu etwas kommen konnte: denn wenn ein Baum mit reichen Früchten umgeworfen wird, so haben's diejenigen am besten, die zuerst auf den Platz kommen. Eine solche Gelegenheit, Macht und Besitz zu verstärken, gewährte die herrenlose Zeit, da besonders in Schwaben mit dem Aufhören des Herzogthums alles drunter und drüber gieng. Die Bischöfe beuteten wie die Grafen diese Zeit für sich aus, daher die Baiernherzoge, die Konradin sterbend zu seinen Erben eingesetzt hatte, mit dem Augsburger in Fehde geriethen, der Graf von Habsburg mit dem Straßburger und dem Basler &c. Der Stärkere fiel über den Schwächeren her, und statt des Landrechts galt das Faustrecht. Da wählte man endlich, eben wegen seiner mäßigen Macht, den letztgenannten schwäbischen Grafen, den verständigen **Rudolf von Habsburg** zum deutschen König (Sept. 1273), und der Papst bestätigte die Wahl, da Rudolf auf Italien völlig Verzicht leistete. Wie er nun ein Gebot ausgehen ließ, daß Jeder, der in der herrenlosen Zeit Reichsgüter in Besitz genommen, sie wieder herausgeben solle, ward manchem schwäbischen Grafen bange. Der Markgraf von Baden war schon eifersüchtig auf die Erhebung des Habsburgers, und der Böhmenkönig Ottokar, der gegen Rudolf aufstand, sandte ihm Geld, um den Habsburger durch Unruhen in Schwaben festzuhalten. Doch gelang es diesem, den Böhmen 1278 auf dem Marchfelde zu besiegen, worauf er sich und sein Haus hauptsächlich in Oesterreich festsetzte. Der Graf Albrecht von Hohenberg, Rudolfs Schwager, warf indessen den Grüninger darnieder 1280

und suchte den Landfrieden in Schwaben zu sichern, den der Pfalzgraf von Tübingen und andere Herren wieder und wieder störten. Der Hohenberger that dies als Landvogt von Niederschwaben; für Oberschwaben führte dies neue Amt der Graf von Werdenberg. Ebenso ward im nahen Franken Kraft von Hohenlohe als Friedenshüter bestellt. 1284 aber zog der König selbst in's Nagoldthal, um die räuberischen Truchseßen von Waldeck zu bekämpfen und brach ihre fünf Burgen.

Als Ulrich der Stifter starb, war seine Gemahlin Agnes hochschwanger; der Schrecken beschleunigte ihre Niederkunft und sterbend rief sie aus: „Thut hin das Kind; dieweil es lebt, so gibt es allem Lande zu Schwaben zu schaffen mit Kriegen.“ Dieses Kind war Eberhard, der vierzehn Jahre alt Graf wurde. Ihm kamen allerhand Zumuthungen des Königs sehr ungelegen, daher begann er Händel mit dem Hohenberger und den Herzogen von Teck. Rudolf kam selbst nach Eßlingen 1276, wo er den Frieden herstellte. Aber kaum war er fort, so brach der Streit von neuem los. Die Grafen von Grüningen, Helfenstein, Zollern, Montfort, auch der Tübinger Pfalzgraf stritten für Eberhard; andere gegen ihn. Das Land wurde schrecklich verheert. Eberhard zerstörte Weil im Schönbuch, während der König den Kirchhof zu Nürtingen belagerte: denn damals waren die umgemauerten Kirchhöfe Festungen der Landleute, die ihre Habe und ihr Vieh oft dahin flüchteten. Rudolf erstürmte (Sept. 1286) den Kirchhof und zog hierauf vor Stuttgart, das schon eine Belagerung aushalten konnte, solange man nicht mit Kanonen, sondern nur mit „Mangen“ an die Mauern klopfte. Auf dem Platze, der noch die Wagenburg heißt, schlug König Rudolf sein Lager auf. Aber Eberhard wehrte sich tapfer, und obgleich die Mangen tüchtig arbeiteten, konnten doch die Krieger in sieben Wochen nicht eindringen, während im Rücken des Königs bei Hedelfingen und Balingen, von den Bundesgenossen des Grafen blutig gekämpft wurde.



Nach heißem Streit ermüdeten beide Theile: Eberhard bat um Verzeihung und Rudolf gewährte sie gern; der Friede wurde unterzeichnet (10. Nov. 1286) und Alles ohne Schadenersatz auf den vorigen Fuß gestellt; doch mußte Eberhard Stuttgart ausliefern, die Mauern brechen lassen und versprechen, Christen und Juden mit guten Treuen zu bezahlen, was er ihnen schuldig sei.

Ein Mann mit dem Wahlspruch: Gottes Freund und aller Welt Feind! konnte nicht lange Ruhe halten. Ehe man sich's versah, ließ er die zerstörten Mauern wieder herstellen, verweigerte seinen Gläubigern die Bezahlung und half dem Markgrafen von Baden, der Altensteig eroberte, gegen den Hohenberger. Wieder eilte König Rudolf aus dem Elsaß herbei, zerstörte sieben Burgen um Stuttgart und Cannstatt, und zog verheerend durch das Rems- und Filsthal hinauf, um auch den Helfensteiner zu züchtigen (Aug. 1287). Erst im Orte gelang es ihm, Herwartstein (bei Königsbronn) einzunehmen. Unterdessen schlug Eberhard in Verbindung mit dem Pfalzgrafen von Tübingen die Eßlinger bei Untertürkheim und verheerte die Filder. Rudolf war darüber höchst unwillig; doch kam noch einmal in Eßlingen ein Friede zu Stande, in welchem Eberhard versprach, von nun an dem Reiche getreu zu sein und den Schaden zu ersetzen (Okt.). Dießmal hielt er sein Wort; die Einigkeit mit dem König, der noch viel in Schwaben weilte, wurde nicht mehr gestört. Der König hatte gern Schwaben um sich; seinen Vertrautesten, den Minderbruder Heinrich von Isny machte er zum Erzbischof von Mainz. Und die Reichsstädte erfreute er gern durch leutseligen Aufenthalt, wenn er auch die Pfennige zählte; der Eßlinger Schulmeister nannte ihn karger als die Adler.

Sobald Rudolf 15. Juli 1291 gestorben war, griff Eberhard den Hohenberger an; doch kam es bald zum Frieden, der dießmal durch das Verlöbniß der beiderseitigen Kinder gefestigt wurde. (Am 18. Dec. feierte der sechsjährige Bräutigam seine Hochzeit in Rotenburg.)

Mit dem neugewählten Könige, Adolf von Nassau, stand Eberhard anfangs in gutem Vernehmen, so daß derselbe ihm seine Fehde mit Zollern freundlich nachsah und die Königin dem Grafen am Neujahr 1294 eine Tochter aus der Taufe hob; später aber trennte er sich von ihm, und schloß sich an Albrecht von Oesterreich, Rudolphs Sohn, an, der auch in der Schlacht bei Göllheim, den 2. Juli 1298, wo Adolf fiel, die Königskrone erwarb. Zum Dank dafür erhielt Eberhard die lang gewünschte Landvogtei in Niederschwaben, zu welcher auch die Verwaltung der königlichen Rechte und Einkünfte in den Reichsstädten gehörte. Diese gewährte große Vortheile, aber auch Anlaß genug zu Streitigkeiten mit den Reichsstädten, die nur den Kaiser als ihren Herrn anerkannten und die Rechte der Landvögte lieber beschränken wollten, während diese immer auf Erweiterung losarbeiteten.

Wie auf andern Zügen, so begleitete Eberhard auch den König Albrecht 1304 gegen Wenceslaus von Böhmen, und zeigte bei dieser Gelegenheit, daß er, obwohl unter lauter Krieg aufgewachsen, doch kein gefühlloses Herz im Busen trug. Albrecht wollte die Stadt Kuttenberg, welche starken Bergbau trieb, stürmen lassen. Eberhard, im Kriegsrath um seine Meinung befragt, erklärte, das wäre doch gar zu grausam; die meisten Bergleute seien ja Fremde, die man für das Benehmen des böhmischen Königs nicht verantwortlich machen dürfe. Hier mitzuthun wäre nicht ritterlich. Der Baiernherzog trat dieser Meinung bei und der Sturm unterblieb. Indessen merkte Albrecht bald, daß die Beiden es nicht treu mit ihm meinten, sondern von dem Böhmenkönig Geschenke annahmen. Und Eberhard sorgte, daß die erwerblustigen Habsburger ihre Macht nicht über die Alb ausdehnten. Nach Lorch vorgefordert erschien er nicht, daher Albrecht ihn bekriegte. Eberhard wurde 1305 in Markgröningen belagert, blieb aber unbesiegt und schloß einen günstigen Frieden. Dennoch finden wir ihn bald wieder

in Verhandlungen mit dem Böhmen, dessen Silber ihm (1308) half, halb Calw und Asperg zu kaufen.

Wie nun, nach Albrechts Ermordung 1308, Heinrich von Luxemburg zum König erwählt wurde und in Heilbronn allerhand Klagen über den Reichslandvogt zu hören bekam, forderte er den Grafen auf seinen ersten Reichstag nach Speier zur Verantwortung. Eberhard erschien, aber mit einem so großen Gefolge (700 Rossen) daß man wohl sah, er bringe keinen bußfertigen Sinn mit. Vom König hart angelassen, kehrte er im Trotz um. Wollte der König Ordnung im Reiche haben, so durfte er solchen Ungehorsam nicht dulden; er gab ihm zunächst keine Landvogtei, und während er selbst, die Kaiserkrone zu holen, nach Italien zog 1310, wurden Ulm, Heilbronn, Wimpfen, Eßlingen, Nördlingen und andere Städte mit dem Versprechen 7jähriger Steuerfreiheit aufgeboten, Eberhard zu züchtigen. Konrad von Weinsberg, der neue Landvogt, war zum Anführer des Aufgebots ernannt. An ihn schloßen sich die Herzoge von Teck, die Grafen von Hohenberg, Tübingen, Vaihingen, nebst vielen Rittern an. Der Eifer der Reichsstädte, Reutlingen, Rottweil, Gmünd, und namentlich der guten Nachbarin Eßlingen war groß; Eberhard aber stand fast allein. Einmal hatte er sich durch sein gewaltthätiges Benehmen keine Freunde gemacht, und dann hatte er viele Neider. Indessen war's nicht das erste Mal, daß Eberhard durch tiefes Wasser zu gehen hatte; es war der vierte König, dem sich der Graf widersetzte. Dießmal in der Reichsacht, ohne Glück. Eberhard that sein Möglichstes; aber die Zahl der Widersacher war zu groß, sein Freund, der Graf von Oettingen schon gedemüthigt. Die Eßlinger erstürmten im Mai 1311 seine Burg Wirtemberg und zerstörten sie von Grund aus. Das Stift Beutelsbach wurde erobert, und nebst Dorf und Kirche gräulich verwüstet; nicht einmal die Gräber der wirtembergischen Ahnherren schonte man; die Gebeine wurden zerstreut, die Grabsteine zerschlagen, und nur Einer der-

selben ist der Zerstörungswuth entgangen. Der Asperg wurde geschleift, ebenso Marbach, die Weißenburg (auf dem Bopser), Rems und andere Schlösser (1312). Die Vasallen fielen ab; und die Städte Stuttgart, Neifen, Leonberg, Waiblingen, Schorndorf und Backnang ergaben sich an das Reich, um hinfort nach Eßlingen Steuer zu zahlen, so daß er endlich von achtzig Burgen und ummauerten Ortschaften nur noch Urach, Seeburg, Wittlingen und Hohen-Neifen besaß. Er selbst floh zu seinem Neffen dem Markgrafen von Baden, der ihn in einem Thurm zu Besigheim verbarg. Konrad, der Landvogt, wurde vom Kaiser reich belohnt, indem er ihn von allen seinen Judenschulden ledig sprach.

Aus solcher Noth rettete Eberhard der unerwartete Tod des Kaisers (in Italien 24. Aug. 1313). Alsbald brach er los, versöhnte sich mit dem Tübinger, mit Reutlingen &c., und schneller, als es verloren gegangen, eroberte er sein Land wieder. Die Königswahl fiel zwiespältig aus Oct. 1314; Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich traten einander gegenüber, Eberhard schloß sich mit den meisten Schwaben an Letztern an und erntete davon manche Vortheile. Friedrich belagerte Eßlingen 1315 und wieder 1316, da kam Ludwig der Stadt zu Hilfe und 19. Sept. Abends entspann sich beim Tränken der Pferde im Neckar ein wunderliches Reitergefecht, das noch bei Fackelschein fortgeführt wurde. Endlich zog sich Ludwig nach Baiern zurück, worauf auch Eßlingen zum Friedrich überging. So kam ein Friede mit Eßlingen zu Stande (20. Dez. 1316), den Abgeordnete der Städte Stuttgart, Leonberg, Backnang, Marbach, Waiblingen, Schorndorf, Neifen und Urach mit beschworen, eine der ersten Spuren landständischer Verfassung, wie sie sich späterhin weiter entwickelte.

Das Land war freilich schrecklich verwüstet, manche der zerstörten Burgen konnten nicht wieder aufgebaut werden, weil das zu viel Geld gekostet hätte, was Eberhard lieber zum Ankauf neuer Ländereien verwendete.

Auch dauerte der Königskrieg außerhalb Schwabens fort, so doch daß auch hier Eberhard für König Friedrich 1319 die Belagerung Hohenstaufens zu übernehmen hatte. Stuttgart, das erst unter Herzog Christoph feste Residenz wurde, machte Eberhard, der wie die andern Grafen abwechselnd auf verschiedenen Schlössern wohnte, doch zur ersten Stadt des Landes. Nachdem er selbst als Gesandter des Königs in Avignon des Papstes Genehmigung erlangt hatte 1320, verpflanzte er dahin das Stift von Beutelsbach, das nun einen Probst, zwölf Chorherren und eben so viele Vikare erhielt. Daher heißt auch die Hauptkirche von Stuttgart „die Stiftskirche" bis auf diesen Tag. Auch als Friedrich in der Schlacht bei Mühlberg (1322) besiegt wurde, und König Ludwig nun allein Meister war, kam dieser unserem Grafen sehr freundschaftlich entgegen, bestätigte ihm alle Besitzungen und machte ihn zum Landvogt über Niederschwaben und Oberfranken.

Nach einem solchen Leben voll Streit und Mühseligkeit wäre dem alten Kämpen ein ruhiger Lebensabend zu gönnen gewesen; aber auch dieser wurde ihm getrübt. Sein Schwager, der Markgraf Rudolph von Baden, sollte ihm nach einem früheren Vertrag die Burg Reichenberg im Murrthal einräumen, und als er sich dessen weigerte, ließ Eberhard sie durch seinen Sohn Ulrich belagern. Dieser wurde aber von dem Erzbischof von Mainz, einem alten Kriegsmann geschlagen, und der greise Graf ärgerte sich darüber so, daß er bald darauf (5. Juni 1325) starb.

Eberhard hat in diesen stürmischen Zeiten das ererbte Land fast um die Hälfte vergrößert, und zwar nicht sowohl durch Eroberung als durch Kauf von allem, was feil war. Er gieng stets darauf aus, sein Gebiet möglichst abzurunden und ein Ganzes daraus zu machen. Hierin ist ihm viel gelungen; bei Nachbarn aber und am Kaiserhofe war sein Name nicht gern gehört. Das Ländchen reichte etwa von Besigheim nach Calw und Göp-

pingen, nebst einem größern Stück gegen Reutlingen hin und kleinere Parcellen da und dort; sein Sohn sollte durch teckisches und tübingisches Gut die beiden Hauptstücke vereinen.

3. Ulrich III. 1325—44.

Ulrich III. war nicht so streitsüchtig wie sein Vater, aber nicht minder darauf bedacht, die Macht seines Hauses zu erhalten und zu vergrößern. Er kaufte die Herrschaft Horburg und Reichenweiher im Elsaß, über die er mit den Bischöfen von Straßburg Fehden durchzukämpfen hatte, die erst im J. 1336 durch einen Vergleich zu Ende giengen. — Zunächst schlug er sich zum König Friedrich, wodurch er Kirchheim und Sigmaringen gewann; nach Friedrichs Tod (1330) aber bewies er dem Kaiser Ludwig treue Anhänglichkeit, obgleich derselbe von dem Papst in den Bann gethan wurde. Dafür erhielt er auch von dem Kaiser die Landvogtei in Niederschwaben, Markgröningen mit der Reichssturmfahne, wonach sein Vater lange getrachtet hatte, und manche andere Vergünstigungen. Edelleute und Klöster begaben sich unter seinen Schutz, und mit den Reichsstädten, namentlich mit Eßlingen, stand er im besten Vernehmen. Für den Kaiser focht er manche Strauße aus, während auch die Städte sich immer mehr zur Aufrechthaltung des Landfriedens einigten (22 zu Ulm 1331) und sogar Grafen und Herren diesen Bündnissen beitraten. Ueber den Kaiser war bei brennenden Kerzen und Glockenschall der päpstliche Bannfluch von den Kanzeln verkündigt; auf dem Lande lastete das päpstliche Interdikt, d. h. der Gottesdienst war aufgehoben, die Kirchen geschlossen, die Christus- und Heiligenbilder verhüllt, kein Abendmahl und keine Taufe wurden gehalten, keine Ehe eingesegnet, kein Todter in geweihter Erde begraben. So schwer lag das päpstliche Joch auf den armen Leuten. Nun wurde es ihnen aber doch zu arg. Der Kaiser, der 1330 selbst in Eßlingen war, zwang

dort die Geistlichen zur Wiedereröffnung des Gottesdienstes. Graf Ulrich ließ als Landvogt diesen Befehl eifrig vollziehen, die päpstlichen Bannbriefe überall abreißen und alle Geistlichen, die dem König nicht mit Singen und Beten gehorchen wollten, ihrer Güter berauben oder vertreiben. Die Reichsstädte verbanden sich mit ihm zu gegenseitigem Beistand mit Gut und Blut gegen jeden Auflauf der Pfaffheit. Dadurch wurde aber die Verwirrung noch größer: die Einen hatten noch zu viel Furcht vor dem Papst, um seine Befehle so offen zu übertreten; die Andern dagegen trieben nun die Verachtung der Kirche zu weit und sagten sich auch vom Gottesdienst los. Fast kein Bisthum konnte ohne eine Fehde besetzt werden. In Ulm bekämpften sich die Parteien auf Tod und Leben. Dazu kam noch Mißwachs, so daß im J. 1327 ein Jauchert Acker so viel kostete als ein Scheffel Dinkel; aus der Hungersnoth entstanden Seuchen, und 1337 kamen noch furchtbare Heuschreckenschwärme, die alles Grüne verzehrten. Mitten unter diesen Landplagen starb Ulrich III. 11. Juli 1344 eines elenden Todes im Elsaß, nachdem er auch die ganze Grafschaft Aichelberg, mit Weilheim, Jesingen, dann Winnenden, Ebersperg, Uihingen, Grötzingen, Vaihingen, Achalm, Tübingen (1342) u. a. ganz oder theilweise erworben. Ein Beweis, daß er sich auf's Sparen verstanden haben muß, besser als die Grafen und Herren, die zu seinem Geldbeutel ihre Zuflucht nahmen.

4. Graf Eberhard II. (1344--92.)

Ulrichs Söhne, Eberhard II. und Ulrich IV. übernahmen die Regierung gemeinschaftlich. Am 21. Juli 1344 empfingen sie die Huldigung, und im August kam Kaiser Ludwig selbst nach Stuttgart und bestätigte ihnen alle Vorrechte, erließ ihnen auch 1346 die Schulden, welche ihr Vater bei den Juden im Elsaß gemacht hatte! Sie blieben ihm getreu bis an seinen Tod, der 1347

erfolgte. Ludwigs Gegenkönig, Karl IV. von Böhmen, suchte nun auf einem Reichstag in Nürnberg seine Anerkennung durchzusetzen, und war zu großen Opfern bereit. Der Markgraf von Brandenburg versprach den beiden Grafen 100,000 fl.; allein als sein Anerbieten ankam, hatten sie bereits dem König Karl zugesagt, der zwar nur 70,000 fl. versprach, aber sie baar zahlte, während Andere lange warten mußten. Auch verlieh er ihnen den Zoll in Göppingen, bestätigte ihnen die Landvogtei und andere Rechte, und belehnte sie mit dem Schönbuchwald und allen dazu gehörigen Dörfern, Leuten und Rechten, die sie kurz zuvor erkauft hatten. Die Grafen dagegen bestätigten die Rechte der Klöster Bebenhausen und Hirsau im Schönbuch, damit „die Mönche desto eifriger und williger für sie zu Gott beten möchten." Graf Eberhard leistete wirklich dem neuen Kaiser kräftige Hilfe; dieser kam nach Ulm und gewann auch die 23 schwäbischen Städte durch Bestätigung ihrer Bündnisse, worauf sie vom Kirchenbann losgesprochen wurden. Als dann der Kaiser gegen den Gegenkönig Günther von Schwarzburg ins Feld zog, verschaffte ihm Eberhard (Mai 1349) den Sieg, welchem in wenig Tagen der Tod des Nebenbuhlers folgte. Es war das eine schreckliche Zeit; der schwarze Tod wüthete durch das Land, und statt Buße zu thun, verbrannte das Volk die Juden (s. § 5).

Dem König lag viel am Landfrieden, und das Selbstgefühl der Städte machte ihm manche Sorge, zumal da der Schweizerbund immer trotziger um sich griff, 1351 Zürich, 1353 Bern &c. aufnahm. Da mußten die Wirtemberger Grafen auch gegen Zürich ziehen, durch Uneinigkeit aber verlief das Heer.

Als dann Karl IV. 1356 „die goldene Bulle" erließ, wodurch unter Anderem den Reichsstädten verboten wurde, sog. Pfalbürger aufzunehmen, die in den Städten bürgerlich wurden, aber im Gebiet ihrer vorigen Herren wohnen blieben, und nun diesen keine Dienste mehr leisten wollten, so waren beide Theile damit unzufrieden. Waren

die Eßlinger oft übermüthig gewesen, so waren es die Grafen nicht minder. Ihre Gewalt in den Städten mißbrauchten sie und legten ihnen ungewöhnliche Schatzungen auf, ja beeinträchtigten dieselben auf alle Weise. Die Reichsstädte klagten bei dem Kaiser, und dieser forderte die Grafen zur Verantwortung nach Nürnberg 1360. Allein Eberhard hatte mit dem Namen auch ganz den unwirschen Sinn seines Großvaters geerbt, und wie dieser erschien auch er vor dem Kaiser mit großem Gefolge und zog im hellen Trotz wieder nach Hause. Hatten doch die Grafen von Wirtemberg 1359 mit dem Herzog Rudolf von Oesterreich einen Bund gegen Jedermann geschlossen, wobei sogar der Fall einer Königswahl in Betracht gezogen wurde, da der stolze Herzog mindestens nach dem Ableben seines Schwiegervaters Kaiser zu werden gedachte. Nun wurde von Karl eine Heerfart beschlossen; die Reichsstädte, in Verbindung mit mehreren Grafen und Herren, sammelten ein Heer und zogen verwüstend durch das Filsthal vor Göppingen. Der Pfalzgraf Ruprecht fiel im Zabergäu ein und belagerte Gröningen. Der Kaiser selbst zog mit einem großen Heere, darunter auch wilde Böhmen, herbei, und schlug bei Schorndorf sein Lager auf (28. August 1360). Doch kam es zu keinem hitzigen Treffen, der Kaiser gedachte der nützlichen Dienste des Grafen und schloß mit ihm im Felde vor Schorndorf (31. Aug.) ein leidliches Abkommen. Alle Vorrechte der Grafen wurden auf's Neue bestätigt; nur die Landvogtei und ein Paar verpfändeter Reichsburgen, Achalm und Hohenstaufen, mußte herausgegeben und allen Bündnissen mit Oesterreich entsagt werden. Auch die neuen Zölle, wodurch der Verkehr der Städte Noth litt, mußten fallen. Hatten die Grafen von Glück zu sagen, so war das Land um so übler daran; es hatte durch die Verheerungen der fremden Kriegsvölker furchtbar gelitten. Doch im Frieden erholte es sich bald wieder. Als Eberhard 1361 seine Tochter Sophie mit dem Herzog von Lothringen vermählte, sah

man es der verschwenderischen Pracht des Hochzeitfestes nicht an, daß das Ländchen durch Krieg verheert worden war. Aus einem Brunnen im Stuttgarter Schloßhofe floß das ganze Fest hindurch Wein für das Volk, und die zahlreichen Fürsten und Edelleute fanden die Tafeln aufs reichlichste besetzt.

Eberhard hat von seinen Zeitgenossen den Beinamen „Greiner" (Zänker) oder „Rauschebart" bekommen. Der jüngere Bruder war doch nur der zweite Regent und verlangte daher von dem eigenmächtigen Eberhard immer wieder eine Theilung des Landes. Eberhard suchte diesem Verlangen auszuweichen, und als er fürchtete, der Bruder könnte ihm doch einen Streich spielen, nahm er stracks entschlossen dessen Räthe gefangen, zog vor die Vesten und Städte und nöthigte sie, ihm allein zu huldigen (Okt. 1361). Ulrich klagte beim Kaiser, der dahin vermittelte, das Land solle untheilbar sein. Darauf verständigten sich die Brüder. Da nun Ulrich 1366 kinderlos starb, war Eberhard fortan der einige Landesherr, erhielt auch 1371 wieder vom Kaiser die Landvogtei. Böblingen und Sindelfingen, Calw (1345), Laufen, Nagold und Waldenbuch waren mittlerweile dem Ländchen einverleibt worden. Doch hielt dieser Vergrößerung der steigende Machtbesitz der österreichischen Erzherzoge die Wage, als welche 1368 Freiburg, 1381 Hohenberg, Oberndorf, Horb, Rotenburg u. a. an sich brachten. —

Im Frühjahr 1367 geschah es, daß Graf Eberhard mit seiner Familie nach Wildbad ritt. Das hörte der Graf Wolf von Eberstein, der noch von alten Fehden her einen Groll auf Eberhard hatte, und alsbald war auch der Beschluß gefaßt, ihn dort unversehens zu überfallen, wobei ihm Wolf von Wunnenstein, nebst mehreren Raubrittern von der Gesellschaft der Martinsvögel Hilfe leistete. Vorsichtig schlichen sie heran. Aber ein Bauer warnte den Graf, so daß er sich noch Nachts nach Zavelstein flüchten konnte. Die Räuber aber ließen ihren

Zorn an dem armen Städtchen Wildbad aus, das sie plünderten und verbrannten. Eberhard baute es wieder auf und befestigte es durch eine Ringmauer. Da der Pfalzgraf und Baden dem Ebersteiner wohl gewogen waren, beklagte sich Eberhard bei dem Kaiser, und dieser bot die Städte bis nach Straßburg hinüber auf, Eberhard zu helfen; die Fehde aber zog sich lang hinaus; Eberstein konnte nicht genommen werden, und die Städte halfen lässig. Erst 1385 kam ein Vergleich zu Stande; der Kaiser ließ den Dingen den Lauf.

Einen andern Strauß hatte Eberhard im J. 1372 mit den Reichsstädten, die ihm schuld gaben, daß verbündete Ritter den Hauptmann der vereinten Städte, Graf Ulrich von Helfenstein festgenommen hatten. Bei Altheim auf der Alb erlitten sie eine schwere Niederlage von ihm; drei Jahre später aber traten 14 Reichsstädte in eine freundliche Vereinigung mit ihm, wobei man sich gegenseitige Hilfe versprach. Doch dauerte auch diese Freundschaft nicht lange; denn der Kaiser, der nur darauf aus war, möglichst viel Geld von den Städten zu bekommen, gewährte das eine Mal den Fürsten Vorrechte, das andere Mal den Städten, wie er eben die Einen oder die Andern brauchte; und so gestattete er auch 1376 dem Grafen, der das Geld für ihn einzutreiben hatte, Freiheiten, welche für die Reichsstädte drückend werden mußten. Dieß veranlaßte die Städte, einen Bund mit einander zu schließen; sie erkannten des Kaisers Sohn, Wenzel, der eben zum deutschen König gewählt worden war, nicht an. Da auch die Fürsten sich mit Macht rüsteten, so zog die Flamme des Kriegs bald verheerend durch Schwaben; diesmal kam schon auch das Schießpulver in Gebrauch. Der Kaiser belagerte Ulm vergeblich; die Städter raubten und sengten hin und her. Doch wars eine wunderliche Kriegführung, grausam und gemüthlich zugleich: unter den Mauern von Ulm hielten Belagerer und Belagerte zwischen hinein ein Turnier ab;

die Städter aber verbrannten Klöster, Dörfer und Städte (Tuttlingen).

Auf der neuerworbenen Burg Achalm lag Graf Ulrich, Eberhards Sohn, mit einer auserlesenen Schaar von Rittern, um den Reutlingern den Daumen auf's Auge zu halten. Aber diese zogen dennoch, 700 Mann stark, aus und verheerten das Ermsthal bis nach Urach hinauf. Ulrich zog von der Burg herab, ihnen das geraubte Vieh abzunehmen, und erwartete die Städter bei der St. Leonhardskapelle (21. Mai 1377). Es entstand ein hitziges Gefecht, in welchem die wohlbewaffneten Ritter vielleicht Meister geblieben wären, hätten nicht die in der Stadt zurückgebliebenen Bürger ein Pförtlein in der Stadtmauer geöffnet, durch welches sie den Rittern in den Rücken fielen. Nun wurden dieser 70 getödtet, worunter Grafen von Zollern, von Tübingen und von Schwarzburg, nur wenige entkamen mit dem verwundeten Ulrich auf die Burg.

Erzürnt über diese Niederlage des Sohnes zerschnitt der alte Eberhard zwischen sich und ihm das Tischtuch. Der junge König Wenzel, der damals für seinen Vater in Süddeutschland zu handeln hatte, neigte sich nun zu den Städten, damit sie ihn anerkennten, nahm dem Grafen die Landvogtei ab (die auch seine Nachkommen nie mehr erlangten) und brachte eine Art Friede zu Stande. Die Städte wurden nur übermüthiger, zogen noch weitere Stände, wie Augsburg und ganz Appenzell in ihren Bund und einten sich mit dem Herzog von Oestreich, der sich gerade so mächtig in Schwaben festsetzte (S. 57).

Im Juni 1378 zogen die Ulmer über die Alb herab, verbrannten Münsingen und acht Burgen, und machten große Beute. Mit den Eßlingern und Reutlingern zog man vor Stuttgart, beschoß die Stadt, hieb die Obstbäume um, schnitt die Weinreben ab und verheerte die Filder. Eberhard nahm Rache an Wimpfen und Eßlingen, mußte aber mit seinen Feinden wieder einen Frieden schließen, der gegen 10 Jahre währte. Als der



schwache Wenzel 1378 die Regierung antrat, suchten sich die Fürsten und Edelleute, welche immer mehr erfuhren, daß sie sich auf ihn nicht verlassen konnten, durch gemeinschaftliche Bündnisse, wie die Löwengesellschaft, zu helfen; ihnen gegenüber schloßen auch die Städte immer umfassendere und drohendere Bünde. Die 33 schwäbischen nahmen 1381 auch die linksrheinischen und Regensburg zu sich auf; ja näherten sich den Schweizerstädten. Der östreichische Herzog Lupolt zog nun gegen Luzern, fiel aber mit der Blüthe des schwäbischen Adels bei Sempach 9. Juli 1386. Gegen den steigenden Uebermuth der Städter thaten sich Adel und Fürsten zusammen, und 1388 brach in Baiern und Schwaben und Franken zumal der wildeste Krieg los. Unseres Grafen Leute hatten sich auf dem Kirchhof von Döffingen verschanzt, da stürmten von Weil her am 23. Aug. 1388 die Städter mit 800 Lanzenreitern und 2000 Fußgängern den Kirchhof. Aber Eberhard hatte schnell seine Verbündeten aufgeboten und kam nur mit einem Heer von 600 Lanzenreitern und 2000 Bauern von Leonberg herbei. Graf Ulrich, den die Schlappe bei Reutlingen immer noch brannte, stieg ab und drang mit seinen nächsten Begleitern voll Ungestüm auf die Gegner ein. Eine Lanze durchbohrte ihn, neben ihm fielen die Grafen von Löwenstein und Werdenberg und über 40 Ritter und Edelknechte. Aber Eberhard rief laut: „Mein Sohn ist wie ein anderer Mann! Steht tapfer! Sehet, wie sie dahinten fliehen!" Eben kam von Süden her der Herrenberger Vogt*) mit neuer Mannschaft. Da wichen die Nürnberger zurück und Andere folgten ihnen. Der Hauptmann der Städter, Konrad Besserer von Ulm, fiel im Kampfe; andere Hauptleute wurden gefangen. Der Sieg war vollständig. Wohl 1000 Städter hatten das Leben verloren, 400 wurden gefangen; von Weil allein fielen

*) Herrenberg mit Zubehör hatte Eberhard erst 1382 vom Tübinger Pfalzgrafen erworben. Früher Tuttlingen u. a.

66, von Constanz 43 Reiter. Aber der Sieg war theuer erkauft, auch auf Eberhards Seite zählte man 400 Gefallene, und unter ihnen war sein einziger Sohn. In trübem Sinnen saß der Greis die Nacht hindurch bei der Leiche seines Sohnes. Doch bald gieng ihm ein neuer Freudenstrahl auf. Ulrich war mit Elisabeth, der Tochter des Kaisers Ludwig, vermählt gewesen. Von ihr hatte er einen Sohn, Eberhard, der eine Visconti von Mailand zur Gemahlin hatte. Diese gebar einen Knaben, und über diese Nachricht heiterte sich der gebeugte Greis wieder auf und rief: „Gottlob! Fink hat wieder Samen!"

Daran hängt sich eine Sage. Wolf von Wunnenstein, sonst ein Feind Eberhards, war doch noch mehr erbost über die Städter und half zu rechter Zeit den Sieg erfechten. Dankbar dafür lud ihn Eberhard ein, mit ihm nach Stuttgart zu reiten, und eine Zeitlang ritten sie nebeneinander, so lange Wolf den alten Groll hinunterschlucken konnte; aber endlich rief er dem Grafen zu „Gut Nacht! nun steht es wieder in altem Rechte!" und ritt auf seine Burg, bei Beilstein. Unterwegs „verbrannt er Zuffenhausen und trieb zu Westhain das Vieh hinweg." Als man dieß dem Grafen berichtete, rief dieser lachend aus: „Alt Wölflein hat wieder Kochfleisch geholt."

Die Macht der Reichsstädte war gebrochen. Hätte die Schlacht einen entgegengesetzten Ausgang genommen, etwa wie die von Sempach, so hätte Schwaben eine zweite Schweiz werden können. So aber mußten die Städte 1389 ihren Bund aufgeben und sich mit den Herren vertragen. Am längsten weigerten sich die Ulmer, doch am 3. April 1391 gaben auch sie nach.

Es war hohe Zeit, daß man dem erschöpften Land einige Ruhe ließ, um sich wieder zu erholen. 1200 Dörfer lagen in Asche, Meilen weit war kein Weiler anzutreffen. Häuser und Güter wurden geplündert und verbrannt, Weinberge ausgereutet, Kornfelder umgeackert und mit Senfkörnern angesät, um sie unbrauchbar zu

machen. Städte und Edelleute waren tief verschuldet; doch erholten sich jene schneller, wie denn Ulm in dieser Zeit das helfensteinische Gebiet (1396) mit Geißlingen u. s. w. ankaufte und seinen herrlichen Münsterbau (1377) begann. Im Innern der Städte aber gieng es auch nicht immer friedlich her; in Ulm z. B. siegten nun eben die Bürger über die edlen Geschlechter.

Am 15. März 1392 starb der Greiner nach einer fast 48jährigen Regierung, die nur wenige friedliche Jahre kannte. Obwohl man aber denken sollte, er habe genug zu thun gehabt, um die angeerbten Besitzungen zu behaupten, und seine Kriege werden ihn Geld genug gekostet haben, hinterließ er doch sein Land, in einer Zeit, wo fast alle seine Nachbarn verarmten, bedeutend vergrößert; und zwar hatte er Alles durch Kauf erworben, nicht ein Dorf erobert. Es reichte nun von Heilbronn bis gegen Reutlingen, von Gmünd bis Neuenbürg.

5. Ein Blick ins kirchliche Leben.

Wir stehen jetzt in einer bewegten Zeit, da die überspannte Papstmacht in andern Ländern schon schwere Niederlagen erlitt, da der französische König (1309—77) den Papst in Avignon unter Aufsicht genommen hatte und Wiclif († 1384) die Engländer von ihm zu befreien versuchte. Auch Deutschland hatte sich ja für seinen König Ludwig gegen den Papst gewehrt (S. 54). Wie stand es damals um die Herzen der Schwaben?" — Nachdem ein Erdbeben, das 1348 40 Tage lang währte, viele Häuser und Burgen (Löwenstein, Wildenstein, Gutenberg u. s. w.) zerstört und auch manche Leben gekostet hatte, brach der **schwarze Tod**, eine pestartige Krankheit, die von China herüberkam, über die Christenheit herein, bis 40 Millionen Menschen weggerafft waren. Die Krankheit begann mit heftigem Fieber und gieng in Zersetzung des Bluts und allgemeinen Brand über. Gewöhnlich starben die Kranken am dritten Tage; kräftige Leute

fielen oft plötzlich todt um. Kein Alter, Geschlecht und Stand wurde verschont, ganze Familien starben aus, ganze Dörfer wurden verödet. Da war bald alles Mitleiden abgestumpft; mitten unter dem Angstgeschrei der Sterbenden hörte man die wilden Töne zügelloser Lust. Auch die Geistlichen machten es nicht besser und in den Klöstern hörte alle Zucht und Ordnung auf. Anstatt die Sündenschuld bei sich selbst aufzusuchen, warf man sie auf die Juden, die wegen ihres Reichthums verhaßt waren. Man warf ihnen vor, sie hätten die Brunnen vergiftet, und fiel mit unmenschlicher Wuth über sie her. In Augsburg, Rotweil, Stuttgart, Horb, Reutlingen, Nagold, Ravensburg wurden Tausende von Juden lebendig verbrannt und ihre Häuser und Begräbnißplätze verwüstet. In andern Städten wurden sie wenigstens nackt und blos von Haus und Hof vertrieben. In Eßlingen verschloßen sich sämmtliche Juden in die Synagoge und zündeten sie selber an. Der Kaiser mußte endlich die strengsten Befehle erlassen, um dieser Wuth zu steuern; andererseits hat er auch Manchen, wie z. B. unsern Grafen Urkunden ausgestellt, welche sie von allen Judenschulden (bis a. 1349) los und ledig sprachen.

Aber auch diejenigen, welche das Strafgericht zu tieferem Ernst führte, wußten den rechten Weg nicht zu finden, um von Schuld und Strafe los zu werden. Man glaubte den Zorn Gottes durch selbstersonnene Bußübungen versöhnen zu müssen. Die Gesellschaften der Geißelbrüder in Italien verbreiteten sich nun über Deutschland. Diese Geißler zogen in schwarzer Kleidung, mit rothen Kreuzen bezeichnet, umher und trugen in der einen Hand ein Kreuz, in der andern eine Geißel mit eisernen Spitzen. In Dörfern und Städten wurden sie mit Glockengeläute empfangen, als sie 1349 von Wirzburg nach Hall, Eßlingen, Weil der Stadt, Calw, Herrenberg, Tübingen kamen und weiter nach dem Elsaß zogen. Kostbare Fahnen und gewundene Kerzen trug man ihnen vor, die Geißler gingen nach, je zween und

zween, und hatten alle Mäntelein an und Hüte auf mit rothen Kreuzen; zween sangen vor, und dann die Andern alle nach. Und ihre Weise war also:

„Hilf vnß Herre durch din heiliges Blut,
Daß du an dem Cruce vergossen hest,
Vnd vnß in dem elende gelossen hest.
Nu ist die strosse allso breit,
Die vnß zu vnser Frowen treit,
In vnser lieben Frowen lant.
Nu helffe vns der Heilant.
Wir süllent die busse an uns nemen,
Daß wir Gotte desto baß gezemen
Alldort in sins Vatter rich.
Deß bitten wir dich alle glich,
So bitten wir den vil heilgen Crist,
Der aller welte gewaltig ist."

Wenn sie in die Kirche kamen, knieten sie nieder und sangen: „Jesus der wart gelabet mit gallen, Deß sullen wir alle an Cruce vallen," und da fielen sie alle kreuzweis auf die Erde, daß es klapperte. Und als sie eine Weile so gelegen, hob ihr Vorsänger an: „Nu hebent uf uwere Hende, Daß Gott diß große Sterben wende, Nu hebent uf uwere Arme, Daß sich Gott vber vns erbarme," und dann standen sie auf, und das thaten sie drei Stunden lang u. s. w." Das Geißeln aber wurde auf freiem Felde verrichtet; der Meister schlug die auf der Erde liegenden und sagte zu jedem: Stant uf durch der reinen Martel Ere und hüte dich vor der Sünden mere! Man mußte ihrem Wesen mit Gewalt ein Ende machen, weil sich allerlei Unfug mit einschlich, und das Gesindel, das sich an sie anschloß, sogar Raub und Plünderung unterwegs nicht verschmähte.

Die Frömmigkeit bestand meist in äußerlichen Dingen, Kirchgehen, Almosengeben, Wallfahrten, Schenkungen an Kirchen und Klöster, und Gehorsam gegen die Geistlichkeit. Diese hatte es so weit gebracht, daß Niemand

weiter dachte, zweifelte oder fragte, als sie erlaubte. Das Wort Gottes lag in den Klöstern verschlossen, von ihren eigenen Bewohnern fast ebensowenig gekannt als vom Volk. Wenn man diesem Volk etwas predigte, so waren es eher Märlein von den Heiligen, als gesunde Lehre. Im allgemeinen glaubte man doch, dem Papst, als dem Stellvertreter Christi, sei alle Macht auf Erden anvertraut und auch der Kaiser trage sein weltliches Schwert von ihm zum Lehen. Sogar der Schwabenspiegel, das um 1270 geschriebene Landrecht enthält diese Lehre.

Doch regte sich in den Städten, wo der Wohlstand größer und die Bildung mehr vorangeschritten war, bald ein gewisser Freiheitssinn. Von Hall war ja schon (S. 41) die Rede, wie dort 1248 Bischöfe und Prälaten für Ketzer erklärt wurden. Das Volk bewies sein Wohlgefallen an diesen Predigten dadurch, daß es sämmtliche Welt- und Klostergeistlichen aus der Stadt jagte. Aehnliche Bewegungen folgten in andern Städten. In Ulm waren es die Weber, Schuhmacher und Kürschner, welche unter sich Vereine bildeten und aus der Bibel reinere Lehren schöpften. Sie nannten sich Gottesfreunde, und ihre Verbindungen giengen durch die Städte an Donau und Rhein und einen großen Theil von Schwaben hindurch. Zu ihnen gehörte ein Herr von Berg, der fromme Bußprediger Heinrich Seuß, der 1365 in Ulm starb. Wahrscheinlich sind die Evangelier (um 1300) eben diese Gottesfreunde. Und die „Winkeler" lehrten, daß weder Maria noch die Heiligen den Menschen helfen können, noch Seelenmessen und was Papst oder Priester thue, sondern Gott allein (um 1380). Vorsichtig lehrte der Rector Munsinger in Ulm, man dürfe nicht die Hostie für Gott halten, sondern nur sagen, der Leib Christi sei darin. Von den Dominikanern 1385 darüber verketzert wurde er doch von 2 Universitäten freigesprochen.

Unter den Deutschherren hat Ludwig von Liebenzell in Litauen und Preußen viel gewirkt (1280—1300) nicht

blos durch Tapferkeit, sondern auch in der Gefangenschaft unter Heiden durch Geistesmacht und Liebe, indem er 1600 Feinde für das Christenthum gewann. Sonst aber war an den geistlichen Orden immer viel zu reformiren, und blieben doch die Früchte spärlich.

6. Eberhard III. der Milde. 1392—1417.

Auf den streitfertigen Eberhard folgte sein Enkel, Eberhard der Milde oder Friedsam genannt. Nicht, als ob Eberhard sein Schwert hätte rosten lassen; wo es die Noth erforderte, da war er auch rüstig bei der Hand, wie er denn für den König gegen Straßburg stritt, ja 1393 gegen die Heiden in Preußen mitkämpfte. Aber einestheils war er wirklich friedliebender Natur, anderntheils hatten sich auch die Zeiten geändert; Fürsten und Städte waren der langen Kämpfe müde. Es war nun leichter, friedliche Verbindungen zwischen den verschiedenen Reichsständen anzuknüpfen, und die Bemühungen, welche Eberhard darauf verwendete, haben ihm seinen schönen Beinamen erworben. Daneben war er ein staatskluger Fürst, der in allgemeinem Ansehen stand und oft Vermittler und Schiedsrichter sein mußte. Die alte wirtembergische Sparsamkeit aber bekam einen Riß durch seine beiden Gemahlinnen, Antonia von Mailand, und nachher Elisabeth, Tochter des Burggrafen von Nürnberg. Durch sie kam mehr Pracht und Aufwand an den wirtembergischen Hof, als bisher der Brauch gewesen war, daher nicht mehr so viel Geld übrig blieb, um auch neue Erwerbungen zu machen. Doch brachte Eberhard Murrhard, Balingen, Mössingen, Oeschingen, Bietigheim u. a. Orte zu Wirtemberg, während freilich auch einiges früher Erworbene wieder verloren gieng. Mit Ulm und 12 andern Reichsstädten schloß er ein Bündniß auf sechs Jahre (1395), das a. 1400 erneuert wurde, und dieß kam ihm gleich darauf gut zu Statten, als ein von vielen Rittern in Schwaben und am Rhein geschlossener Bund,

der Bund der Schlegler oder Martinsvögel genannt, Miene machte, Wirtemberg anzugreifen. Eberhard kam ihnen zuvor, und die Reichsstädte, welche von den räuberischen Schleglern auch nichts Gutes zu erwarten hatten, unterstützten ihn mit Geschütz. Er hatte Nachricht, daß drei Häupter des Bundes in Heimsheim beisammen seien. Eilends zog er heran, ließ Feuerpfeile in die Stadt werfen, welche die engen Straßen in Brand steckten, und verwahrte die Ausgänge, daß Niemand entfliehen konnte. Die drei Schlegelkönige, von Stein, Enzberg, Berneck, mußten sich ergeben. Das war am 24. Sept. 1395. Und wie dann ein mächtiger Bund sich gegen die Schlegler bildete, so entfiel diesen der Muth; sie lösten sich auf (1396 in Brackenheim).

Als nun von der Wahl eines neuen Königs die Rede war, (denn Wenzel war so unfähig, daß man ihn geradezu absetzte), wurde auch Graf Eberhard ohne sein Zuthun genannt. Es wurde aber (Aug. 1400) Pfalzgraf Ruprecht gewählt, der in Schwaben, das er 1401 besuchte, zwar durchdrang, aber im Ganzen auch nicht viel ausrichtete. In Staat und Kirche herrschte die größte Unordnung und Verwirrung. Baden und Wirtemberg geriethen in allerlei Händel, darob 1402 das Kloster Herrenalb verbrannt wurde; dann machten sie 1405 in Marbach mit Andern einen Bund ohne, ja gegen den König. Und Wenzel dankte immer noch nicht ab, sondern schürte das Feuer. Als nach Ruprechts Tode 1410 Wenzels Bruder Sigmund gewählt wurde, hatte man eine Zeit lang gar drei deutsche Könige. Und statt Eines Papstes, an dem unser einer bereits zu viel hat, gab es damals auch drei, von denen jeder der rechte sein wollte und die andern in den Bann that. Wer sollte nun darüber entscheiden, und welchen sollte das Volk für den rechten halten? Dazu kam das ärgerliche Leben des größten Theils der Geistlichkeit, so daß endlich die eifrigsten Anhänger der Kirche eine Besserung derselben an Haupt und Gliedern laut verlangten. In Böhmen pre-

digten Joh. Hus und Hieronymus ohne Rückhalt gegen das Verderben der Kirche in Lehre und Leben. Unter diesen Umständen sah Sigmund die Nothwendigkeit ein, durch eine allgemeine Kirchenversammlung dem Wirrwarr ein Ende zu machen. Nachdem er sich Okt. 1414 in Hall von den Schwaben hatte huldigen lassen, brachte er den Papst Johann XXIII. dazu, eine solche nach Constanz zu berufen, und sich selbst dabei einzustellen. Gegen 18,000 Geistliche und 100,000 weltliche Personen kamen zu dieser Versammlung, auch Kaiser Sigmund mit Gemahlin, der unterwegs die Gräfin von Wirtemberg, seine Nichte, mitnahm. Am Christtag 1414 trafen sie in Constanz ein, wo auch Eberhard sich einmal einfand. Hus war schon am 3. Nov. dort angelangt, nachdem er unterwegs auch Stuttgart besucht und ungemeine Theilnahme erregt hatte. Der sittenlose Johann XXIII. wurde zwar von der Kirchenversammlung abgesetzt, und ebenso die beiden andern Gegenpäpste, wogegen dann Martin V. zum allgemein anerkannten Oberhaupt der Kirche gewählt wurde; aber die Hauptsache, eine Verbesserung der Kirche in Zucht und Lehre, kam nicht zu Stande, obgleich die Versammlung bis zum J. 1418 beisammen saß; vielmehr lud sie noch die gräuliche Blutschuld auf sich, daß sie die Wahrheitszeugen Hus und Hieronymus als Kezer verbrennen ließ.

Zu Anfang des Jahres 1417 starb Eberhard der Milde am Sauerbrunnen zu Göppingen, wo er seine Gesundheit hatte wiederherstellen wollen.

7. Eberhard IV. und seine Witwe. 1417—1426.

Eberhard IV. war geboren eben als sein Urgroßvater bei Döffingen siegte und sein Großvater auf dem Schlachtfeld blieb. Schon in seinem neunten Jahr wurde er mit der reichen Gräfin Henriette von Montfaucon verlobt, und bekam dadurch die Grafschaft Mömpelgard, die 400 Jahre wirtembergisch blieb, dann aber an Frankreich

kommen sollte. Auch gewann er Oberndorf, Ottenhausen u. a. und hätte nun können in den Fürstenstand erhoben werden; wollte aber lieber ein großer Graf, denn ein kleiner Fürst sein. Seine Gemahlin hatte übrigens ein streitsüchtiges, mannhaftes Wesen und ward ihm so widerwärtig, daß er keinen Umgang mehr mit ihr haben wollte, trotz aller Vermittlungsversuche des Pfalzgrafen Ludwig. Dann hatte er eine Fehde mit dem Pfalzgrafen Otto wegen Wildbergs, die aber durch den Pfalzgrafen Ludwig vermittelt wurde. Er starb 2. Juli 1419 in Waiblingen an einer Seuche, die sich von Constanz her durch Schwaben verbreitet hatte, in demselben Monat, wo die Hussitenkriege ihren Anfang nahmen, über welche der alte König Wenzel so erschrack, daß er starb.

Eberhards Söhne, Ludwig I. und Ulrich V. waren dazumal noch Kinder, sieben und sechs Jahre alt; das war der Gräfin Henriette erwünscht, denn nun erhielt sie die Vormundschaft. Indessen wurde ihr ein Vormundschaftsrath von 30 Herren an die Seite gestellt, mit dem sie in beständigem Streite lebte. Da verfiel einmal 1422 das ganze Land dem Banne, weil eine Kirche in Ehningen nicht gehörig gegen etliche Ritter geschützt wurde. Auch wollten die Fehden gar nicht aufhören. Mit den Herren von Geroldseck gab es einen Streit, in welchem die tapfere Gräfin selbst ihnen Sulz wegnahm (Nov. 1420). Darüber entrüstete sich der gewaltthätige Graf Fritz von Zollern, sonst ein wirtembergischer Lehensträger, und kündigte der Gräfin den Dienst auf mit den Worten: „Dieses Mensch wird mich ja doch nicht fressen!“ Sie ließ ihm sagen: „Nicht nur dich, sondern auch deine unüberwindliche Burg und alle deine Besitzungen werde ich verschlingen, damit du erfahrest, daß du kein schwaches Weib, sondern deine Fürstin beleidiget habest.“ Die Wirtemberger und Reichsstädter (denn auch Rotweiler und Rotenburger hatte er gefangen genommen) zogen vor Hohenzollern und umschloßen die Burg mit großer Macht, schoßen auch steinerne Kugeln

aus Ulmer Donnerbüchsen. Der Graf entfloh, wurde aber später gefangen genommen und von der beleidigten Henriette nach Mömpelgard geschickt, wo er sieben Jahre saß. Die Besatzung wurde 1423 durch Hunger genöthigt, sich zu ergeben, die Raubburg aber gänzlich zerstört und ihr Wiederaufbau vom Kaiser verboten. Als sieben Jahre später Graf Eitelfritz sie bauen wollte, zogen die Städter eilends heran und verbrannten die Baumaterialien. Erst 1454 stieg sie aus den Ruinen wieder empor; Graf Fritz war 1443 auf einer Wallfahrt nach Palästina gestorben. Zum Wiederaufbau halfen den tief erniedrigten Grafen die brandenburgischen Stammvettern; ein anderer Zweig des Geschlechts war nemlich 1414 in die Mark verpflanzt worden und erwuchs dort zum kräftigen Stamm des glorreichen preußischen Königshauses.

8. Ludwig I. und Ulrich V. 1426—1450.

Im gesegneten Weinjahr 1426 trat der friedliebende Graf Ludwig I. die Regierung selbst an. Bereits hatten die Hussitenkriege begonnen. Die Anhänger des verbrannten Hus nämlich verlangten freie Religionsübung, und Kaiser Sigmund, der nun auch König der Böhmen geworden war, verweigerte sie, weil er dachte, er könne leicht Meister über sie werden. Aber da hatte er sich gewaltig verrechnet. Gleich der erste Kriegszug gegen sie 1421 fiel unglücklich aus, und die benachbarten Länder wurden von den Hussiten überfallen. Ein Reichsheer wurde nun zusammengebracht, zu dem auch Wirtemberg 100 Reisige mit 140 Pferden zu stellen hatte. Aber auch dieser Kriegszug mißlang. Die Stellung und der Einfluß der Hussiten wurde immer bedrohender. Joh. Drändorf, ein in Prag zum Priester geweihter Sachse forderte damals Weinsberg auf, dem Banne, den der Bischof von Würzburg über die Stadt ausgesprochen hatte, weil sie sich für ihre Freiheit wehrte, zu trotzen; er bestritt die weltliche Herrschaft des Papstes und der

Prälaten, auch allen Werth der Ablässe, und ermunterte zum Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt. Er wurde deßhalb in Heilbronn gefangen genommen und 1425 in Worms verbrannt. Bei dem nächsten Heereszug 1427 hatte Wirtemberg 3000 Mann zu stellen, die schwäbischen Reichsstädte 6000. Was halfs? Auch dieses Heer wurde von den ungläubigen Hussen in die Flucht geschlagen, wiewohl sie nur mit Dreschflegeln und Piken bewaffnet waren. Vier Jahre später rüstete man abermals; ein Heer von 100,000 Kriegern kam zusammen, floh aber schmählichst. Nun erst versuchte man gütlichen Vergleich, der dann auch auf der Kirchenversammlung zu Basel (1433) zu Stande kam. Damals erschien auch ein Reiser, der von den Böhmen gefangen, die dortige Lehre und Sittenzucht liebgewonnen hatte, in Heilbronn, Pforzheim 2c. und suchte die Zahl der „Bekannten" (heimliche Hussen) zu mehren; er wurde aber später verrathen und in Straßburg 1458 verbrannt. In Basel verhandelte man bis 1448, und dennoch geschah nichts Erhebliches für Kirchenverbesserung. Natürlich! Die, welche am meisten dabei zu sagen hatten, hätten mit der Besserung bei sich selbst den Anfang machen müssen!

Kaiser Sigmund, der 1431 selbst durch Wirtemberg zog und in Balingen, Tübingen und Schorndorf fürstlich bewirthet wurde, zeigte unserem Grafen ein besonderes Zutrauen, weil er der Räuberei nach Kräften zuwider sei.

Und als 1433 auch Graf Ulrich zur Mitregierung gelangte, wurden beider Vorrechte von dem Kaiser bestätigt und vermehrt. Aeneas Sylvius heißt diese Grafen die mächtigsten Deutschlands, und Herzogen vergleichbar. Sie gelten aber für unfügsam sowohl gegen Rom, wie gegen das Reich. Ludwig, früher leichtsinnig, sei durch seine Heirath (mit der Pfalzgräfin Mechthild 1434) bedeutend gebessert worden, und beide Brüder haben eine Freude an Gelehrten, insbesondere an Theologen. Sie schloßen Einungen mit Städten und Fürsten und ließen sich die Handhabung des Landfriedens angelegen sein.

Aber die Gemeinschaftlichkeit that nicht lange gut. Als 1441 Graf Ulrich sich mit Margarete von Cleve vermählte, hielt man es für nöthig, das Land zu theilen, was freilich in aller Freundlichkeit geschah (23. April 1441). Der Neckar bildete die Scheidelinie; was östlich davon, auf der Albseite, lag, wurde Ludwigs Antheil, die andre Seite Ulrichs. Stuttgart blieb gemeinschaftlich. Aber in kurzer Zeit stellte sich's heraus, daß die Theilung zu ungleich ausgefallen war, und 25. Januar 1442 wurde daher eine neue vorgenommen, in welcher Graf Ludwig den Uracher Theil bekam mit den Aemtern Urach, Tübingen, Oberndorf, Hornberg, Dornhan, Dornstetten, Calw, Neuenbürg, Wildbad, Nagold, Herrenberg, Böblingen, Leonberg, Gröningen, Bietigheim, Vaihingen, Brackenheim, Güglingen und Reichenweiher. Ulrich erhielt den Neifener Theil mit den Aemtern Nürtingen, Neuffen, Grözingen, Waiblingen, Schorndorf, Göppingen, Kirchheim, Stuttgart, Cannstatt, Backnang, Bottwar, Marbach, Balingen, Ebingen. Wäre es bei dieser Theilungslust geblieben, so wäre das mühsam zusammengebrachte Ländlein in viele kleine und arme Herrschaften zerfallen, da auch die späteren Besitzer an Pracht und Aufwand hinter ihren mächtigeren Vorfahren schwerlich zurückgeblieben sein würden. Glücklicherweise aber waren die Theilungsversuche nur vorübergehend, und die getrennten Hälften schlugen immer wieder zusammen. Dagegen hatte natürlich die Verdopplung der Hofhaltungen keinen wohlthätigen Einfluß auf das alt-wirtembergische Gesetz der Sparsamkeit, ohne welche eine Erweiterung des Besitzes nicht denkbar war. Ueberhaupt ist von der Zeit Eberhards des Milden an der Ländererwerb so ziemlich stille gestanden. Doch wurde im J. 1440 Wildberg mit Bulach gekauft, worüber die Grafen mit ihrer Mutter in einen langen widerwärtigen Streit geriethen, der erst mit ihrem Tode 1444 ein Ende erreichte. Die Grafen, welche sie einmal in Nürtingen hatten einsperren lassen, wohnten doch beide der Bestattung in Mömpelgard

bei. Bald darauf wurde dieses (das dem Grafen Ludwig durchs Loos zufiel) arg mitgenommen durch französische Truppen „die Armengecken“ (Armagnacs), welche der Kaiser selbst gegen die Schweizer herbeigerufen; dann rüstete man sich zu einem ernstlichen Kriege wider die Schweizerbauern, „die Verdrucker des Adels,“ der aber durch friedliche Uebereinkunft verhütet wurde.

Nun aber, 1449 entstand wieder ein fast allgemeiner Krieg zwischen den 31 Reichsstädten und den Fürsten und Edelleuten in Franken und Schwaben. Der Wohlstand des Adels war immer mehr herabgekommen; in den Reichsstädten dagegen, wo Gewerbe und Handel blühten, wurde der Bürgerstand immer kräftiger und wohlhabender. Die stolzen Edelleute konnten das nicht ohne Neid ansehen; ihre Güter giengen nach und nach in den Besitz der Städte über; um nicht zu unterliegen, schloß sich der Adel wieder enger an die Fürsten an, die gleichfalls gegen die Reichsstädte viel zu klagen hatten, weil diese Bauern aufnahmen, den Zoll erhöhten rc. Zuerst brach der Markgraf von Ansbach gegen Nürnberg los und verheerte alles bis Hall und Ulm. Dann, Juli 1449, zog der von Baden vor die Stadt Weil, und verheerte ihr Gebiet. Kaum hatte Ulrich 5. Aug. nach Eßlingen einen Fehdebrief geschickt, so verbrannten dessen Bürger das Kloster Weil und raubten den Nonnen auch „ihren Palmesel und ihren Herrgott.“ Zell, Obertürkheim, Uhlbach, Möringen und Vaihingen u. s. w. wurden ausgeplündert und verbrannt. Am 1. Sept. erlitten die Gmünder eine beträchtliche Niederlage; am 4. Sept. lagerten sich Graf Ulrich und der Markgraf von Baden mit 800 Reitern und 5000 Fußgängern vor Eßlingen und beschossen es zwei Tage lang. Ihre Kanonen müssen zahm gewesen sein, denn von 81 Schüssen wurde nur ein Vogel und ein Schwein getroffen. Hatten die Belagerer die ganze Umgegend der Stadt verwüstet, so gaben es ihnen die Städter mit Wucher heim. Einem Türkheimer, der sich nach Eßlingen begeben, ließ Ulrich als

eidbrüchigem Unterthan die Augen ausstechen und die Hand abhauen; als die Rotweiler Hohenberg erstürmten, stürzten sie die Vertheidiger über die Mauer herab. Die Ulmer zogen brennend und sengend ins Brenz- und Filzthal und auf Eßlingen zu. Bei Nellingen aber überfiel sie (3. Nov.) Graf Ulrich und jagte sie in die hinfort eingeschlossene Stadt, aus deren Nähe einmal 130 grasende Weiber und Kinder gefangen und nach Stuttgart gebracht wurden. Ebenso litt Heilbronn, litt das Oberland (von eingefallenen Schweizern), bis Verheerung, Theurung und Hungersnoth die Streitenden friedlicher stimmten und am 22. Juni 1450 in Bamberg eine Aussöhnung zu Stande kam. Die Städtekriege im Großen hatten nun ein Ende erreicht; die Städtebünde wie die Adelsbündnisse erlahmten.

Klüger war Graf Ludwig gewesen; er hatte sich nicht in den Krieg gemischt, sondern überall vermittelt, auch Blaubeuren u. A. erworben. Er starb am 23. Sept. 1450 zu Urach. Seine Söhne, Ludwig II. und Eberhard V. waren noch ganz jung; ihre Mutter Mechthild mußte die Vormundschaft an Graf Ulrich abgeben. Mechthild war eine treffliche Fürstin von großer Bildung; daher lag es ihr an, ihren Söhnen eine sorgfältige Erziehung zu geben, wie sie denn selbst auch Lateinisch verstand. Allein die übrigen Vormünder hatten hierin andere Ansichten und verboten dem Lehrer mit Berufung auf des Vaters letzten Willen, die jungen Grafen im Lateinischen zu unterrichten. Der ältere war freilich sehr kränklich und mußte geschont werden, aber Eberhard war kräftig und talentvoll, und weil sein lebhafter Geist nicht hinlänglich beschäftigt wurde, so verfiel er auf allerlei Muthwillen und wurde ein wilder Knabe. Als Ludwig 1457 starb, berieth sich Ulrich auch mit der Landschaft des Uracher Theils auf einer Tagfahrt in Leonberg und konnte mit dem Ergebniß zufrieden sein. Die Gräfin heirathete den Erzherzog Albrecht von Oestreich, wohnte später als Witwe, gewöhnlich das Fräulein von Oester-

reich genannt, in Rotenburg und hat viel mit Gelehrten und Dichtern verkehrt. Aus ihrer Heimat war ihr die Universität Heidelberg (wo sie 1482 starb) so lieb geworden, daß sie ihren zweiten Gemahl 1454 zur Gründung einer andern in Freiburg bewog und 1477 noch die Hochschule in Tübingen stiften half.

Vorerst aber handelte es sich noch nicht um Friedenswerke. Graf Ulrich hatte unaufhörliche Fehden zu bestehen, bald mehr bald minder glücklich, mit Helfenstein und Horneck, mit Grafen, Raubrittern und Reichsstädtern. Unter allen Gegnern machte ihm am meisten zu schaffen Mechthilds Bruder, der Pfalzgraf Friedrich, auch „der böse Fritz“ genannt, der sich schon in die Vormundschaft gemischt hatte und immer die Ruhe störte. Man focht 1458 um Widdern, 1460 um Maulbronn und Laufen. Es kam am Ende zu einem Reichskrieg. Damals trug den Kaisernamen Friedrich III. (oder IV. 1440—93) der läßigste von allen Inhabern des deutschen Throns, dem darum auch niemand gehorchte. Er verweigerte dem Pfalzgrafen den Kurfürstentitel, und der Markgraf Albrecht von Brandenburg, der statt seiner handelte, konnte den Trotz des Pfälzers und des mit ihm verbündeten Baiernherzogs nicht brechen. Da ernannte der Kaiser den Markgrafen und den Wirtemberger 1461 zu Reichshauptleuten und gebot, das ganze Reich solle dem Reichspanier, das bei Ulrich war, zuziehen. Der Papst wenigstens half mit einem Bannfluch gegen den Pfälzer. Im Juni 1462 brach Ulrich mit seinen Leuten von Stuttgart auf und vereinigte sich bei Pforzheim mit dem Markgrafen von Baden und den Bischöfen von Metz und von Speyer. Unter Brand und Verheerung zogen wohl 700 Reiter bis in den Winkel, den der Neckar und der Rhein bilden. Sie waren der Meinung, der Pfalzgraf selbst sei weit von dannen, und besorgten daher nichts. Aber der schlaue Fritz hatte sie durch ein falsches Gerücht hintergangen, und nun, da sie vor sich Rhein und Neckar hatten, über die keine Flucht möglich

war, fiel er mit 1000 Reitern und 2000 Fußgängern aus dem Schwetzinger Wald ihnen in den Rücken und brachte sie tüchtig in die Klemme. Mit verzweifelter Tapferkeit stürmten sie 30. Juni auf die Pfälzer los, und tödteten dem Pfalzgrafen das Pferd unter dem Leibe. Dennoch gewann er einen vollständigen Sieg. Graf Ulrich, der Markgraf von Baden und sein Bruder, Bischof von Metz, fielen nebst 115 Rittern und Herren und 248 Knechten in Friedrichs Gewalt. „Da schlug und fieng ein junger Pfälzer einen Bader, Jäger und Selzer." Ulrich (mit dem Jägerhorn auf dem Helm) ergab sich nach tapferer Gegenwehr an Hans von Gemmingen. Der böse Fritz führte seine Gefangenen im Triumph auf das Heidelberger Schloß, ließ sie in Fesseln legen, im Winter in ungeheizten Zimmern aufbewahren und überhaupt hart behandeln, um ein desto größeres Lösegeld zu erpressen. Einmal soll er seinen Gefangenen ein stattliches Mahl gegeben haben, aber ohne Brot. Als nun einer ihn gefragt, warum das Brot fehle, habe der Pfälzer in's Neckarthal hinausgewiesen auf die verbrannten Kornfelder, die rauchenden Mühlen und Scheunen, und gesagt: „Wartet, bis die Stoppeln wieder wachsen und die Mühlräder wieder laufen." Schade, daß die Erzählung nicht ganz wahr ist; der Pfalzgraf ließ die Gefangenen sogar fünf Wochen lang in den Stock schließen.

Als die Nachricht von diesem Unfall nach Stuttgart kam, war die Bestürzung groß, denn Ulrich war „der Vielgeliebte." Weder Kaiser noch Papst konnten etwas Rechtes für die Gefangenen thun, und die Bedingungen, welche der Pfalzgraf für ihre Loslassung festsetzte, waren so schwer, daß man sich eine Weile besinnen mußte. Gegen 100,000 Gulden Lösegeld kam endlich im Mai 1463 Graf Ulrich wieder los. Da aber außerdem noch die Söldner bezahlt werden mußten, und Ulrich bei seiner Gutmüthigkeit nie etwas übrig hatte, wurde jetzt manches Besitzthum verkauft oder verpfändet. Der Kaiser

zahlte nichts, und dem Pfalzgrafen, der im Fall einer Aussöhnung an den Lösegeldern etwas Namhaftes nachlassen wollte, vergab er auch nicht.

9. Ulrich V. und Eberhard V. 1459—1480.

Auch Graf Eberhard V., der 11. Dec. 1445 zu Herrenberg geboren, 1459 die Regierung des Uracher Landestheils angetreten hatte, war im letzten Krieg bei Heidenheim (Juli 1462) von den Baiern geschlagen worden, und verlor sogar das Reichspanier. Man hatte es ihm an Erziehung und Unterricht sehr fehlen lassen; so umgab er sich denn mit jungen Räthen, die seines Sinnes waren, und an seinem Hofe gieng's mit Ringen, Tanzen, Fechten, Stechen, Jagen und Banketiren gar lustig her. Durch solch zügelloses Leben legte er den Grund zu der Kränklichkeit, welche ihn späterhin belästigte; und da schon unter seinem Vater der Uracher Hof übel gewirthschaftet hatte, konnte es auch an dem nicht fehlen, was damals zum Gefolge der Fürsten gehörte, an Schulden. So geschah es, daß Ulrich und sein Neffe im Aug. 1464 ein Schutzbündniß schloßen, zu dessen Befestigung sich die Städte und Aemter beider Grafen gegenseitig verpflichteten, im Kriegsfall nach Vermögen zu helfen. Auch wurde auf diesem ersten gemeinschaftlichen Landtag über eine außerordentliche Steuer verhandelt, um das Geld zur Bezahlung der Schulden aufzutreiben; die Städte und Aemter sollten diese Schatzung selbst umlegen und einziehen. Der Bund wurde 1467 erneuert „zum Schutz der Witwen und Waisen, Reichen und Armen, Reisenden, Pilgrime und Kaufleute, Gotteshäuser und aller ehrbaren Leute."

Graf Ulrich hatte in seinen letzten Jahren viel Hauskreuz. Er ließ es an nichts fehlen, um seine beiden Söhne fürstlich erziehen zu laßen; aber er war zu schwach, um ihren Willen zu beugen. Den älteren Sohn hatte er an den burgundischen Hof geschickt, der damals der

glänzendste war, und auch an den Hof Ludwigs XI. von Frankreich. Eberhard kam als ein ausschweifender und frecher Jüngling zurück, den auch die Vermählung mit der Tochter des mächtigen Markgrafen Albrecht nicht zügeln konnte. Der jüngere Sohn Heinrich ward, obwohl leichtsinnig, für den geistlichen Stand bestimmt; der Vater schickte ihn zu weiterer Ausbildung nach Italien, verkaufte sogar das Dorf Pappelau um 1650 Gulden, um das Reisegeld aufzutreiben. Aber Heinrich hatte keine Freude am geistlichen Stand, wenn er auch schon 1465—7 Coadjutor von Mainz war. Ulrich soll gesagt haben: „Wenn nur von meinen Söhnen der eine ein Schmalzhafen, der andere eine Wassergelte wäre, daß ich sie auch meinen Nachbarn leihen könnte! Ich habe sie zu lieb gehabt!"

Während es mit diesen beiden Grafen immer schlimmer wurde, rang sich dagegen ihr Vetter, Graf Eberhard V. in Urach, in Folge eines innern mächtigen Antriebs empor und wählte sich erfahrene weise Männer zum Umgang, von denen er etwas lernen konnte, wie den Prior Konrad von Münchingen und Georg von Ehingen. Letzterer erzählte ihm viel von fremden Welttheilen, in denen er glorreich gekämpft hatte, und erweckte dadurch in dem jungen Grafen die Lust, eine Pilgerfahrt zu machen, die zugleich eine Art von Buße für die Vergehen seiner Jugend sein sollte. Mit dem Wahlspruch: „Ich wag's!" (Attempto) trat er, nachdem er eine Regentschaft eingesetzt, vom Prior in Güterstein geweiht, am 10. Mai 1468 die Reise an, begleitet von 24 Edelleuten, zwei Kaplanen, einem Arzt, einem Wundarzt, drei Trompetern, zwei Köchen und etlichen Dienern und Schützen. Von Venedig kam er am 29. Juni nach Joppe und hielt am 8. Juni seinen Einzug in Jerusalem, wo er über dem heiligen Grab zum Ritter geschlagen wurde, worauf er den Bart wachsen ließ. Er besuchte noch Bethlehem und den Jordan und war am 4. Nov. wieder in Urach. Ein Hagedorn, den er als Reis mit=

gebracht und im Einsiedel in die Erde gesteckt hatte, wuchs dort zu einem mächtigen Baume heran. Bei seiner Zurückkunft wurden ihm von Fürsten und Städten viele kostbare Geschenke verehrt, unter Anderem mehr als 30 silberne Becher, ein Beweis, wie viel man auf's Trinken hielt.

Eberhard hatte das Glück, in der trefflichen Barbara Gonzaga von Mantua eine Gemahlin zu finden, mit welcher er in größter Eintracht lebte und die namentlich auch eine gute Haushälterin war. Gegen die Unterthanen bewies sie sich so theilnehmend, daß sie in einer Theurung sagte, sie wolle lieber mit den Bauern Speck und Erbsen essen, als sie Hunger leiden lassen. Bei der Hochzeit übrigens, die am 4. Juli 1474 zu Urach gefeiert wurde, gieng's hoch her. Täglich wurden 14000 Personen gespeist, aus einem Brunnen mit drei Röhren floß Wein für das Volk, und man brauchte im Ganzen 16 Eimer fremde und 500 Eimer inländische Weine und 165,000 Brote. Die Hochzeitsgäste hatten mehr als 3000 Pferde mitgebracht.

Bald gab's wieder neue Fehden, zwischen Wirtemberg und Baden, Graf Ulrich und Eßlingen, Wirtemberg und denen von Geroldseck in Sulz, welches Eberhard 1471 eroberte; aber wir können nicht alle diese Balgereien beschreiben. Dagegen kam es am 12. Juli 1473 zu dem Uracher Vertrag. Graf Ulrichs zweiter Sohn, Heinrich, wollte nämlich durchaus eine eigene Herrschaft haben, und da Ulrich keine übrige hatte, kam ihm Eberhard zu Hilfe. Er trat auf dem Landtag in Urach Mömpelgard an Heinrich ab, unter der Bedingung, daß, wenn Eberhard oder Ulrich und sein Sohn ohne Leibeserben stürben, das Land wieder vereinigt werde, „damit beide Landestheile wieder zusammenkommen und auch förderhin desto besser ungetrennt bei einander bleiben möchten." Die Städte Stuttgart, Tübingen, Nürtingen, Urach, Kirchheim, Gröningen, Schorndorf und Rosenfeld bekräftigten

diesen Vertrag durch ihre Siegel; 40 weitere Vertreter beschworen ihn.

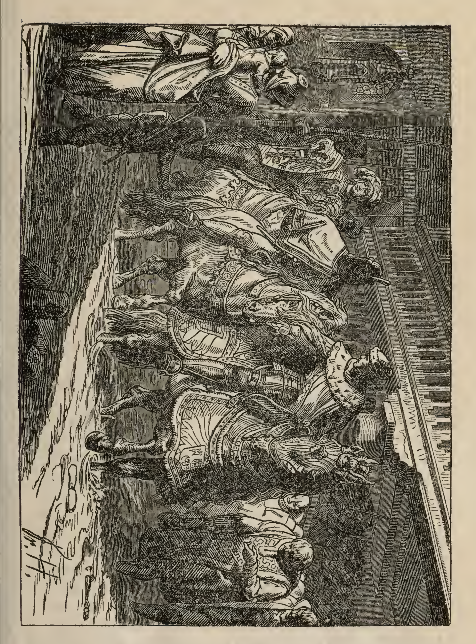
Graf Heinrich ließ sich in Mömpelgard huldigen und trat die Regierung an (1473). Aber wie er an diesem Vertrag bald wieder rüttelte, so gerieth er auch in Uneinigkeit mit dem stolzen Herzog Karl von Burgund, und als er einmal nach Metz ritt, ließ ihn der Herzog gefangen nehmen. Bei der bald darauf erfolgten Belagerung von Mömpelgard ließ der Herzog den Grafen auf dem benachbarten Krottenberge hinknieen und stellte den Scharfrichter mit blosem Schwert hinter ihn. Der Kommandant der Stadt, der ritterliche Schriftsteller Markwart von Stein, war fest genug, die Stadt dennoch nicht zu übergeben; aber der arme Graf hatte durch diese Todesangst und die lange Gefangenschaft, die bis zum Tod des Herzogs währte, so gelitten, daß er in eine Art von Geisteszerrüttung verfiel. In Bettlerkleidung kam er 1477 nach Stuttgart zurück.

Sein Bruder Eberhard machte indessen dem Vater, der ihn bereits an der Regierung seines Landes Antheil nehmen ließ, viel Herzeleid. Er führte ein leichtsinniges Leben, und bekümmerte sich um seinen Vater nichts. Da alle Vorstellungen vergeblich waren, wandte sich dieser an den Uracher Eberhard, und mit dessen Hilfe kam endlich 9. Nov. 1478 ein Vertrag zu Stande, der den zerrütteten Haushalt ordnete, so daß Ulrich Januar 1480 seinem Sohn die Regierung ganz abtrat, um „von den bisherigen Widerwärtigkeiten ganz auszuruhen, Gott für alle Wohlthaten zu danken und seine Landstände vor künftiger Irrung, die sonst nach seinem Tode ausbrechen könnte, zu bewahren.“ Er starb schon am 1. Sept. in Leonberg auf einer Hirschjagd.

Ulrich war ein sehr leutseliger Herr, der überall half, wo er konnte, gegen Feinde versöhnlich, so daß er z. B. dem bösen Fritz in Heidelberg 1477 persönlich zur Leiche gieng, herablassend auch gegen die Aermsten. Wo er in ein Dorf kam, war immer große Freude, denn man sah

ihn wie einen Vater an. Ein leidenschaftlicher Jäger und vergnügungssüchtig, war er doch auch sehr fromm, beschenkte Kirchen und Klöster und hieng treulich dem Papst an. Wegen seiner Milde gegen Andersdenkende ließ dieser aber ihn ermahnen, die Hussische Kezerei in seinem Lande kräftiger zu unterdrücken. Die 3 Stuttgarter Kirchen verdanken ihm zumeist ihr Dasein; er half zu ihrem Bau mit 16000 fl. und Ablaßgeldern. In der Prediger- (Spital-)kirche stand bis auf Brenz ein Gemälde, das den Paulus zeigte mit der Inschrift: durch diesen kommt man zu Christus! aber auch den Dominikus, von dem es hieß: doch noch mehr durch diesen!

Es war eine betrübte Zeit, da die Türken immer weiter in christliche Lande drangen, der schläfrige Kaiser Friedrich III. sich bemühte, die Deutschen gegen den Erbfeind zu vereinigen (in Regensburg 1471, Augsburg 1473 ꝛc.) und nicht nur nichts erreichte, sondern für seinen eigenen Unterhalt in den schwäbischen Reichsstädten herumbetteln mußte. Noch einmal reiste Friedrich III. 1485 nach Schwaben, da er selbst aus Oestreich vertrieben war. Weil er doch 350 Pferde mit sich führte, kam seine Verköstigung die Städte theuer zu stehen; dafür belustigte er sie mit seinen nie versiegenden Scherzworten. Als er am 28. Aug. in Reutlingen übernachten wollte, schützte der Rath Wohnungsnoth vor; er ließ sich nicht abhalten. Wie aber seine Pferde bis an den Bauch im Koth giengen, sagte er lächelnd: „Sind das nicht fromme und getreue Leute? Sie wollten nicht, daß uns übles widerführe; denn sie besorgten, wir würden in ihren Gassen versinken." Als er den Berg hinter Hall mit Ochsenvorspann hinaufgeführt werden mußte, sagte er: „seht bei Gott, Kühe müssen das römische Reich führen." Doch zahlten die Städte noch die meisten Summen für „Ungarnhilfe." — Im Westen drohte der stolze Burgunder, der an den Rhein vordrang; und nicht die Deutschen, mit denen auch Eberhard zu Felde zog, sondern die Schweizer machten dieser Gefahr 1477 ein



Ende. So kraftlos war damals unser vielgetheiltes Vaterland.

10. Beide Eberhard. 1480—1489.

Seitdem Eberhard der Jüngere die Regierung von seinem Vater Ulrich übernommen hatte, schien er gesetzter zu werden; er fragte bei wichtigen Sachen allezeit seinen Schwiegervater Albrecht von Brandenburg und seinen Vetter Eberhard um Rath. Aber wenn er jagen, banketiren oder außer Landes reiten wollte, kamen ihm die Geschäfte ungeschickt in den Weg, und wenn er zu viel Geld verbrauchte, mochte er keine Vorstellungen hören. So entleidete ihm allmählich das Regieren, und sein Vetter mit dem Bart kam jedem Gedanken, der eine Aussicht auf Wiedervereinigung des Landes eröffnete, bereitwillig entgegen. Sie schloßen 4. Dec. 1482 den Münsinger Vertrag „mit Rath, der Prälaten, Ritterschaft und Landschaft, daß Beider Land und Leute in ewige Zeiten ungetheilt als Ein Wesen ehrlich, löblich und wehrlich beeinander bleiben, und dem heiligen Reich, auch gemeinem Nutzen desto stattlicher erschießen und vor sein mögen, wie unsere Vorvordern auch thaten." Wegen der Erbfolge wurde ausgemacht, daß „allweg der älteste Herr von Wirtemberg" regieren solle, und Stuttgart sollte gemeinsame Hofstadt sein. Eberhard im Bart sollte, als der Aeltere, die Regierung allein führen, während sein Vetter fast alle Rechte und Vortheile eines Regenten fortwährend zu genießen hatte. 56 Aemter beschworen diesen Vertrag. Doch kaum hatte ihn der Kaiser bestätigt, als schon der jüngere Graf daran rüttelte. Allein Eberhard im Bart sagte: „Vetter, wir können nicht beide regieren; ich hab' mich müssen des Regiments annehmen und hab' um dieses Zusammenwerfen auch nicht gebeten, denn ich sonst wollte bessere Tage gehabt haben als so. Da ich aber darein kommen bin, mein' ich auch darin zu bleiben." Dabei beharrte er auch unter den vielfachen Streitigkeiten. Endlich kam am 22. April 1485 ein neuer Vertrag zu Stande, durch den Eberhard d. ä. die

Regierung allein erhielt; nur sollte er in wichtigeren Fällen die Landstände zu Rathe ziehen, und diese hatten darüber zu wachen, daß nichts veräußert werde. Eberhard d. j. bekam Nürtingen, Kirchheim, Owen, Weilheim und Winnenden nebst anderen Gütern und jährlich 8000 Gulden.

Es war die Erkenntniß von der Mangelhaftigkeit seiner eigenen Bildung, was nebst dem Rath seiner Mutter Eberhard d. ä. vermocht hatte, in der bedeutendsten Stadt seines Landestheils schon am 3. Juli 1477 eine Universität zu stiften. Er war der erste Graf, der solch eine Gründung wagte; als Vorbilder für die Tübinger Hochschule dienten Freiburg und Heidelberg (S. 76). Diese Anstalt gründete er „zur Ehre Gottes, der ganzen Christenheit zu Trost, Hilf und Macht, auch der Herrschaft Wirtemberg Lob und Nutzen zu erwerben, und in der guten Meinung, zu graben den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unversieglich geschöpft werden möge tröstliche und heilsame Weisheit zu Erlösung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit." Mit 14 Lehrern wurde sie am 1. Oct. eröffnet, von 300 Studenten besucht und bald ziemlich erweitert. Unter jenen ragten die Theologen Joh. von Stein, Konr. Summenhart und Gabr. Biel hervor, der letzte der Scholastiker; dazu der greise Rechtslehrer Vergenhans (Nauklerus), der erste Rektor. Tübingen wurde immer mehr des Grafen Lieblingsaufenthalt. Kam er dort an, so entließ er sein Gefolge in die Burg und stieg vor seines lieben Vergenhaus Häuschen an der Stadtkirche ab. Hier wurde vor Sonnenaufgang aufgestanden und gebetet, und drei Stunden lang berathen, auch allerhand Geschäfte erledigt; dann gieng man zur Kirche, um erst nachher ein bürgerlich einfaches Frühstück zu nehmen, zu dem etliche Professoren oder Edelleute geladen wurden. Nach dem Frühstück durfte kommen, wer wollte; so liebte es der Graf. Für die Arzneikunde war schwach gesorgt, da alle 3 oder 4 Jahre nur Ein

Hingerichteter zur Anatomie abgegeben wurde, aber Joh. Widmann von Vaihingen lehrte mit großem Beifall († 1524 als badischer Leibarzt). Mathematik trug Paul Scriptoris aus Weil vor; die Klassiker waren zunächst noch vernachläßigt.

Im Febr. 1482 machte er eine Reise nach Rom, auf welcher ihn auch der junge, später so berühmte Reuchlin begleitete. Papst Sixtus IV. schenkte ihm eine geweihte goldene Rose und erließ eine Bulle zu Gunsten seiner Universität. Der Graf war zu hellsehend, als daß er sich durch die Pracht der römischen Feste oder durch seine persönliche Ergebenheit gegen den Papst hätte blenden lassen; das Verderben der Kirche in ihrem glänzenden Mittelpunkt blieb ihm nicht verborgen, ward doch neben ihm ein Cardinal in der Kirche erstochen. Er behauptete auch in den Unterredungen mit dem Papst sein ererbtes Recht, geistliche Stellen zu vergeben; päpstliche Höflinge, welche sich in solche eindrängen wollten, würde sein Volk nimmermehr dulden. Doch schickte er mehrere junge Wirtemberger zu weiterer Ausbildung nach Italien, wo damals die Wissenschaften blühten, und einer der berühmtesten Gelehrten, Marsilius Ficinus, bewunderte seine Liebe zu den Wissenschaften so sehr, daß er ihn die Sonne unter den deutschen Fürsten nannte. Eberhard wurde immer mehr Gönner der Gelehrten und Dichter, und ließ sich griechische und lateinische Klassiker übersetzen, zu welchem Allem seine Mutter den Anstoß gab.

Eberhard d. j. verhielt sich eine Zeit lang ruhig; bald aber fiel er in seine vorige Schwelgerei zurück, schenkte sein Vertrauen schlechten Leuten und machte dem älteren Grafen viel zu schaffen. Unter Anderem bedrängte und belagerte er das Frauenkloster zu Kirchheim, wobei die Kirchheimer Bürger auf seiner Seite waren. Der Bischof von Constanz sprach den Bann über die Stadt aus; aber als Eberhard d. ä. mit einer Kriegsschaar heranzog, Nürtingen einnahm, das Kloster besetzte (1488) und die Stadt zu erobern drohte, rüsteten sich die Bürger

zum Widerstand, schoßen von den Mauern herab und riefen: „Hie jung Wirtemberg!" Erst als die Stadt mit Sturm bedroht wurde, gaben die trotzigen Bürger nach. Eberhard d. j. erhob ein großes Geschrei und suchte da und dort Hilfe, fand aber wenig Gehör, und am 30. Juli 1489 kam endlich durch Vermittlung des Kaisers der Frankfurter Vertrag zu Stande, kraft dessen er alle Städte und Aemter, die er bisher noch besessen, herausgeben und sich mit jährlichen 10,000 Gulden begnügen mußte. Noch ruhte der jüngere nicht, was dem „Bartmann" Gelegenheit gab, zu zeigen, wie sehr ihm anlag, Hausfrieden und Landeswohl zu verbinden. Beide hatten keine Kinder; die Hoffnung der Familie ruhte auf des armen Heinrich's Söhnlein Ulrich. Für diesen Fall nun sorgte der Eßlinger Vertrag 2. Sept. 1492 durch eine Regimentsordnung, welche seinem Nachfolger zwölf Räthe aus den drei Ständen an die Seite stellte. Zugleich wurde die Untheilbarkeit des Landes auf's Neue bestätigt und das Erstgeburtsrecht festgesetzt. Das ganze Land mußte den Vertrag beschwören und der Kaiser bestätigte ihn. Bei allen diesen Verträgen bewies Eberhard im Bart nicht blos seine Verträglichkeit und Klugheit, sondern auch seine Festigkeit, während seines Vetters wankelmüthiges Wesen immer auf's Neue zu Tage kam. Im Oct., da der Kaiser den Eßlinger Vertrag bestätigte, wurde Amerika entdeckt, wo seitdem so mancher Württemberger sich eine Hütte gebaut hat.

11. Eberhard V. Graf und Herzog. 1489—96.

Indessen war Graf Eberhard im Bart nicht blos daheim thätig, sondern auch nach außen. Fehlte es doch in Deutschland, in Schwaben insbesondere, an Ordnung und Sicherheit. Sogar der Kaiser mußte sich einigemal, wenn er auf den Reichstag reiten wollte, vorher von den Reichsständen ein Schutzgeleite erbitten, damit ihn nicht unterwegs irgend ein Raubritter in den Sack schiebe.

Auf den Reichstagen wurde so viel wie nichts beschlossen, weil die Fürsten nichts auf den Kaiser gaben. Seinem Wunsche gemäß traten daher 1487 die schwäbischen Stände in Eßlingen zusammen, um alle früheren Bünde in einen zu verschmelzen. Graf Hugo von Werdenberg legte den Plan einer solchen Friedensanstalt vor; nach vielen Berathungen kam es dahin, daß am 14. Februar 1489 Prälaten, Grafen, Freiherren, Ritter und Edelknechte nebst 22 Städten zu Eßlingen den schwäbischen Bund schloßen, in dem sie sich zu gegenseitiger Hilfe verpflichteten. Graf Eberhard war mit dem Erzherzog Sigmund der erste unter den Fürsten, der dem Bunde beitrat, und schon 1490 wurde er zum Feldhauptmann gewählt. Jeden Freitag wurde von allen Kanzeln gebetet: „Liebe Kinder Christi! Lasset uns fleißig mit Ernst Gott den Allmächtigen, Seine werthe liebe Mutter Maria und alle Heiligen bitten für den löblichen Bund des Landes Schwaben, daß der barmherzige Gott ihm wolle verleihen Weisheit, Kraft und Macht zu regieren, beschützen und schirmen Land, Leute, Wittwen und Waisen, daß wir behalten einen zeitlichen Frieden, dadurch wir mögen verdienen den ewigen Frieden. Solches zu erwerben, sprechet mit Innigkeit und Andacht wie jeder Mensch ein Pater-Noster und ein Ave-Maria." Andere Stände traten später bei, Rotweil aber nie, weil es zu den Schweizern hielt. Der Bund hatte 4 Theile: die östreichischen Vorlande, Wirtemberg, Prälaten und Ritterschaft, die Städte; alle zu gleichem Aufgebot angelegt. Der Bund trat auch fogleich gegen Friedensstörer entschieden auf und zeigte, wie sich noch weiterhin in Deutschland manches besser ordnen ließe.

Im Juni 1495 brachte der neue Kaiser Maximilian (1493—1519) einen „ewigen Landfrieden" zu Stande, zu dessen Handhabung sich alle Stände verpflichten mußten; dieser war etwas dauerhafter als die früheren. Auch wurde, um das Faustrecht gänzlich abzuschaffen, das Reichskammergericht in Frankfurt eingesetzt. An allen

diesen Verhandlungen nahm Graf Eberhard lebhaften Antheil, und der Kaiser selbst bezeugte, daß ihm sein Rath oft sehr nützlich gewesen sei, wollte ihm deßwegen auch seine Dankbarkeit durch die That beweisen. Durch Verleihung der Herzogswürde an Wirtemberg sollte des Reiches Abgang an Herzogthümern ersetzt werden. Erst nach reiflicher Erwägung nahm er die zugedachte Ehre an.

So wurde denn am 21. Juli 1495 in einer feierlichen Versammlung der Kurfürsten Fürsten und Stände des Reichs Eberhard zum Herzog und Wirtemberg zum Herzogthum erhoben. Es geschah unter freiem Himmel zwischen den beiden Kirchen von Worms, wo der Kaiser in vollem Schmuck auf seinem Throne saß. Eberhard wurde mit dem herzoglichen Rock, Mantel und Hut bekleidet, und der Kaiser gab ihm ein Schwert, damit er sich dessen bediene zur Handhabung der Gerechtigkeit, Beschützung der Wittwen und Waisen und Bestrafung des Unrechts, auch es „mit Vorführen und Tragen als ein Herzog und Fürst gebrauche.“ Hierauf wurde er öffentlich als Herzog von Wirtemberg und Teck ausgerufen, mit einem neuen Wappen beehrt und von dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, als dem Reichsmarschall, auf die Fürstenbank geführt, wo er seinen Platz unmittelbar neben den älteren Herzogen einnahm. Auch die Untheilbarkeit des Landes und der Erbfolgevertrag wurden auf's Neue bestätigt. Damals geschahs, daß bei einem Mahl die Fürsten die Vorzüge ihrer Länder rühmten, der von Sachsen seine Bergwerke, der Pfälzer seinen köstlichen Wein, der Baier seine schönen Städte. Eberhard hörte stillschweigend zu. „Nun, Wirtemberg,“ sprach der Herzog von Sachsen, „saget an, was Herrlichkeit habt ihr von Eurem Lande zu rühmen?“ Da erwiederte er: „Ich kann mein Land nicht groß herfürziehen, denn ich hab' ein geringer Land als Euer Lieben alle; aber Eines gleichwohl, dünkt mich, mag ich rühmen: ich kann im Schooß eines jeglichen meiner Unterthanen mitten im Feld oder Wald gar allein kühnlich

und sicher schlafen." Die Fürsten gestanden ihm zu, daß er bessere Schätze habe, als sie. — In Wirtemberg wurde der neue Herzog mit großen Ehren empfangen: Jedermann beeilte sich, ihm durch Geschenke seine Freude zu bezeugen. So verehrte ihm sein Leibarzt „ein Maas Lautertrank," der Apotheker zu Stuttgart „einen Marcipan," sein Werkmeister „eine Streitaxt," und Georg von Sachsenheim „ein Paternoster von Agat" Nur sein gelehrter Freund, Professor Biel hatte keine Freude an der neuen Würde: der größere Hofstaat werde die Unterthanen mehr beschweren. Solche Freimüthigkeit ließ sich der Herzog gerne gefallen.

Eberhard im Bart war, wie ein Zeitgenosse von ihm sagt, „klein von Person, aber großmächtig von Herzen." Was an ihm in der Jugend vernachlässigt worden war, suchte er späterhin möglichst zu ersetzen durch den Umgang weiser und gelehrter Männer. In der Gottesgelahrtheit übertraf er viele Geistliche und kannte das A. u. N. Testament fast wie ein Professor; das Evangelium Johannis war sein liebstes Buch. Grafensöhne, die an seinem Hof ausgebildet wurden, mußten ihm oft den Katechismus hersagen und sich von ihm zurechtweisen lassen. Für die kirchlichen Bedürfnisse des Landes sorgte er auf's eifrigste; er hielt bei seinen Geistlichen streng auf Ordnung und Sittlichkeit, belohnte die Besseren, ermahnte und strafte die Sittenlosen und Nachlässigen. Die Jahrmärkte, die bis dahin an Festtagen abgehalten wurden, ließ er auf Wochentage verlegen. Besonders war er bemüht, in den Klöstern bessere Zucht einzuführen, wobei er jedoch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Er hatte keinen heißeren Wunsch, als noch eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zu erleben. Fleißig besuchte er den Gottesdienst, gieng oft zu Beicht und Abendmahl, hörte aber eine gute Predigt lieber als eine Messe. — Eberhards Scharfsinn und Klugheit waren auch im Ausland berühmt, er galt für einen der weisesten Fürsten seiner Zeit. Seine Unterthanen pflegten von ihm zu sagen: „Wenn Gott

nicht Gott wäre, so müßte unser Eberhard Gott sein." Bischof Dalberg nannte ihn den Urheber und Erhalter des Friedens, eine Zierde der Fürsten. Seb. Brant sagt: „Ganz Deutschland hat nichts Herrlicheres als diesen Fürsten;" und ein Dichter: „Worlich ist er der Deutschen Kron' Und Spiegel aller Tugend gesein; Was Herzog Eberhard fieng an, Das blieb wie Ceder lang bestahn." Sein treuer Bergenhans aber rief ihm nach: Mit ihm stand, mit ihm fiel Deutschland.

Nicht lange durfte Eberhard seine neue Würde genießen. Erst 50jährig litt er doch an tief eingewurzelten Krankheiten. Er erließ noch in der „Landesordnung" die erste Gesetzgebung für sein Land (Nov. 1495). Als er fühlte, daß sein Ende herannahe, rief er seine Räthe zu sich nach Tübingen, wo er am liebsten weilte, und erinnerte sie an ihre Pflichten; er wünschte, daß man für ihn bete und Jedermann ihm verzeihe, verfügte auch noch, keine Juden im Lande wohnen zu lassen 2c., dann tröstete er seine Barbara. Nun wollte er nichts mehr von irdischen Dingen hören, beichtete noch dem Professor Steinbach und sprach: „Herr ich danke dir!" Man hörte noch edle Worte von ihm: „Ach, Herr Gott! Hab ich in meinem Regiment einem Unterthan zu viel gethan, so laß michs noch erkennen und vergüten." Er empfieng das heil. Abendmahl und entschlief 23. Febr. 1496. Im Einsiedel, das er selbst gestiftet, wurde er ohne alles Gepränge beigesetzt. Der treffliche Theologe Konr. Summenhart rühmte in der Trauerrede auch seine ausnehmende Bibelkenntniß, behufs welcher er sich ganze Schrifttheile hatte verdeutschen lassen. Als Kaiser Maximilian 1498 sein Grab besuchte, sprach er: „Hier liegt ein Fürst, weise und tugendhaft wie keiner im Reich." Das ganze Land trauerte über den Tod eines solchen Herrn um so mehr, da von seinem Nachfolger wenig Gutes zu erwarten war.

12. Rückblick auf die Grafenzeit.

In diesen Jahrhunderten verschwindet allmählich die Reichsgewalt, auch wie sie nach dem Aufhören des schwäbischen Herzogthums durch Landvögte (S. 46—59) geübt wurde. Dem Könige blieben nur noch wenige Güter, Rechte und Einkünfte; unter letzteren namentlich eine Martinisteuer der Städte (Eßlingen zahlte z. B. 800, Ulm 700, Hall und Heilbronn je 600, Reutlingen und Rotweil 400, Weil 300, Gmünd 270 Pf. Heller, Isni nur 50, Buchau 40). Aber auch davon, wie von der Unterordnung unter das kaiserliche Landgericht, wurden die Stände nach und nach freigesprochen. Reichsfrei waren nicht blos Städte, sondern auch Dörfer (Böckingen, Kirchheim a. N., Leutkircher Heide).

Die Einwohner theilten sich in Geistlichkeit, Adel, Bürger und Bauern. Zu den letzteren rechnete man im engeren Sinne nur diejenigen Bauern, welche eigenen Grund und Boden besaßen und bauten. Die Zahl der Leibeigenen war ursprünglich sehr gering, nahm aber immer mehr zu. In Theurung und Hungersnoth verkauften sich manche Freie zu Leibeigenen, andere übergaben nicht nur ihre Güter, sondern auch sich selbst an Kirchen und Klöster, nur um selig zu werden; andere wurden leibeigen, weil sie der Aufforderung zum Kriegsdienst keine Folge geleistet hatten. In der Zeit des Faustrechts, die doch nun zu Ende gieng, war der Bauernstand fast rechtlos geworden. Doch erlangte er in Wirtemberg zwei Rechte, welche ihm in andern Ländern erst später oder gar nicht zu Theil wurden: er durfte die großen Höfe theilen, wodurch Landbau und Bevölkerung gehoben wurden; und weil die Dörfer mit ihrer Amtsstadt eng verbunden waren, so hatten ihre Bewohner auch einigen Antheil an landständischen Rechten. Die eigentlichen Leibeigenen, welche mit Leib und Gut ihrem Herrn gehörten, mußten unzählige Frohndienste leisten und eine Menge Steuern entrichten. Ihr Herr durfte sie verschenken, vertauschen oder verkau=

fen, und hatte bei ihnen das Recht über Leben und Tod. Der Truchseß von Urach verkaufte a. 1333 an den Abt von Lorch zwei Frauen um 3 Pf. Heller (3 M.); a. 1412 galt ein Leibeigener 5—8 M. In vielen Orten der Aemter Balingen, Beilstein, Brackenheim, Calw u. s. w. machte schon die Luft leibeigen; wer sich da ansiedelte, mußte dieselben Abgaben zahlen wie Leibeigene, oder wurde wirklich leibeigen. Umgekehrt gab es auch Orte, wo die Leibeigenen frei wurden, z. B. Hohenstaufen; doch mußten sie dort das Bürgerrecht erhalten. Unter dem Bartmann hat sich ein Leibeigener, Waibel, zum Kanzler aufgeschwungen. — Im Kriegsdienst hatten erst die Reichsdienstmannen dem Aufgebot des Königs zu folgen, während die Reichsstände für längeren Herrendienst durch Geschenke geworben werden mußten. Mit dem Aufkommen der Feuerwaffen sanken die Ritter; das Fußvolk der Städte wurde immer bedeutender, man fieng auch an Söldner zu stellen.

Die ersten Spuren einer landständischen Verfassung zeigen sich schon frühzeitig. Schon 1316 wurde der Eßlinger Friede (S. 51) auch von je zehn Bürgern acht wirtembergischer Städte unterschrieben. In dem Vormundschaftsstreit 1457 wurden auch Deputirte von Städten zum Landtag nach Leonberg (S. 75) berufen. Im J. 1473 wirken die Abgeordneten sämmtlicher Städte und Aemter im Uracher Vertrag (S. 81) mit; und auf dem Landtag zu Münsingen 1482 machen Prälaten, Ritterschaft und Landschaft die Ständeversammlung vollständig. Damit gaben Ritter und Prälaten ihre höhere Stellung auf, in der sie mehr Schutzbefohlene als Unterthanen der Grafen gewesen waren.

Die Einrichtung der Regierungs-Collegien war sehr einfach. Ein gräflicher Landrichter war der einzige höhere Staatsdiener. Die Landbeamten wurden aus der Klasse der Bürger oder des Adels auf eine bestimmte Zeit gewählt und traten wieder ab, wann ihre Zeit vorüber war; noch im 15ten Jahrhundert wurden die Vögte zu Stuttgart alle zwei oder vier Jahre neu gewählt. Das

Amt war blos Ehrensache, und die Uebernahme desselben ein Opfer, das die Bürgerpflicht auferlegte. Das Landgericht zu Canstatt (das 1330 aufhörte, während kais. Landgerichte auf den Malstätten Leutkirch, Ravensburg, Wangen zc. fortbestanden) war das alte Gaugericht der Grafschaft, das, wie alle Gerichte, zu bestimmten Jahreszeiten unter freiem Himmel gehalten wurde, ursprünglich unter dem Vorsitz des Grafen selbst. Späterhin wurde das Landgericht an den gräflichen Hof gezogen und in eine Art von Hofgericht verwandelt, eine Kanzlei mit Landhofmeister (s. 1366) und Räthen gebildet, und seit Eberhard auch Doctoren der Rechte dazu gezogen. Sonst wurde das Recht nach der in Weisthümern gesammelten Gewohnheit des Orts oder Landes gesprochen; von unstudirten und unbezahlten Richtern nach bunt verschiedenen Bräuchen. Freiburg, Tübingen, Wimpfen, Constanz waren Oberhöfe, wo man von weither Recht nahm. Auch galten noch die sog. Gottesurtheile: Feuerprobe, Wasserprobe, Zweikampf mehr oder weniger; die Blutrache war bis in Herzog Ulrichs Zeit erlaubt. Die Dorfgemeinden hatten schon ihre Schultheißen; und neben ihnen hatte an manchen Orten auch der Büttel etwas zu sagen; in Stuttgart durfte er bis auf 10 Schilling Heller strafen und kleinere Händel schlichten. Auch die Verbindung der Ortsvorsteher in eine Amtskörperschaft zur Berathung gemeinschaftlicher Angelegenheiten ist schon sehr alt. Der Hof- und Staatshaushalt hatte noch ganz die Einrichtung von dem eines einfachen Gutsherrn. Die Grafen konnten den zwanzigsten oder zehnten Pfenning von ihren Unterthanen erheben, auch ließen sie sich die Zölle nur gar zu angelegen sein. Die Finanzverwaltung wurde von der Landschreiberei und den ihr untergebenen „Kellern" besorgt. Das ganze Dienstpersonal wurde aus der gräflichen Küche gespeist, und sogar noch späterhin, zu Herzog Christophs Zeit, erhielten die Kanzleiverwandten ihre „Suppen" und „Untertränke" von Hof.

Die Zahl der Kirchen und Geistlichen, der Klöster

und anderer frommen Stiftungen war noch in einigem Wachsthum begriffen. Unter Eberhard im Bart wurden manche noch jetzt stehende Kirchen (Blaubeuren, Weilheim, Urach, Waiblingen, Marbach, Schorndorf ꝛc.) gebaut. Ein großer Theil des Grundeigenthums und der grundherrlichen Rechte kam in die Hände der Geistlichkeit, der Klöster und anderer Körperschaften. Uebrigens standen die Weltgeistlichen in ziemlicher Abhängigkeit vom Landesherrn, und alle ihre Versuche, sich von diesem Joch loszumachen, scheiterten an der Beharrlichkeit der Grafen. Diese ließen sich in ihren Rechten nicht verkürzen; die Geistlichen mußten ihnen, als den Schirmherren der Kirche, Abgaben zahlen, und die Grafen ließen durch ihre Beamten die Güter der Kirche selbst verwalten. Das Recht, erledigte Pfründen zu besetzen und die Geistlichen zu richten, behielten sie sich vor (S. 87); dafür schützten sie dieselben möglichst gegen unbillige Forderungen der Päpste und Bischöfe. — Die Geistlichkeit war freilich in der Regel eben so unwissend als verdorben, und in den Klöstern herrschte vielfache Unordnung. Im Frauenkloster zu Kirchheim hielt Eberhard d. J. mit seinen Gesellen nächtliche Tänze, und in dem zu Offenhausen war es so arg geworden, daß Eberhard d. Ae. mit Gewalt ausfegen mußte. Der Propst von Denkendorf mußte 1467 wegen Liederlichkeit von seinem General abgesetzt werden. In der Vorhalle der Klosterkirche zu Maulbronn war ein jetzt erloschenes Gemälde zu sehen: eine Gans am Bratspieß, vorn und hinten zwei Würste, unten Noten mit dem sauberen Trinkspruch: „Alle voll, Keiner leer, Wein her!" — Die Speisesäle der Klöster waren gewöhnlich groß, prächtig gebaut; außen große, steinerne Bassins mit Springbrunnen, zur Abkühlung der Wein und Bierkrüge. Eine wahre Schlemmerei herrschte darin. Daher wurde in Hirsau 1457 und anderwärts reformirt, unter allerlei Widerstand. Die adelichen Mönche in Ellwangen 1460, Komburg 1488 verwandelten dagegen ihre Abteien in weltliche Ritterstifte. Aug. Tünger, der 1481 für Eber-

hard seine Schwänke aufschrieb, geiselt die Unsittlichkeit der Geistlichen mit dem derbsten Spott und zeigt, daß ein freieres Urtheil überhand nahm. Andererseits wurde doch auch fast alles, was wir von Zeitgeschichte haben, von den Annalisten der Klöster niedergeschrieben; und auch die meisten Aerzte waren Geistliche. Eberhard ließ sich die Pflege christlichen Lebens so angelegen sein, daß er vom Niederrhein her die sogenannten Knappen- oder Gugelherren kommen ließ, die Brüder des gemeinsamen Lebens, welche den Volksunterricht betrieben, und ihnen in Urach, Herrenberg, Tübingen, Sindelfingen Brüderhäuser errichtete; hier las man am Essen aus der Bibel vor (1516 wurden sie wieder entfernt). Auch Lollharden und Beguinenhäuser entstanden an manchen Orten, wo man sich in freier Gemeinschaft den Werken christlicher Liebe widmete. Und gegen den „Hexenhammer", der die Ketzer auch mit Zauberern zusammenwarf (1487) erhoben sich in Konstanz selbst schon behutsame Einwendungen.

Bei aller sonstigen Einfachheit ward doch die Ueppigkeit in Kleidern so hoch getrieben, daß man auf Reichstagen Verbote dagegen erlassen mußte; und während noch 1492 die meisten Richter in Stuttgart weder schreiben noch lesen konnten, mußte man den Bürgern Gold, Perlen, Scharlach, Zobel und Hermelin an ihren Kleidern untersagen. In Ulm durften sie nur 2 Glied lange Schuhspitzen, die Ritter allein längere tragen 2c. Auf Prunk und Staat sah man sehr, und das Prächtige stand zum Nützlichen in keinem Verhältniß. Als Gräfin Anna von Wirtemberg den Grafen von Katzenellenbogen heirathete (1422), bekam sie zur Aussteuer nebst vielem andern auch drei Schleier, einen hohen Perlenkranz, ein Halsband von Perlen, mit fliegenden goldenen Täublein, zwei andere Perlenkränze und drei Halsbänder mit Perlen, einen neuen güldenen Frauenwagen, vier güldene Wagenpfülben, auch 16,000 fl.; dagegen nur sechs Tischtücher, zwölf Zwehlen, drei Paar größere Leinlache, womit heutzutage sich kaum eine Bauerntochter begnügt. — Im geselligen Leben herrschte

viel Munterkeit und Frohsinn, so lange das Kriegsfeuer nicht in die Strohdächer fuhr; dabei aber auch viel Ausgelassenheit und Ausschweifung, besonders die Erbsünden der Trink- und Spielsucht. Ohne Trinken konnte gar kein Geschäft abgemacht werden; sogar Rathhäuser hatten ihre eigenen wohlversehenen Weinkeller zum Gebrauch der löblichen Rathsherren: das Tintenfaß galt nichts ohne das Weinfaß, und während die meisten dieser Herren mit dem ersteren nichts anzufangen wußten, waren sie um so geschickter beim letzteren. Daß immer neue Gesetze gegen das übermäßige Trinken erlassen werden mußten, beweist, wie wenig sie fruchteten. In den Reichsstädten hatte jede Zunft ihre eigene Trinkstube, wo die Zunftgenossen zum Zechen zusammenkamen. Sogar der Brantwein wurde schon als Getränke gebraucht, nachdem man ihn erst als Arzneimittel, Lebenswasser (Aquavit) angewendet hatte. In Ulm, von wo Spielkarten in alle Welt versandt wurden, mußte der Rath endlich 1479 alles Spielen ohne Unterschied verbieten, besonders den Glückstopf (Lotto).

Wie in dieser Zeit der rohen Naturkraft alle Laster viel unbändiger hervortraten, als in unsern Tagen, so war es auch mit der Sünde der Unzucht. Schon in den öffentlichen Badstuben, so nöthig beim Mangel an Weißzeug, gieng es oft arg zu. Und in den Städten ließ man privilegirte Frauenhäuser ohne Scheu bestehen, ja stellte die fahrenden Fräulein unter besonderen Schutz. In Eßlingen waren schon 1300 zwei solcher Häuser, eben so viele in Stuttgart 1472, in Ulm mehrere, selbst von Kaiser Sigmund besucht. Doch verabscheuten die Besseren diese Sündenhäuser. Die Brüderschaft der Webergesellen in Ulm gestattete keinem Genossen den Besuch des Frauenhauses; und ein Franziskaner in Reutlingen erließ an den Rath der Stadt ein Ermahnungsschreiben, worin er dringend aufforderte, das öffentliche Frauenhaus aufzuheben: „Kurz „hindurch! Sind ir nit davor, daß irs hinweg dient, so „muß ja ja sin, und ich muß weren, daß es uns nit gang

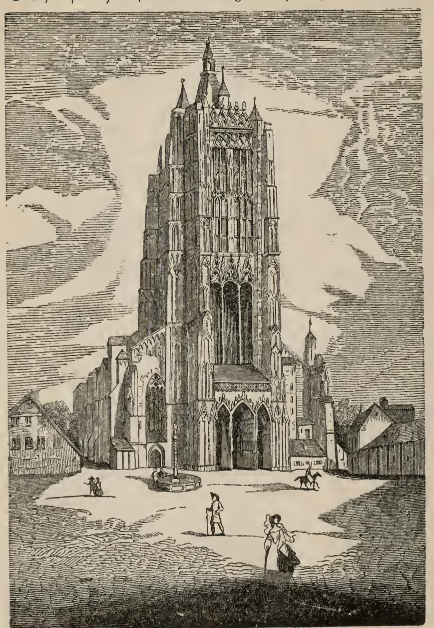
„wie Sodoma und Gemora." Erst die Reformation machte diesem Unfug ein Ende.

Der äußerst dürftige Unterricht entschuldigt viele dieser Unsitten. War die Kirche schon armselig bestellt, so sah es mit der Schule fast noch jämmerlicher aus. Es gab zwar schon lateinische Schulen, wo auch der Gesang getrieben wurde, um die zum Gottesdienst erforderlichen Chorsänger zu erhalten; aber die Lehrer wurden häufig nur auf ein Jahr angenommen, andere mußten wegen der geringen Besoldung noch Schreibereigeschäfte daneben versehen. Dergleichen Schulen bestanden außer Stuttgart, wo der Schulmeister oder Rektor noch einige Gehilfen hatte, in Nürtingen, Rotweil, Balingen, Urach, Kirchheim, Wildberg, Schorndorf, Bottwar, Eßlingen, Hall, Geißlingen, und besonders in Ulm, dessen Schulen auch von Fremden besucht wurden. An den Volksunterricht aber und an deutsche Volksschulen wurde gar wenig gedacht. Wenn die Geistlichen es so weit brachten, daß ihre Beichtkinder Vaterunser und Glaubensbekenntniß auswendig wußten, so glaubten sie genug gethan zu haben. Nur in Städten gab es hie und da Volksschulen, wo im Lesen, Schreiben und Katechismus unterrichtet wurde: erst die Reformation hat den Volksunterricht allgemein gemacht. Die große Erfindung des Jahrhunderts hob allmählich den Büchermangel. Die ersten Buchdruckereien im Lande hatten Ulm und Eßlingen 1473, Blaubeuren 1475, Urach 1481, Reutlingen 1482, Stuttgart 1486 und Tübingen 1498; die ersten Papiermühlen Ravensburg 1407 und Urach 1477. Die erste öffentliche Büchersammlung von Deutschland bestand 1443 im Ulmer Münster. Man muß diesen niedrigen Stand des Unterrichts kennen, um das eifrige Streben Eberhards, der schon seinem Lande eine hohe Schule gab, desto besser schätzen zu können. Doch hat die Universität erst im nächsten Geschlecht zur Hebung Wirtembergs merklich beigetragen. Nic. von Wyle, Konr. Summenhart u. a. verdeutschten indessen für Mechthild und ihren großen Sohn manche alte Schriften. Fast alle

Wissenschaften lagen noch in der Kindheit: der Eßlinger und Ulmer Stadtarzt Steinhöwel und der Ulmer Engeli waren jedoch gute Forscher und Schriftsteller, später Joh. Widmann u. a. Lehrer der neuen Universität (S. 85). Wirtembergische Professoren finden sich übrigens auch *in* Heidelberg, Freiburg, Wien und Padua. Um 1400 erscheint als erster und einziger Arzt im Lande Dr. Schwerdt, und 1458 die erste Apotheke in Stuttgart, lange die einzige. Erst dreißig Jahre später kam eine zweite nach Tübingen, und dann stand es wieder hundert Jahre an, bis drei weitere hinzukamen, in Bietigheim, Calw und Göppingen. In Ulm gab es schon 1327 einen Appentegker, in Heilbronn 1359. Noch 1563 ließ Herzog Christoph für seine Gemahlin eine Hebamme aus Augsburg kommen. Freilich lebte damals ein kräftigeres Geschlecht, das durch Thee, Kaffee, Gewürze, Brantwein, Studieren und Weichlichkeit noch nicht entnervt war. Deßwegen gab es auch weniger Krankheiten, und was das Schlacht- und Richtschwert an ihrer Statt verheerte, das konnte der Dr. Schwerdt nicht kuriren. Den vier Donaustädten Waldsee, Saulgau, Riedlingen, Mengen ertheilte K. Sigmund die Befugniß, „alle schädlichen Leute, die besser todt sind als lebend" zu richten. So gabs Galgen und Rad fast vor jedem Städtlein, dazu unmenschliche Foltern und daneben Jahrhunderte lange Processe. Die Aussätzigen mußten alle menschliche Gesellschaft meiden, bis man s. 1200 ihnen Spitäler vor den Städten errichtete.

Während die Wissenschaften noch begraben lagen, hatte sich die Dichtkunst bereits zu einer schönen Blüthe erhoben. Am feingebildeten Hofe der Hohenstaufen fanden wir S. 38 f. die **Minnesänger**, darunter einige staufische Fürsten, einen Graf Heinrich von Wirtemberg (1207) und Albrecht von Hohenberg († 1298). An sie schloßen sich Volksdichter an, welche auch Zeitereignisse besangen. Meistersänger hielten an Sonn- und Feiertagen sogenannte Singschulen in den Kirchen, wo sie dichterische Wettkämpfe anstellten. In Ulm bildeten sie eine eigene Brüderschaft,

und hielten ihre Zusammenkünfte in der sogenannten Barchentstube; erst 1839 übergaben sie ihre Tabulatur



Das Münster in Ulm.

dem dortigen Liederkranz. — Auch die verwandten Künste der Malerei, Bildschnitzerei und Baukunst gewannen einen weiten Vorsprung vor den Wissenschaften, wie die Blumen des Frühlings vor den Früchten des Sommers. Ihr Sitz waren vor allen die Reichsstädte. Luk. Moser von Weil, Mart. Schaffner und Barthol. Zeitblom von Ulm, Hans Baldung von Gmünd waren ausgezeichnete Maler, Hans Wild von Ulm der erste Glasmaler Süddeutschlands. Jörg Sürlin, Vater und Sohn, von Söflingen, waren treffliche Bildhauer, die Böblinger in Eßlingen berühmte Baumeister. Die Hochaltäre zu Blaubeuren und Creglingen, die kunstreichen Sakramenthäuschen und Bildschnitzwerke über den Thüren mancher Kirchen, die Altar- und Wandgemälde und die prächtigen Glasfenster (in Hirsau 1491) geben noch Zeugniß, wie weit man es in diesen Künsten gebracht hatte; und von der Geschicklichkeit der Baukünstler reden noch Klosterkirchen (Maulbronn, Herrenalb, Alpirsbach, Bebenhausen ꝛc.), die Kirchen zu Reutlingen, Hall, Heilbronn, namentlich aber die von Ulm und Eßlingen. Der Grund zum Ulmer Münster wurde 1377 gelegt, und der Riß war so großartig und kunstreich angelegt, daß man sich nicht genug über die Begeisterung der Ulmer Bürger wundern kann, die ein solches Riesenwerk unternahmen. Ulrich Ensinger und seine Söhne und Enkel waren die Hauptwerkmeister an diesem Bau; aber obgleich bis 1507 daran fortgebaut und von den Bürgern gar manches Opfer zu diesem Zweck gebracht wurde, so giengen doch am Ende, wie auch anderswo, die Mittel und der Eifer aus; der Bau wurde unterbrochen, als der Thurm, der 520′ hoch werden sollte, erst halb vollendet war. Das Leben wurde eben überall theurer und genußreicher, die Frömmigkeit geringer. Glücklicher waren die Eßlinger mit ihrer Frauenkirche, die freilich nicht in so großartigem Plan angelegt war. Es wurde 1377–1522 daran gebaut, und als Luther mit seiner Uebersetzung des N. Testaments fertig war, wurde auch die Frauenkirche fertig und konnte alsbald zur Verkündi-



Die Liebfrauenkirche in Eßlingen.

gung des göttlichen Worts gebraucht werden. Hans Böblinger nebst seinen Söhnen hat das Meiste dabei gethan. Natürlich belebte der Ablaß die Lust, zum Kirchenbau

beizutragen; aber auch zur Steinbrücke verhalf den Eßlingern 1286 eine Ablaßbulle, die Hilfeleistenden 40 Tage Bußen erließ. An der Stiftskirche zu Stuttgart wurde 1289 zu bauen angefangen (S. 82). Und Gmünder Baumeister haben in Prag und Mailand sich großen Ruhm erworben.

Gewerbe und Handel wurden in den Städten lebhaft betrieben. Die Leinweberei, so wie die Wollen- und Baumwollenweberei waren in Ulm, Biberach, Ravensburg &c. stark im Gang. Calw zeichnete sich frühzeitig durch Handel und Tuchmacherei aus; schon 1335 war auch das Holzflößen auf der Nagold gebräuchlich. Ulm war schon 1300 der große Weinmarkt, seine Kaufleute handelten die Donau hinab und bis an die Ostsee: „Ulmer Geld regiert die ganze Welt.“ Hier gabs am frühesten gepflasterte Straßen, 1410 wurde verboten, Schweine auf ihnen herumlaufen zu lassen außer von 11–12 Uhr. Früh hatte sich der Gewerbe- und Handelsstand in Innungen verbunden, aus denen dann die Zünfte hervorgiengen, und an diese schloßen sich mit der Zeit auch Künstler, Dichter, Gelehrte und Prediger an. In Reutlingen bestanden 12 Zünfte, Karcher (Ackerbauer), Metzger, Gerber, Kürschner und Weber, Kromer, Bäcker, Schneider, Weingärtner, Dreher, Schmiede, Schuhmacher, Binder (Küfer). Alle übrigen Gewerbe sind unter diesen 12 Zünften begriffen; zur Zunft der Kromer gehörten z. B. die Gürtler, Buchhändler, Sattler, Hutmacher, zu der der Kürschner und Weber die Seiler, Tuch- und Zeugmacher, Färber und Tuchscherer. Die Metzger hatten das Recht, Lichter zu machen; die Barbierer das Recht, Seife zu sieden, während sie später dieselbe nur gebrauchen durften. Brauen war noch kein Gewerbe, jede Familie bereitete sich ihr Bier; eine Getränksteuer aufs Bier wurde schon 1255 in Ulm erhoben. Man übte sich viel in den Waffen, schrieb Schießfeste aus (wie Ulm 1468), da der Armbrustschütze unangelehnt sitzend seinen Schuß abgeben mußte; auch Fechter kamen auf den Schieß-

platz. Aus den Zünften entwickelte sich ein organisirter Wehrstand, und mit der Zeit errangen sie sich einen Antheil an der Regierung der Stadt, die vorher ganz in den Händen der vornehmen Geschlechter gewesen war. So in Ulm und andern Städten. Eine freie und gedeihliche Entwicklung des Gemeinwohlstandes wurde aber immer noch verhindert durch die Machtlosigkeit des Kaisers, den Druck des Lehenwesens und Zunftzwangs, das Raubritterwesen, die Leibeigenschaft; die Gerechtsame, Frohnen, Dreiäcker, Gülden, Blutzehenten und hunderterlei andere Drangsale; die zersplitterte Gerichtsbarkeit, die am Ende fast jedem Edelmann zustand.

Das Geld war viel seltener als jetzt und hatte deßhalb einen viel höheren Werth. Das Münzrecht ward aber so mißbraucht, daß 1396 in Kirchheim zwischen dem Herzog von Oestreich, Bischof von Augsburg, Graf Eberhard III., den Oettinger Grafen und Ulm, Eßlingen, Gmünd über Abbestellung schlechter Münze vereinbart werden mußte. Der Greiner prägte die ersten wirtb. Heller. Erst waren Heller und Pfennig eins, dann machten 2 Heller 1 Pf., 6 Pf. 1 Schilling. Als die Kreuzer aufkamen, war einer = 7 Heller (zuerst in Verona). Der „gulden Floren" (von Florenz 1252) war ein Goldstück = 7 M. und wurde in Nördlingen und am Rhein geprägt. Im J. 1282 kostete ein Scheffel Kernen 70 Pf., Roggen 46 Pf. a. 1426 galt ein Scheffel Dinkel nur 14 Pf., ein Eimer Wein 37 Pf., und sogar in der theuren Zeit 1457 stand ein Scheffel Dinkel nicht höher als 1½ M. Wer damals in den Wein fuhr, konnte die Geldgurt ersparen; für einen (Gold) gulden ließen sich vier Wagen voll Wein kaufen. Nicht lange nachher sind jedoch die Weinpreise schon höher: 1446 kostet der Eimer in Canstatt 4 M., 1462 in Eßlingen 4 M. 10 Pf., 1480 in Stuttgart 3 M. Im J. 1484 gab man für ein Ei eine Maas guten Wein. Ein gutes Pferd dagegen kostete (1450) 170 M., ein geringes 30. Ferner kostete 1434 die Elle Barchent 74 Pf.; in Ulm wurden

jährlich 2,400,000 Ellen Barchent gewoben und nach allen Gegenden versendet. Sehr niedrig standen die Holzpreise. Um 1300 konnte ein Reutlinger Bürger im Schönbuch für 10 Schilling so viel Zimmerholz nehmen, als er zu einem ganzen Hause brauchte: für eine Eiche zahlte er 6 Heller, für eine Buche 4. Ein Küfer mußte für jeden Baum, aus dem er Weinfässer machen wollte, 1 Schilling erlegen; wer in den Wald nach Brennholz fuhr, hatte 3 Schilling jährlich zu bezahlen. Uebrigens traf Eberhard bereits Verfügungen für den nöthig gewordenen Forstschutz.

IX. Wirtemberg unter den Herzogen.

1. Herzog Eberhard II. 1496—1498.

Als Eberhard im Bart starb, war sein Vetter, Eberhard d. j. wie gewöhnlich auf einer Lustfahrt im Auslande; da nun kraft der Verträge die Regierung auf ihn übergehen sollte, wurde er herbeigerufen. Am 11. März 1496 hielt er seinen feierlichen Einzug in Stuttgart, und versprach alles Gute. Aber der Regimentsrath (S. 87), den ihm die weise Vorsicht des verewigten Herzogs an die Seite gestellt hatte, war gar nicht nach seinem Sinn; seine treffliche Gemahlin entfernte er und machte Genossen seiner Lüste, wie den entlaufenen Mönch Holzinger, Johann von Stetten ꝛc. zu seinen Vertrauten. Diese Günstlinge erlaubten sich alle Leichtfertigkeit und Gewaltthätigkeit und verfolgten die Rechtschaffenen; Männer wie Reuchlin verließen das Land. Die steigenden Beschwerden nöthigten endlich den Herzog, einen Landtag zu berufen. Am 27. März 1498 trat derselbe in Stuttgart zusammen, während der Herzog in Kirchheim weilte, verhaftete den Holzinger, Joh. von Stetten u. a. ihres Gelichters und forderte den Herzog auf zu erscheinen. Als Eberhard sah, daß die Stände auf ihrem Vorsatz, den Eßlinger Vertrag durch Aufrichten einer Regimentsordnung zu

vollziehen, fest beharrten, verlor er den Muth und floh nach Ulm. Darauf erließ der Landhofmeister, Graf Wolfgang von Fürstenberg, nebst dem Regimentsrath und den Ständen eine Erklärung, 9. Apr., worin sie dem Herzog Dienst, Amt- und Lehenspflicht aufkündigten, „weil er „bisher, wie das landeskundig und offenbar sei, ein „wurmmäßig (wurmstichig), unwesentlich und untauglich „Regiment geführt, die alten, von ihm selbst beschworenen „Verträge gebrochen und nur nach seinem Gefallen Herr „im Lande habe sein wollen."

König Max billigte das Benehmen der Landstände, und nachdem er selbst in Urach und Reutlingen die Sache untersucht, übertrug er die Regierung dem 11jährigen Prinzen Ulrich, nicht ohne eigennütziges Absehen auf östreichische Interessen. Nun brach Eberhards Trotz; er willigte in den Horber Vertrag (10. Juni 1498), trat das Land an Ulrich ab und versprach sich für immer daraus zu entfernen, wogegen ihm ein Jahrgeld von 6000 fl. zugesichert wurde. Als Grund gab er in seinem Verzichtbrief „Alter und Leibesblödigkeit" an, und entließ die Unterthanen ihrer Eide und Pflichten gegen ihn. Einige Tage darauf bereute er zwar, daß er nicht günstigere Bedingungen gestellt hatte; aber der Kaiser achtete nicht darauf. Der Vetter Pfalzgraf, zu dem er seine Zuflucht nahm, behielt ihn in seiner Nähe bis zu seinem Tode (17. Febr. 1504). Er war ein Mann schweren Leibes, aber leichten Geistes und Sinnes, und an die Ordnung konnte er sich so wenig gewöhnen, daß er nicht einmal speiste wie andere ehrliche Leute. Er setzte sich nämlich nie an den Tisch, sondern aß stehend, und wenn er sich auch eine Weile niedersetzte, so aß er dann nicht, sondern trank blos; so machte er's selbst an der kaiserlichen Tafel. Er hat es schwer büßen müssen, daß ihm in seiner Jugend der Wille nicht gebrochen wurde; und wie viel Noth hätte seinem Nachfolger erspart werden können, wenn's nicht auch bei ihm hierin verfehlt worden wäre!

2. Ulrichs Anfänge. 1498—1515.

Von dem geistlichen Grafen Heinrich, Ulrichs des Vielgeliebten Sohn und Ulrichs des Vielgeübten Vater, haben wir (S. 81) gehört, daß ihn die grausame Behandlung des burgundischen Herzogs beinahe um den Verstand brachte. Er gieng in ein Kloster in Straßburg; aber schon nach zwei Monaten entschloß er sich, zu heirathen; ein Glück für Wirtemberg, denn sonst wäre der Fürstenstamm ausgestorben und das Land unter eine fremde Regierung gekommen. Er fand eine wackere Gemahlin in der Gräfin von Zweibrücken, die den widerwärtigen Mann gut zu behandeln wußte, und nachdem sie im ersten Wochenbett gestorben, eine zweite ebenso passende in Eva v. Salm. Als er eine Thorheit um die andere begieng, „denn er war mit dem Haupt nit wohl verwahret, und führt ein unordentlich wüthend Wesen," ließ ihn Eberhard d. ä. gefangen nehmen (1490) und nach Hohenurach führen, wo er so armselig ankam, daß der Vogt ein zweites Hemd für ihn bettelte. Seine Gemahlin folgte ihm aber in die Haft, wo er 29 Jahre verharren mußte, und pflegte sein. Das Kind erster Ehe war Ulrich; das Kind zweiter Ehe Georg, der Stammhalter des wirtembergischen Hauses.

Ulrich wurde am 8. Febr. 1487 auf dem Schloß Reichenweiher geboren, wo Heinrich damals seinen Sitz hatte. Da Eberhard das mutterlose Kind, den einzigen männlichen Sprößling des Hauses, nicht in Heinrichs Händen lassen konnte, wollte er es holen lassen und schickte einige tüchtige Männer, die den Grafen zur Einwilligung brachten. Da ein feindlicher Edelmann das Kind unterwegs auffangen wollte, legte man es in einen Korb; so kam es auf dem Rücken eines treuen Dieners nach Straßburg und von da zu den neuen Pflegeltern. Eberhard nahm den Knaben an Sohnes Statt an und war bedacht, ihm eine sorgfältige Erziehung zu geben; aber er starb und sein Nachfolger versäumte Alles; erst

der Regimentsrath sorgte wieder für bessere Hofmeister. Vier Stunden des Tags mußte der junge Prinz lernen, in der übrigen Zeit ziemliche und unschädliche Kurzweil treiben. Er wurde dabei mit Hilfe einer starken Eßlust so dick, daß ihn seine Altersgenossen verspotteten. Das gefiel ihm denn auch nicht und so nahm er sich vor, durch häufiges Reiten, ritterliche Uebungen und Jagdstrapazen des lästigen Uebergewichts los zu werden, was ihm auch gelang. Schon 13jährig fieng er ein wildes Schwein, und als 20jähriger Jüngling erlegte er ein Riesenschwein von 7′ Länge und 5′ Höhe, das noch im Rittersaal zu Urach abgebildet zu sehen ist. Ueberhaupt wurde er ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd und einen seiner Lieblingshunde führte er beständig mit sich. Ebenso liebte er auch Gesang und Musik, was wohl sein rauhes Wesen etwas milderte, aber auch Anlaß zu Verschwendung gab. Die Heerpauke war sein besonderes Instrument.

Nach dem Grundgesetz des Herzogthums, das der weise Eberhard entworfen, die Stände beschworen, Kaiser und Reich bestätigt hatten, sollte vor Ablauf des 20sten Lebensjahres kein württembergischer Fürst regierungsfähig sein. Um so auffallender ist's, daß ein immerhin kluger Herr, wie König Max, diese Verordnung unbeachtet ließ und seinen munteren Jagdgenossen, den 16jährigen Prinzen für volljährig erklärte, wozu dann auch die Stände endlich Ja sagten (1503). Ulrich war allerdings körperlich und geistig frühreif; nur mangelte ihm alle Uebung im Gehorsam und in der Selbstverleugnung. Reden hatte er gelernt, aber nicht schweigen; handeln, aber nicht dulden; sein Recht wußte er zu fordern, aber nicht die Rechte Anderer zu achten.

Die Wirtemberger hatten im letzten Schweizerkrieg 1499, der die Eidgenossen vollends vom schwäbischen Kreis lostrennte, so wenig Ehre eingelegt als die Deutschen überhaupt; sie schlossen ihn mit einem Freundschaftsbunde Mai 1500, den Ulrich mit Uebersendung eines selbstgefangenen Ebers nach Zürich bekräftigte. Gegen

Frankreich und den Türken zu ziehen, wie Max 1502 in Ulm forderte, hatte niemand rechte Lust. Einen glänzenden Erfolg aber hatte der Zug, welchen der junge Herzog im bayrischen Erbfolgekrieg gegen den Pfalzgrafen Ruprecht (Mai 1504) unternahm, obgleich die Gunst der Umstände mehr dazu beitrug als Tapferkeit und Kriegskunst. Die einträgliche Schirmvogtei über das Kloster Maulbronn und sein großes Gebiet, der Besitz der Grafschaft Löwenstein, Stadt und Herrschaft Weinsberg, Besigheim, Neuenstadt, Möckmühl, Gochsheim, Heidenheim, alles das war die Frucht eines Feldzugs von wenigen Monaten. Sie machte um so mehr Freude, weil diese größte aller wirtembergischen Eroberungen die alte Scharte von a. 1462 auswetzte.

Nun aber vergnügte sich der Herzog an Banketten und Turnieren, Fastnachtspielen und Mummenschanzen, Bärenjagden und Lustbarkeiten aller Art. Jäger und Falkner, Sänger und Pfeifer, Pferde und Hunde, fürstliche Besuche und Reichstage wie der von Constanz 1507 kosteten ein ungeheures Geld; sein Hof war einer der prächtigsten und nicht der sittlichste. Mußten doch die Stände auf dem Tübinger Landtag den Herzog bitten, zuvörderst an seinem Hofe abzuthun: „Zutrinken, Gotteslästerung, Ehebrecherei, und andere, die öffentlich zu den Unehren sitzen, das dann groß Aergerniß gebe frommen Personen, denn sie solches ohne Furcht, Scham und Straf thon wollen und bisher gethan haben;" Vorwürfe, welche der Herzog nicht in Abrede stellen konnte.

Ulrichs Hochzeit am 2. März 1511 machte durch übertriebene Pracht um so größeres Aufsehen, da sie in eine theure Zeit fiel, wo der Scheffel Dinkel von 63 Pf. auf 3 M. 43. gestiegen war. Als Jüngling hatte er eine lebhafte Neigung zu der schönen Elisabeth von Brandenburg gefaßt, der er zuweilen in Nürtingen ein Ständchen brachte, indem er ihr durch einen geschickten Zinkenbläser ein Lied, das er selbst gemacht haben soll: „Ich schell mein Horn in Jammerston ꝛc." vorblasen ließ.

Aber die kaiserliche Politik hatte längst eine andere Verbindung ausgesonnen, und so wurde er schon 1498 mit Sabina von Baiern, der Schwestertochter des Kaisers verlobt, für die er keine Liebe fühlte. Zur Hochzeit kamen Kurfürsten, Fürsten, Grafen und Edelleute weit her zusammen, die Zahl ihrer Pferde wurde auf 6000 geschätzt. An die herzogliche Küche wurden geliefert: 136 Ochsen, 1800 Kälber, 130 Schweine, 570 Kapaunen, 5200 Hühner, 2759 Krametsvögel, außer den Pfauen, Gänsen, Enten, Feldhühnern, Auerhahnen und Tauben; ferner 500 Stück rothes und schwarzes Wildbret, 450 Hasen, 11 Tonnen Lachse, 5 Tonnen Rheinfische, 150 Centner Hechte, 650 Centner Karpfen, 90 Tonnen Häringe, dann noch Forellen, Aale, Grundeln, Krebse &c. Beim Eingang ins Schloß stand ein schöner Brunnen mit acht Röhren, aus dem rother und weißer Wein lief; davon durfte trinken wer wollte. Trommelschläger, Pfeifer und Sänger standen dabei, die den sogenannten „Schweizerstreich" spielten, der unter Anderem also lautet:

Kommet alle mit Eim Schalle, Knaben, Reuter und Bernheuter, Scheerenschleifer und ihr Pfeifer, Zu dem Bronnenbei der Sonnen: Dann der Wirte Zalt die Irrte (Zeche).
Dann man soll jetzt nit lang feiren, Sondern trinken gute Leyren, Und sich fleißen auf den Weißen, Auf den Rothen in den Nothen, Käs und Broten gut zusammen: Trinket All' in Gottes Namen &c.

Der Hochzeitstrauß, der dem Herzog von Seiten der Prälaten, Stifte, Capitel, Frauenklöster, Städte und Aemter überreicht wurde, bestand in 16 silbernen Flaschen und 12 Kannen &c. im Werth von 14154 M. Ritterspiele, Tänze und andere Lustbarkeiten folgten, wobei sich Ulrich durch seine Gewandtheit auszeichnete; „der überaus köstliche Geschmuck beim Tanz, Rennen und Stechen, das übermessig Silbergeschirr, die mehr dann stattliche Traktation, auch in allen Häusern der Stadt, ist männiglich ein Verwunderung gewesen, indem auch mehr überblieben, denn etwa anderer Orten, da Banquetten gehalten, ge-

braucht worden; also daß Viele dafür gehalten, daß man mit diesen unmenschlichen Kosten ein ganzes Land sollte verthan haben, wie auch er, Herzog Ulrich, dadurch in desto viel höhere Schuldenlast kommen."

Hätte man nur nachmals gespart! aber die Hochzeit hatte nur den hohen Ton angegeben, der von nun an fortwährend am Hof gespielt ward und die Schulden „ins Ueberschwengliche" steigerte. Schon rieth der Abt von Zwiefalten, Ulrich solle seinen Aufwand mäßigen, und wollte nicht mehr Steuer zahlen; der fuhr aber über ihn 1512, griff und hielt ihn fest und nöthigte den Bischof, ihn dafür zu absolviren. Das Kammergut, das die gewöhnlichen Bedürfnisse bestreiten konnte, reichte jetzt nicht mehr zu, die angetretene Schuld von 300,000 fl. sammt der hinzugekommenen von 600,000 fl. zu verzinsen. Dem Land eine weise Steuer aufzulegen, wäre thunlich gewesen, denn „Sein Volk er allzeit gehorsam fandt, Im nit allein groß Steuer zu geben, Sonder auch ihr Leib und Leben Für ihn zu setzen allezeit In Theurung, Unfried oder Streit." Dagegen wurde beschlossen, ein Ungeld auf Fleisch, Wein und Mehl zu legen; und das geschah so, daß Fleischer, Müller, Bäcker, Schenken das Gewicht ringern, das Maß kleinern und doch zu gleichem Preis verkaufen mußten. Die Abgeordneten, welche sich darüber beschwerten, wurden von dem Marschall von Thumb und Kanzler Lamparter zornig angefahren und bedroht, bis sie einwilligten; das machte unter dem Volk bös Blut. Selbst Pfarrer predigten, es sei nicht geistlich noch weltlich recht, solche Schatzung auf die gemeinen Leute zu legen. Nachdem die Schweizerbauern ihre Freiheit erkämpft hatten, war das Landvolk schwieriger geworden. Im Elsaß hatten sich viele Unzufriedene zusammengethan und ein Verbündniß errichtet, das den Namen Bundschuh führte, weil ein solcher auf seinem Panier stand. Bei Bruchsal und im Breisgau bildeten sich ähnliche Zusammenrottungen gegen die Leibeigenschaft, gegen Zinse, Zölle, Zehnten und Schatzungen;

und der Geist der Unzufriedenheit steckte auch die Wirtemberger an, bis er im Aufruhr des armen Konrad sich Luft machte.

Im starkbevölkerten Remsthale hatten einige Weinfehljahre die Umstände sehr drückend gemacht. Viele sahen sich genöthigt, auszuwandern oder in fremde Kriegsdienste zu treten. Dieser Aufenthalt in der Fremde diente eben nicht dazu, die Umstände in der Heimat zu verbessern; im Ausland hatte man auch das Raisonniren gelernt. Zu Beutelsbach legte sich ein Verein lustiger Gesellen den Namen „der arme Kunz“ (Konrad = kein Rath) bei; und am 15. April nahm der Schalk „Gaispeter“ aus der Metzig die herzoglichen Gewichtsteine weg, zog mit Trommeln und Pfeifen an die Rems und warf sie in einen Gumpen. Er beschwor den Stein: „Haben die Bauern Recht, so fall zu Boden; hat aber unser Herr Recht, so schwimm oben!“ Sobald die Heppacher von diesem neuen Gottesurtheil hörten, zogen sie unter Anführung des Schlechtlin Klaus auch an die Rems und thaten dasselbe. Bald stand ein Haufe von 2000 Aufrührern unter den Waffen, die allenthalben die Gleichgesinnten zum Anschluß aufforderten. Der Herzog ritt selbst in's Remsthal hinauf, besprach sich mit den Unzufriedenen, die ohne Waffen vor ihm erschienen, und beschwichtigte sie. Aber unterdessen brachen die Unruhen in anderen Gegenden aus; denn der Druck wurde allenthalben gefühlt, und schon regten sich Plane, „alle Ding gemein zu machen.“ Zwar die von Tuttlingen, Blaubeuren, Balingen und Sulz verwahrten sich gegen alle Theilnahme am Aufruhr; in Stuttgart aber herrschte eine bedenkliche Stimmung; die Amtstädte Backnang, Calw und Dornhan wurden von den Bauern besetzt, und das Feuer brannte da und dort lichterloh. In Güglingen tobten die Aufrührer: „Hier steht der arme Konrad mit Grund und Boden und ist sonst kein Herr auf Erdenreich!“ In Brackenheim wurde die Sturmglocke geläutet und die Bürgerschaft zum armen Konrad auf den Markt zusammen-

berufen: „Es sei kein besser Sach nie erdacht worden als diese, daß die Herren nicht mehr also Meister seien, sondern die Gesellen auch einmal Meister werden.“ Einige schrieen: „die Reichen müssen mit uns theilen!“ Ruhiger waren die Schritte, welche die Abgeordneten von 14 Städten in Marbach thaten. Sie verfaßten 41 Artikel, die sie dem Herzog zur Annahme vorlegen wollten.

Die Bauern forderten Aufhebung des Drucks der Abgaben und Frohnden, Freiheit der Jagd, Fischerei und Holzung, ja sie sollten auch mit landtagen; die **Bürger** waren eifersüchtig auf die „Ehrbarkeit,“ die vornehmen Geschlechter, in deren Händen die Regierung sich fast allein befand, während doch sie selbst die betriebsamste Klasse bildeten. Es handelte sich also um einen Kampf der Dörfer gegen die Städte, der Armen gegen die Reichen, der Gedrückten gegen die Drückenden und aller gegen die Regierung; denn mit dieser war Niemand zufrieden. Doch waren die Städter und die Wohlhabenden geneigt, zu vermitteln, solang trotz arger Reden doch nirgends Blut vergossen wurde, (außer von überflüssigem Wild und einigen Wilderern.) Unruhiger wurde der **arme Konrad** erst, als sich das Gerücht verbreitete, es werden fremde Völker ins Land gezogen werden.

Am 26. Juni 1514 wurde der Landtag nicht zu Stuttgart, sondern im ruhigeren Tübingen eröffnet. Es erschienen bei demselben außer den 15 Prälaten und Abgeordneten von 52 Städten auch kaiserliche u. a. Gesandte und Herren, um zwischen den Parteien zu vermitteln. Die Beschwerden der Landschaft betrafen die eingerissenen Mißbräuche, namentlich bei Hof, Rath und Kanzlei, in der Rechtspflege, dem Staatshaushalt, bei den Aemtern auf dem Lande und im Forstwesen; und indem sie sich erbot, dem Herzog alles, was recht und billig zu leisten, sprach sie dagegen auch die Hoffnung auf Abstellung dieser Mißbräuche aus, „damit Sein Fürstlich Gnad bei Land und Leuten, und herwiederum dieselbigen bei Seiner Gnad in einem ehrlichen, löblichen, friedsamen und glückseligen

Stand unverderblich und unzerrüttet bleiben und bestehen mögen." Nachdem von beiden Seiten freimüthig, aber würdig gesprochen worden war, erbot sich die Landschaft, die Schuldenlast des Herzogthums abzutragen. Der Landschaft wurde dagegen die Abschaffung des „Landschadens," ein Schutzgesetz wegen der Kriegslasten, die Freizügigkeit und Sicherheit vor weiterer Schuldenübernahme verwilligt. Ohne Rath und Willen der Stände durfte hinfort kein Krieg angefangen, keine Steuer ausgeschrieben, ohne Urtheil und Recht niemand gestraft werden. Auf diesen Tübinger Vertrag (8. Juli) hin sollte nun dem Herzog im ganzen Land auf's Neue gehuldigt werden. In manchen Aemtern fand dieß Schwierigkeit, weil man die Abgeordeten der Dörfer, die in Stuttgart versammelt waren, nicht vernommen hatte. Am leichtesten fügte sich der Schwarzwald. Anderswo rückten Pfälzer, Badener, Wirzburger, Constanzer ein, dem Herzog zu helfen. Im Remsthal aber war die Stimmung so bedenklich, daß der Herzog glaubte durch sein persönliches Erscheinen die Huldigung bewerkstelligen zu müssen. Mit 80 Reitern ritt er nach Schorndorf und bestellte Stadt und Amt auf den Wasen vor der Stadt. Es versammelten sich gegen 7000 Personen, die meisten bewaffnet. Nach heftigen Reden kam man überein, viertägige Bedenkzeit zu gestatten. Sie verstrich fruchtlos. Aus dem Haufen ließen sich laute Klagen hören über die schlechte Haushaltung bei Hof, über die Sänger, Musikanten und andere Mißbräuche. Diese mißtönige Musik gefiel dem Herzog nicht; er gab seinem Pferde die Sporen, um sich aus dem Kreise zurückzuziehen. was die Aufrührer noch dreister machte. Einer griff sogar nach dem Zaum seines Pferdes; ein Anderer stach nach ihm mit dem Spieß; Andere riefen, man solle auf ihn schießen. Der Herzog ritt auf die Stadt zu, da sie aber geschlossen war, eilte er nach Stuttgart zurück.

Die Remsthaler hatten sich Schorndorfs bemächtigt, Gericht und Rath abgeschafft und zogen dann bewaffnet auf den Kappelberg, entschlossen, den Vertrag nicht zu

beschwören. Als aber unter ihnen selbst immer mehr Uneinigkeit entstand und die Nachricht kam, daß der Herzog in Waiblingen Truppen sammle, auch von Eßlingen Geschütz erhalte, liefen sie auseinander, ergaben sich der Gnade der Landschaft, erhielten die Zusicherung freien Geleits und wandten sich zur Heimat. Der Herzog zog 1. Aug. mit 1800 Reitern nebst den Abgeordneten der Landschaft in Schorndorf ein. Leider sah er nicht genug darauf, das in seinem Namen versprochene freie Geleit unverletzt zu erhalten; die Wohnungen der Rädelsführer wurden geplündert und verwüstet, und das Haus Bregenzers, die Kanzlei des armen Konrad, dem Boden gleich gemacht, noch ehe eine Untersuchung vorgenommen war. Viele der Beklagten hielten es daher für sicherer, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Von den 3400 Remsthälern, die auf dem Wasen versammelt wurden, um das Erkenntniß der Landschaft anzuhören, wurden über 1600 in Haft gebracht, bis alle Gefängnisse vollgepfropft waren. Beim Verhör wurden die Angeklagten durch Folter zum Geständniß gebracht, 18 hingerichtet, andere mit Ruthen gestrichen oder gebrandmarkt, gar viele um Geld gestraft. Die Regierung hat leider in der öffentlichen Vertheidigung ihres Verfahrens mit Verletzung der Wahrheit ihre eigenen Unterthanen vor ganz Deutschland an den Pranger gestellt. Ein Volk, das Herzog Eberhard noch kurz vorher so hoch gerühmt hatte, mußte doch schwer gereizt worden sein, wenn sich ein Theil desselben zur Empörung hinreißen ließ. Die Landstände aber und Räthe verlangten umsonst von dem Herzog Selbstüberwindung; einstweilen arbeitete man eine neue Landsordnung aus, welche die guten Früchte des Tübinger Vertrags reifen sollte.

3. Ulrichs Irr- und Trübsale. 1515—1534.

Kaum war der verführte Karren wieder ein wenig im Geleise, so warf sich der Herzog durch seinen Jähzorn neue Steine des Anstoßes in den Weg. Seine Gemah-

lin Sabina war ein Mannweib, stolz und eigensinnig, daher es unangehme Auftritte, ja Faustschläge gab. Besser gefiel Ulrich die Tochter Thumbs und Gattin seines Stallmeisters, Hans von Hutten, was er diesem nicht verschwieg; vielmehr soll er ihn kniefällig gebeten haben, doch dieser Neigung nicht im Wege zu stehen. Hutten war so unklug, dies auszuplaudern, was dem Herzog viel Spott eintrug und ihn natürlich auf's Höchste erbitterte. Umsonst bat der Stallmeister um Urlaub. Am 7. Mai 1515 ritten die beiden Herren in den Schönbuch. Unterwegs schickte Ulrich seine Begleiter voraus, fiel dann über Hutten, der zu keinem Kampf gerüstet war, her, tödtete ihn mit sieben Wunden und schlang dem Leichnam seinen Gürtel um den Hals, den er an einem in die Erde gestoßenen Schwert aufhängte, als habe er einen Vehmspruch vollstreckt. Huttens Familie, in Franken zahlreich und mächtig, fühlte sich aufs tiefste beleidigt und mit ihr der ganze Adel; der Kaiser, der gern vermitteln wollte, fand wenig Gehör und schon sammelten sich schwarze Wetterwolken. Der Landtag hielt dem Herzog seine Schulden aufs stärkste vor. Herzogin Sabina, die zu Urach wohnte, floh (24. Nov.) mit dem wilden Obervogt Dietrich Spät (den Ulrich einst zum Probst in Stuttgart gemacht hatte) nach München, indem sie ihre beiden Kinder zurückließ, auf Nimmerwiedersehen. Für den Herzog war das eine große Beschimpfung, daher er das Anerbieten des Kaisers, eine Aussöhnung zu vermitteln, mit der Erklärung ablehnte: es würde ihm eine ewige Schmach sein, wo er eine solche große Sach ungerochen so liederlich fallen ließe.

Gerade so dachte aber auch die Huttensche Familie, namentlich der Vater des Ermordeten und sein berühmter Vetter Ulrich von Hutten, und die bairischen Herzoge schlossen sich ihr an. Nach vergeblichen Versuchen, die Sache auszugleichen, wurde die Klagschrift gegen Ulrich ins Reich ausgeschickt. Die wirtembergische Landschaft wird darin aufgefordert, ihrem Herzog den Gehorsam

aufzukünden, und im Weigerungsfall mit Strafe bedroht. Ulrich antwortete mit einer Gegenschrift, die eine noch stärkere Erwiderung von Seiten Huttens hervorrief, worin Ulrich nur noch den Titel eines Tyrannen und Mörders bekommt. Inzwischen wurde Ulrich von dem Kaiser aufgefordert, vor dem bestellten Richter zu erscheinen, was ihm aber sein Stolz nicht zuließ. Als von ihm umsonst verlangt wurde, er solle sich auf sechs Jahre von der Regierung zurückziehen und sie einer Regentschaft von zehn Personen übertragen, wurde er von dem Kaiser in die Acht erklärt 11. Okt. 1516. Ulrich hatte die ihm vorgelegten Bedingungen an alle Aemter geschickt und Gutachten von seinen Unterthanen verlangt, ob er in diese Forderungen willigen solle, und die Antworten waren größtentheils zu seinen Gunsten ausgefallen. Dieß bestärkte ihn in seiner Hartnäckigkeit und gab ihm den Muth, auch der kaiserlichen Acht und Macht zu trotzen. Seine Kinder schickte er auf das Schloß Tübingen und zog mit 3000 Mann nach Göppingen, um das Heer der Huttenschen, das sich im Rieß sammelte, zu empfangen. Damals sang man:

Der Hirsch lauft in den Hecken Er brumt vor lauter Zorn,
Sein Zen die thut er blecken, So spitzig seind sein Horn.
Sein Hörner habent zanken, Sie stechent als ein brem,
Hüt euch, ihr stolzen Franken, E er euch mache zem.

Indessen brachte es doch Cardinal Lang in Blaubeuren (19. Okt. 1516) zu einem Vertrag, der alle Parteien zufrieden stellte. Es wurde ein Regimentsrath aufgestellt, der in des Herzogs Namen regieren und die Huttenschen mit 27,000 fl. entschädigen sollte. Ulrich durfte die Mitglieder selber ernennen, bei wichtigeren Fällen in ihrem Rathe sein, im Lande seinen Sitz behalten und nach 6 Jahren wieder in die Regierung eintreten.

So schlüpfte der Herzog noch durch, dank der Nachsicht des Kaisers. Als er aber nun wieder das Land

herabzog, fuhr schon wieder ein Funke in das Pulverfaß seines hitzigen Temperaments. In Gosbach wurde 20. Oct. Mittag gemacht. Da fiel vom Schloß der Helfensteiner Grafen, Hiltenburg, ein Schuß, dessen Kugel durch eine mit zechenden Kriegsleuten angefüllte Stube flog. Es wurde zwar Niemand beschädigt; aber der Herzog ließ sein Feldgeschütz antworten und 9. Nov. das Schloß niederbrennen. Ferner ließ er trotz dem so eben geschlossenen Vertrag Diet. Späts Harnisch öffentlich zu Asche brennen und 4 Schlösser desselben zerstören. Am meisten aber wüthete er gegen diejenigen, welche sich hatten angelegen sein lassen, das Ruder der Regierung in die Hand der Landschaft zu bringen. Sebast. Breuning und Conr. Vaut wurden als Hochverräther hingerichtet, und später auch der treue alte Diener Conr. Breuning, Vogt zu Tübingen, enthauptet, nachdem er zuvor lange grausam gefoltert worden war, 27. Sept. 1517. Dazu trieb der Kanzler Volland, der des flüchtigen Lamparter's Stelle eingenommen hatte. Es ist dies der schwärzeste Fleck in Ulrichs Geschichte. Eben jetzt bat er den Papst um die Erlaubniß, einen Beichtvater wählen zu dürfen, der ihn von allen Sünden absolvire!

Dergleichen Gewaltthaten konnte der Kaiser nicht dulden: er klagte ihn des Vertragsbruchs an und suchte den schwäbischen Bund, von welchem der Herzog 1512 ausgetreten war, gegen ihn aufzubringen, erneuerte auch Juli 1518 die Acht auf dem Augsburger Reichstag. Doch war er stets wieder geneigt, mit Ulrich zu unterhandeln, während dieser immer trotziger bald an Frankreich bald an der Schweiz einen Rückhalt suchte. Darüber starb Maximilian am 12. Jan. 1519.

Noch saß Ulrich mit seinen Prälaten (19. Jan.) am Mahl der Todtenfeier, als die Nachricht kam, der herzogliche Burgvogt von Achalm sei von zwei Reutlingern erstochen worden. Augenblicklich ließ der Herzog Sturm schlagen, warf sich mit seinen Reisigen aufs Pferd und zog Reutlingen zu. Die Stadt wurde ohne Absage be-

schlossen; am 28. zog er als Sieger in dieselbe ein, ließ sich huldigen und erklärte die Reichsstadt zu einer wirtembergischen Landstadt. Der schwäbische Bund, dessen Mitglied Reutlingen, dessen Hauptleute Sabina's Brüder waren, konnte dazu nicht schweigen; er sammelte ein Kriegsheer in Ulm, und Ulrich rüstete gleichfalls. Mit 10,000 Mann zog er nach Blaubeuren, aus der Schweiz erhielt er 12,000 Reisläufer. Aber nachdem er lange auf seine Macht getrotzt, war nun endlich seine Demüthigung da. Die Schweizer wurden durch Abgesandte des schwäbischen Bundes vermocht, die Ihrigen heimzurufen. „Do das der Herzog sah, do weint er wie ein Kind." Er zog sich nun mit seinem entmuthigten Kriegsheere nach Stuttgart zurück, wo er den Feindesbrief des Bundes erhielt (28. März), und gieng von da nach Tübingen. Indessen war das Bundesheer, 20,000 Mann stark, unter Anführung Wilhelms von Baiern und des berühmten Georg von Frundsberg ohne viel Widerstand nach Türkheim vorgedrungen; Stuttgart huldigte 7. Apr.; Urach und Reutlingen wurden besetzt; und als es sich Tübingen näherte, nahm Ulrich von seinen Kindern Abschied, übergab sie der Treue seiner Ritter und ritt bei Nacht davon zum Pfalzgrafen, der zugleich Reichsverweser war. Die Ritter vergaßen bald ihr Versprechen, das Schloß nicht zu übergeben, und Ulrichs Kinder, Anna und Christoph, wurden 25. Apr. dem Herzog Wilhelm ausgeliefert. Das Bundesheer aber besetzte alle Städte, am 25. Mai auch den Asperg und Neifen, zehrte das Gut des Landes auf und nahm mit fort, was nicht aufgezehrt war, so daß dem Lande „nicht eine geringe Platte geschoren wurde."

Als sodann dasselbe bei Frankfurt erschien, um auf die Kurstimmen einen Druck auszuüben, während Karl von Spanien und sein Mitbewerber Franz I. von Frankreich sich in Bestechungen überboten, wurde Karl 28. Juni zum Kaiser gewählt. Indeß sann Ulrich in Germersheim auf Mittel, das Verlorne wieder zu gewinnen; bei

Bretten stellte er Werbungen an, welchen entlassene Bundessöldlinge zuliefen, und zog mit 600 Mann über Mönsheim und Leonberg nach Stuttgart, wo er am 15. Aug. vor dem Rothenbildthor eintraf. Angesehene Bürger giengen zu ihm hinaus und unterhandelten über die Huldigungsbedingungen. Von dem Tübinger Vertrag wollte Ulrich nichts mehr wissen; doch sollte der Landschaden abgethan bleiben. Die Stuttgarter ließen sich alles gefallen; denn die Freude hat keine Ueberlegung, und daß sich die Stuttgarter freuten, ihren Herrn wieder zu haben, bewiesen viele sogar dadurch, daß sie das Lied „Christ ist erstanden" sangen. Die bündische Besatzung durfte mit Wehr und Harnisch abziehen. Das ganze Land wurde zur Huldigung aufgefordert, und in wenigen Tagen hatten auch sämmtliche Städte und Aemter gehuldigt, mit Ausnahme der Festen, die noch durch Abtheilungen des Bundesheers besetzt waren: denn der gemeine Mann war auch im Remsthal seinem Herzog zugethan.

Die Versuche des Herzogs, fast ohne Geschütz die Festen wieder einzunehmen, waren unglücklich; Friedensvorschläge des Pfälzers und der Schweizer blieben fruchtlos. Dagegen rüstete sich der schwäbische Bund wieder alles Ernstes, und als sein Heer heranzog, war Ulrich nicht im Stande, es würdig zu empfangen. Unnöthiger Weise hatte er noch Eßlingen zu erstürmen versucht und viel Mannschaft verloren; die übrigen zu bezahlen, fehlte das Geld. Am 7. Okt. kam das bündische Heer nach Eßlingen und da ein verzweifelter Angriff auf die hinter Hedelfingen verschanzten Bündischen 14. Oct. zurückgeschlagen wurde, entließ er den Rest und ritt davon. Noch am 15. ergab sich Stnttgart, während der frühere Vogt des Herzogs, Jörg Staufer das württembergische Stammschloß verbrannte und andere schändlich hausten. Viele Wirtemberger flohen aus dem Lande; Andere wurden mißhandelt, geplündert, verfolgt und dazu kam noch eine schreckliche Seuche, an welcher allein in Waiblingen gegen 1300 Seelen starben. Reuchlin, der auch unter den

Geflüchteten war, schreibt: „Oft greife ich nach der Zither, wenn ich den Unmuth stillen will, den ich seit dem schrecklichen Unglück meines Vaterlandes empfinde."

Wirtemberg wurde von dem schwäbischen Bunde als erobertes Land betrachtet, und von dem Truchseß Wilhelm von Waldburg verwaltet, bis man über die Theilung einig würde. Am 6. Febr. 1520 übergab man das Land gegen Ersatz der Eroberungskosten (220,000 fl.) an Karl V., ohne dem Grafen Georg und den herzoglichen Kindern ihre Rechte vorzubehalten. Dieses Zugreifen des Kaisers war doch eine arge Gewaltthat, er hat auch kaum ein Viertel der Kosten bezahlt. Ein Zeitgenosse schrieb: „Zu Boden geworfen ist der von Wirtemberg; was haben aber seine Kinder und Unterthanen verschuldet? Hinausgejagt ist der Großhans; aber wer wird endlich seinen Bändiger bändigen? Ich glaube nicht an die Sterne; doch der wird es thun, welcher Jedem nach seinen Werken lohnet, der Herr unser Aller und unser König, Jesus Christus." Ulrichs Tochter Anna wurde ihrer Mutter Sabina zur Erziehung übergeben, Christoph aber, erst fünf Jahre alt, nach Innsbruck geschickt, um dort unter Fremdlingen aufzuwachsen. Ulrich suchte umsonst die Schweizer zu thätigem Einschreiten für seine Sache zu gewinnen, erschien auch nicht vor dem Kaiser, verhandelte vielmehr mit den Franzosen, daher die Reichsacht 1521 über ihn verhängt wurde. Der Kaiser machte sodann seinen Bruder Ferdinand zum Statthalter in den deutschen Landen und übergab ihm Wirtemberg so, wie er selbst es vom schwäbischen Bund erworben habe. Insgeheim verhieß er es ihm sammt dem schwäbischen Oestreich als festen Besitz. Ferdinand wurde von den Stuttgartern feierlich empfangen. 800 Schulkinder standen bekränzt vor den Thoren, ein Knabe mußte den Erzherzog anreden: Leib, Ehr' und Gut, und was wir hon, O Herr, das sey dir unterthon, Ich bitt, du wöllst uns nit verlon. Dann kamen 700 Jungfrauen, deren eine ihm zurief: Von Oesterreich, du edles Blut, Halt Land und Leut in dei-

ner Hut, Recht wie ein treuer Vater thut, Der für sein Kind setzt Leib und Gut. Worauf der Erzherzog erwiederte: „Das helf mir die Gnad des heiligen Geistes. Amen!" und ein Tedeum in der Stiftskirche gesungen wurde. Am folgenden Tage (26. Mai 1522) huldigte die Landschaft, welcher der Tübinger Vertrag bestätigt wurde.

Während die Stuttgarter ihrem neuen Herrn Freudenfeste feierten, wurde die Lage des vertriebenen Fürsten immer schwieriger. Seine Hilfsquellen, die anfangs durch Geschenke von Frankreich und Mömpelgard und durch Anleihen in der Schweiz im Fluß erhalten wurden, begannen nach und nach zu stocken; die Ritter, die ihm in die Verbannung gefolgt waren, verließen ihn einer um den andern; auch seine Sänger mußte er entlassen. Dagegen wurde er in der Fremde auf eine Sache aufmerksam, die er im Taumel seiner Hoflustbarkeiten und im Trotz seiner Macht lange verachtet oder gar unterdrückt hätte: nämlich die neue Lehre der Reformatoren. In Basel lernte Ulrich 1523 den Hartmuth von Kronberg mit andern Freunden der Reformation kennen und hörte auch den Weinsberger Oekolampad (Heußgen) predigen. Dessen Freund Farel wurde von der Gemeinde zu Mömpelgard mit Einwilligung des Herzogs 1524 zum Prediger gewählt, auch wirkte noch der wackere Gayling von Ilsfeld an seinem kleinen Hofe. Ulrich ließ Luther schreiben, wie sehr er ihn als einen wahrhaftigen Lehrer des heiligen Evangeliums schätzte. Zugleich mußte auch der Baiernherzog hören, daß seine Schwester Sabina leider gut evangelisch sei. In diesem Punkte wenigstens stimmten die getrennten Ehegatten zusammen. Und die Hoffnung seiner Rückkehr hatte Ulrich noch nicht aufgegeben. Er wandte sich bald an die Eidgenossen, bald an den König von Frankreich, bald an deutsche Fürsten um Hilfe, und erfuhr auch, wie in Wirtemberg trotz aller Verfolgung so Viele noch an ihm hiengen. Fragte doch ein ehrlicher Schwabe seinen Vogt, ob es auch verboten sei, an Ulrich zu denken oder von ihm zu träumen. Im Winter sah

man da und dort Hirschhörner in's Eis eingehauen, und auf der Straße bei Heppach fand man einen Stein, auf dessen einer Seite ein Hirschgeweih stand mit der Aufschrift: „Hie gut Wirtemberg allewege," auf der andern ein Jagdhorn mit den Worten: „Es lebe Herzog Ulrich!" „Ein gutherziger wirtembergischer Diener, Hans Entringer, war viel Jahr Soldat auf Hohentübingen gewesen, aber nachdem Herzog Ulrich seines Landes vertrieben worden, hat man ihme Feierabend geben. Nichts desto weniger hat gemeldter Entringer sein Hofkleid mit Herzog Ulrichs Hoffarb auf den Aermel gemacht „Mit Freuden hindurch!" geführt und nit herabthan wöllen. Auf eine Zeit hat gemeldter Soldat ein Zech gethan, und als er hat wollen wieder heimgehen, hat er auf dem Markt ein Jauchzer gelassen und geschrieen: Hie gut wirtembergisch Grund und Boden! Solches ist dem Bürgermeister angezeigt worden, der hat gemeldten Soldaten beschickt, ihn hart angeredt: Mendle, Mendle, was hast du gestern für ein Geschrei auf dem Markt gehabt! Der gut alt Soldat hat sich verantwortet so gut er konnt, er hab einen guten Trunk gehabt und an sein alten Herrn gedacht, der ihm viel Guts gethan wegen seinem langwierigen Dienst, bittet um Verzeihung mit dem Versprechen, es muß nit mehr geschehen. Der Vogt gab ihm den Bescheid: Mendle, Mendle, magst jetzt wohl heimziehen; wenn ich deines Alters nicht verschonte (denn er zur selbigen Zeit 91 Jahr alt war), müßtest du neben dem Kopf hingehen; wo er aber solche Reden mehr von ihm hörte, wollte er seiner nicht schonen. — Aber dieser alte Soldat hat erlebt, daß Herzog Ulrich Tübingen wieder erobert, hat gelebt bis a. 1546 (als er 103 Jahr alt worden); dem auch der Herzog wegen seiner Redlichkeit ein Leibgeding und alle Jahr ein Hofkleid geben mit der Hoffarb „Mit Freuden hindurch!" welches er bis in sein Ende getragen."

Ulrich sah, wie der Oesterreicher eben seine besten Truppen gegen die Franzosen in die Lombardei geschickt

hatte, er sah, wie beides, das Evangelium und Freiheitsträume, unter den Bauern rumorte, er nahm Schweizer in Dienst und beschloß, mit gewaffneter Hand den Eingang in sein altes Haus zu erzwingen. Von Hohentwiel aus, das er 1521 mit französischem Gelde erworben hatte, brach er sammt 6000 Kriegsleuten am 24. Febr. 1525 auf, zog nach Spaichingen, eroberte Balingen und forderte den Schwarzwald zur Uebergabe auf. Nachdem 4000 seiner Söldner, weil er nicht zahlen konnte, abtrünnig geworden, wandte er sich nach Herrenberg, wo es ein Scharmützel mit den Bündischen gab, und dann nach Sindelfingen, wo Halt gemacht wurde. Am 10. März wurde Stuttgart belagert und beschossen. Aber eben, als er Hoffnung hatte, mit Hilfe der ihm zuströmenden Landleute einzudringen, wurden die schweizerischen Hilfstruppen zurückgerufen, er mußte die Belagerung aufheben und sich eilends nach Hohentwiel zurückziehen. War doch sein Verbündeter König Franz am 24. Februar in Pavia völlig unterlegen und die Schweizer gelüstete fast, ihn selbst an die Bündischen auszuliefern.

Unterdessen war bereits der schwäbische Bauernkrieg ausgebrochen. Das drückende Joch der Leibeigenschaft lastete schwer auf den Landleuten; nicht nur wurden sie vom Gutsherrn mißhandelt, vom zahllosen Wild beeinträchtigt, durch Frohnen, Zehnten und andere Steuern ausgesogen; auch die Geistlichkeit nahm vollends weg, was noch überblieb, ohne etwas dafür zu geben. Dazu kamen die neuen Lehren der Reformation, welche Freiheit von der alten Knechtschaft predigten; und wie konnte das unwissende Volk, das diese Lehren größtentheils nur durch Hörensagen, und entstellt vernahm, den Unterschied zwischen der geistlichen und leiblichen Freiheit machen? Da es gerade die Regenten waren, welche die neue Lehre verfolgten, so wuchs der Widerwille gegen sie nur um so mehr, denn es sah aus, als ob man dem Volke gar keine Freiheit, nicht einmal die des Gewissens gönnen wolle. Die Reformatoren, Luther, Brenz u. a., erklärten sich zwar auf's

Stärkste gegen allen Aufruhr; aber ihre Stimmen kamen theils zu spät, theils fanden sie ihren Weg nicht genug unter die unzufriedene Masse.

In der Kirche zu Engen sieht man noch das steinerne Bild des Grafen von Lupfen, der durch seine Härte Nov. 1524 die erste Veranlassung zum Ausbruch der Empörung gab. Mußten doch die Bauern in der Ernte Schneckenhäuser für die Gräfin sammeln, Garn darauf zu winden. Rasch verbreitete sie sich im Hegäu, auf der Baar, dem Heuberg und in Oberschwaben. Die Bauern verlangten Jagd- und Fischfreiheit und Verhütung des Wildschadens, rechtliche Entscheidung über den Besitz der Wälder und Gemeindegüter, Befreiung von Steuer, Schatzung und Umgeld; andere nannten sich auch eine christliche Verbrüderung zur Aufrichtung und Oeffnung des göttlichen Worts. „Ein Mensch solle nicht über dem andern sein," war ein weit verbreiteter Ruf, den man mit dem Evangelium beschönigte. Hinneigung zur Schweiz verrieth bei manchen Haufen das weiße Kreuz im rothen Feld.

Ueber die Empörer in Oberschwaben wurde der bündische Feldherr, Georg Truchseß von Waldburg, 4. Apr. Meister, und schloß 22. Apr. in Weingarten einen Vertrag mit den übrigen, worauf sich ihr Haufe auflöste. Unterdessen hatte sich aber von Franken her der Aufstand in das Unterland gezogen, wo die Bauern der schwarzen Schaar gegen Klöster und Burgen mit Raub und Brand wütheten. In Weinsberg lag Graf Ludwig von Helfenstein mit 16 Edelleuten und 60 Knechten; den Bürgern war nur halb zu trauen. Die Stadt wurde am Ostertag von den Bauern erobert und die Gefangenen unter Pfeifenklang durch die Spieße getrieben und niedergestochen. Der Jäcklein Rorbach bestand darauf, was Stiefel und Sporen trage, müsse sterben; vergebens bot man Lösegeld, vergebens fiel die Gräfin, eines Kaisers Tochter, mit ihrem Kinde vor Jäcklein auf die Knie. Man suchte nun Rache, während man Anfangs nur Gerechtigkeit suchen

wollte. In Heilbronn, wo mitverschworene Bürger die Bauern einließen, konnte der lutherische Prediger Lachmann das ärgste verhüten.

Eine Schaar milderer Art durchzog das Zabergäu. Sie nannten sich den hellen christlichen Haufen, und forderten die benachbarten Städte und Aemter auf, sich an sie anzuschließen. Ihr Anführer war Matern Feuerbacher, Wirth und Stadtrath in Botwar, der darauf hinarbeitete, die Anschließung seiner Schaar an die wilden Weinsberger zu verhindern, übrigens als Katholik lebte und starb. Der helle Haufe verlangte, „fürohin solle Recht und Gerechtigkeit gehandhabt und das heilige Evangelium schlechtlich verkündigt und demselben gemäß gelebt werden, nimmermehr der Dimperlin Damperlin, oder daß der Eine auf seiner Kanzel vom Weißen, der Andere vom Schwarzen, und der Dritte vom Blauen sage." Als ihnen die Abgeordneten der Regierung einen Landtag versprachen, schrieen sie: „Wir wollen kein Landtag han, wenn wir ein Landtag haben, so landtaget man nintz, denn daß man Geld muß geben." Ihre Zahl belief sich auf 8000 Mann ab und zu. Sie zogen über Vaihingen nach Stuttgart 25. Apr., wo sie doch nur das Kloster ausraubten, und von da nach Eßlingen, das sie nicht einließ. Kirchheim und Nürtingen nahmen sie ohne Schwertstreich ein, verbrannten Teck und lagerten sich vor Urach. Ein Bote wurde in die Stadt geschickt, sie zur Uebergabe aufzufordern; er wurde aber genöthigt, seinen Brief sammt Siegel zu fressen, und der Haufe zog weiter.

Hallische Bauern erhoben sich beim Wein in Braunsbach, zwangen erst den Pfarrer Herolt zu Reinsberg, ihnen „das Evangelium aufrichten" zu helfen, raubten ihn dann aus und schleppten ihn mit, bis sie ihn endlich wegen seines steten Vorhalts, sie widerstreben Gottes Ordnung, laufen ließen. 500 Haller Bürger aber, von Brenz zu kräftigem Widerstand angefeuert, trieben die Tausende von Empörern auseinander (4. Apr.). Andere Bauern von Limpurg und Gmünd her nahmen Murrhard

ein, verbrannten die Klöster in Lorch und Adelberg, auch die Kaiserburg auf Hohenstaufen; während die Schwarzwälder wenigstens Keller und Speicher in Hirsau, Bebenhausen &c. plünderten und die Städte zur Unterwerfung zwangen. Ueberall, im Hohenlohischen, bei Mergentheim, um Durlach &c. war die Empörung allgemein und siegreich, so daß auch die Grafen von Hohenlohe den Bauern Ergebenheit geloben mußten und Männer wie der Kanzler Hipler und Ritter Götz von Berlichingen sich in „die Vereinigung und christliche Brüderschaft" 24. April aufnehmen ließen.

Während nun viel berathen und geplant wurde, konnte der Truchseß mit seinem schwierigen Heere erst am 12. Mai die vereinigten Unterländer und Schwarzwälder bei Sindelfingen fassen. In 4 Stunden lagen 2500 Bauern am Boden, von dem Geschütz und den Reisigen niedergeschmettert. Der Jäcklein und der Pfeifer von Weinsberg sollen mit einer Kette an einen Baum gefesselt und durch ringsum aufgehäuftes Feuer langsam gebraten worden sein. Darnach zerstreute das Heer, nachdem es Weinsberg verbrannt und zum Dorf herabgesetzt, die Neckarthäler und Odenwälder bei Königshofen an der Tauber „wie in einer Schweinhatz" 2. Juni. Mindestens 10,000 Bauern waren gefallen, etliche weitere Tausende wurden hingerichtet. Den Herzog Ulrich hatte es nichts genützt, daß er sich „Uotz Bur" genannt und den Bauern zu nähern gesucht hatte. Der Held Truchseß wurde nun Ferdinands Statthalter im Herzogthum. Burgen und Klöster, Städte und Dörfer lagen in Asche, die Felder waren verwüstet, viele Einwohner entflohen. Im Zustand des Volks selbst war nichts gebessert worden, als daß man die Zügel jetzt strenger anzog. Manche wurden des Landes verwiesen, andere mußten sich schriftlich verpflichten, lebenslänglich den halben Bart wachsen, die andere Hälfte nur alle 14 Tage scheeren zu lassen; Vorstehern wurden zwei Finger der rechten Hand abgehauen, vielen schwere Geldstrafen auferlegt. Die Reformation aber wurde durch sol-

chen Rumor nur gehindert; obwohl gerade Alber und Brenz ihre Städte Reutlingen und Hall vom Aufruhr abgehalten hatten, mußte doch das Lutherthum an Allem Schuld sein.

4. Anfänge der Reformation.

Eben an jenem 31. Okt. 1517, da Luther seine 95 Sätze wider den Ablaß ausgehen ließ, hat der schlichte Hugo, Bischof von Constanz, die Geistlichkeit seines Sprengels feierlich gewarnt: für den großen Haß der Laien gegen die Kleriker, der jetzt „durch unsere Schuld" viel größer ist denn je, könne er kein besseres Mittel finden, als ein sittliches Leben; wenn sie fortfahren zu huren, lästern, raufen, sich täglich berauschen, lerne das Volk Geistlichkeit und Gottesdienst zugleich verachten. Schon a. 1497 hatte er die Klosterleute wie die Weltpriester der gröbsten Laster, des Ehebruchs, der Sodomiterei, Nothzucht, Gotteslästerung, des Raubs und Mords beschuldigt; aber gegen eine an den Bischof bezahlte Buße wurden auch die schlimmsten Priester absolvirt. Ablaßkrämer kamen auch nach Schwaben und nahmen reiche Schätze fort, man weiß nicht wohin. Die Landschaft selbst verlangte 1520 strenge Maßregeln gegen die beim Clerus überhandnehmenden Laster.

Dagegen wuchs jetzt ein neues Geschlecht heran. Philipp Melanchthon, geb. in Bretten 1497, hatte erst in Heidelberg, s. 1512 in Tübingen Theologie studirt und hielt dort seit 1514 Vorlesungen über Philosophie und Classiker, bis die Empfehlung seines Großonkels Reuchlin ihn 1518 nach Wittenberg versetzte. Joh. von Staupitz war Augustinerprior in Tübingen, ehe er nach Sachsen gieng, und hat dann allerlei Tübinger Gelehrte auf die neue Universität Wittenberg und in Luthers Freundekreis gezogen. Darunter war der Augustiner Joh. Mantel, der s. 1511 in Stuttgart das Wort Gottes in neuer Weise verkündigte, nachdem er 11. Nov. die

Leonhardskirche durch die erste Predigt eingeweiht hatte. In Heidelberg knüpfte Luther 1518 mit strebsamen Schwaben eine persönliche Bekanntschaft an, die höchst fruchtbar werden sollte. Dort traf er den Joh. Brenz aus Weil, den Erhard Schnepf aus Heilbronn, Mart. Frecht aus Ulm, Joh. Isenmann aus Halle u. a. Jünglinge, welche seine zündenden Worte immer weiter tragen sollten. Der Weinsberger Oecolampad (geb. 1482) fand das erste Licht in Tübingen bei Melanchthon; Ambr. Blarer von Constanz (geb. 1492) zunächst ebendaselbst, dann als Mönch zu Alpirsbach, in Luthers Schriften, die ihm sein Bruder aus Wittenberg zusandte; ähnlich gieng es manchem Augustiner in seiner Zelle, bis es ihn trieb, hinauszufliehen und frei das Evangelium zu verkündigen.

Wir können das nicht im einzelnen verfolgen. Das neue Wort fand beim wirtembergischen Volke solchen Anklang, daß schon a. 1524 der Kardinal Campeggi das Land luteranissimo (höchst lutherisch) nannte; aber die östreichische Regierung trat aller Neuerung aufs schärfste entgegen. Wohl predigten das Evangelium in Ilsfeld Joh. Gayling, in Brackenheim Konr. Sam, dem Luther schon 1520 brieflich glückwünschte, in Weinsberg Schnepf, aber bälder oder später wurden sie alle vertrieben, um anderwärts weiter zu dienen. Luthers Schriften wurden 1522 streng verboten; wer sie doch kaufte und verkaufte, verlor sein ganzes Vermögen, die eine Hälfte an den Angeber, die andere an die Türkenkriegskasse. Mansel predigte so stark gegen den Heiligenglauben und die Werkgerechtigkeit, daß er 1523 gefangen gesetzt wurde; erst Feuerbachers Zug gegen Stuttgart (S. 126) befreite ihn aus dem Kerker.

Ein Glück war es, daß Wirtemberg noch nicht Eine Regierung hatte, sondern viele und gar verschiedene. Wie frei konnte doch manche Reichsstadt vorangehen, wenn sie einmal entschlossen war, um der Wahrheit willen was zu wagen! Allen geht voran Reutlingen, das s. 1520 einen Freund Melanchthons, den Matth. Alber (geb.

1495) als Prediger angestellt hatte. Der heirathete schon 1524, und die Warnungen des schwäb. Bundes wurden von der Stadt nicht beachtet. Wegen 68 Sätzen, die ketzerisch klangen, wurde er vor das Reichskammergericht in Eßlingen geladen; er erschien, von 50 anhänglichen Bürgern begleitet und wurde drei Tage lang verhört. Als man seine Hinrichtung erwartete, wurde er noch gefragt: ist ein Unterschied zwischen Christi und des Papstes Ablaß? Er antwortete trocken: dieser erleichtert den Beutel und jener das böse Gewissen. Da fielen ihm die Herzen zu, so daß er freigesprochen wurde. Er führte 1526 eine einfache Presbyterialverfassung ein mit freier Predigerwahl und Kirchenzucht. Nur die Rothgerber hielten zuletzt am alten Glauben fest. — In Ulm predigte Konr. Kraft schon 1518 gegen den Ablaß; die Franziskaner Joh. Eberlin und Heinr. von Kettenbach eiferten in Stadt und Land gegen die Messe, bis sie vor den Feinden jählings fliehen mußten 1522; noch predigte Jost Höflich das ganze Evangelium, bis man ihn an Pfingsten 1524 auf einen Karren schmiedete und nach Konstanz abschickte. Dafür trat Sam im Münster auf und bewirkte bald, daß der Rath den Geistlichen das Heirathen empfahl. — In Eßlingen predigte Mich. Rysel, ein Augustiner, streng lutherisch, bis er 1522 vor dem Erzherzog fliehen mußte, wie 1524 der Kaplan Fuchs. — In Weil hatte Theob. Gerlach 1522 sogar den Beifall des Augustinerpriors; aber die östreichische Regierung bewirkte bald seine Entlassung. — Dagegen schaffte Hall schon 1523 nach einjähriger Predigt des Joh. Brenz die Messe ab. Vom vierfachen Geist des Elija, meinte Luther, habe er selbst den Wind, Erdbeben und Feuer, Brenz dagegen das sanfte Säuseln. Hatte er erst die christliche Freiheit betont, so predigte er nach dem Bauernaufruhr, den er so glücklich bekämpfen half (S. 126) auch den evangelischen Gehorsam nachdrücklich, begründete durch seine Kirchenordnung 1526 die Volksschule und schrieb noch vor Luther 1527 seinen Katechismus. — In Heilbronn

führte H. Lachmann die Reformation ein, s. 1525 mit Erlaubniß des Raths; ebenso P. Fagius in Isny und der Zwinglianer Hummelberg in Ravensburg. In Bopfingen und Gmünd gährte es gewaltig, ja selbst in Ellwangen haben G. Mumbach und J. Kreß von der Kanzel herab den Papst Antichrist genannt, worauf freilich rasch gegen alle Neuerungen vorgegangen wurde. Wenn aber ein Prediger wie Blarer aus Alpirsbach 1522 vertrieben ward, so fand er anderwärts um so mehr Eingang. Selbst im öſtreichischen Rotenburg erscholl 1523 (durch Schedlin und Eycher) das Evangelium von zwei Kanzeln. In Crailsheim, das ansbachisch war, predigte Ad. Weiß s. 1521 unangefochten den neuen Glauben, wie M. Chyträus im hohenlohischen Ingelfingen. Selbst Edelleute, wie die Gemmingen, Rechberg, Spät, Thum hegten lutherische Pfarrer bei sich.

Mit den Bauernkriegen wurde die Verfolgung blutiger, in Leipheim wurde der evangelische Prediger Wehe enthauptet, und der Profoß des Truchseß Aichele henkte allein 40 Geistliche an Bäumen auf, so den edlen Waibel von Kempten im Wald von Leutkirch; ein Tübinger Kaplan, der ein Kind deutsch getauft hatte, starb am Galgen 1525. Als man aber die Städte mahnte, die kaiserlichen Edikte streng durchzuführen, erklärten sie schon im März 1525, ohne großen Auflauf, Sterben und Verderben gehe das nicht mehr an. Dagegen wurden bei Cannstatt zwei lutherische Pfarrer an Bäume gehenkt und etlichen Weibern, die sich zu predigen unterstunden, die Zunge ausgeschnitten. 32 Lutheraner in Ellwangen ließ der Propst mit einem langen Seil zusammenbinden und auf den Markt zur Hinrichtung aufstellen; nachdem drei geköpft waren, baten Bürger, Weiber und Domherrn die übrigen los. Als auch Rottweil vom Lehrstreit beunruhigt wurde, drohte Ferdinand der Stadt mit Entziehung des Hofgerichts; da wurden 1529 auf einen Tag 399 Evangelische mit dem Pfarrer Stücklin aus den Mauern verjagt und der

Kaiser verbot bei schwerer Strafe, sie irgendwo zu hausen oder zu hofen.

Geschadet hat der Reformation weniger die Verfolgung, als die Uneinigkeit ihrer Bekenner. Als nemlich über dem Abendmahlsstreit Zwingli und Oecolampad sich mit Luther entzweiten, hieng bald Ulm, bald Eßlingen mehr an der Schweizer Lehre, und manche wurden irre an der Hitze des Streites. Andererseits regten sich gewaltig die **Wiedertäufer**, denen Luther wie Zwingli nicht biblisch genug schienen. Es waren edle Seelen darunter, wie der andachtsglühende Exmönch Mich. Sattler, der 20. Mai 27 mit mehr als 20 Freunden in Rotenburg den Feuertod starb, nachdem man sie mit glühenden Zangen zerfleischt hatte; seine Frau wurde einfach ertränkt. In Gmünd rückte östreichische Mannschaft ein, um einem Aufstand der Lutherischen vorzubeugen, worauf sieben Wiedertäufer geköpft wurden. Zwinglianer und Wiedertäufer ließ der schwäbische Bund 1528 durch ein Treibjagen von 400 Reitern allerwärts einfangen und ohne Urtheil und Recht tödten. Psalmen singend gieng in Eßlingen der schöne Jüngling Joach. Fleiner auf den Richtplatz, getrost ließen sich auch Jungfrauen in Tübingen, Böblingen, Nürtingen und Kirchheim verbrennen. Nachdem man in Eßlingen noch mehrere Wiedertäufer geköpft hatte, fieng man doch an, sie auf den Rath von Brenz milder zu behandeln, und öffentliche Besprechungen mit ihnen zu halten. Gefährliche Schwärmer waren freilich darunter, wie der Zuberhans, der alle Obrigkeit abthun wollte, und der Aug. Bader, der schon einen vergoldeten Scepter und Krone für seinen Sohn, den künftigen Messias hatte anfertigen lassen, aber in Stuttgart 1530 sammt seinen Jüngern grausam hingerichtet wurde. Doch verschwand jetzt der „verzuckte Geist“ aus Schwaben, um in Niederdeutschland sein Werk abzuschließen.

5. Ulrichs glücklichere Zeit. 1534—1550.

Nun wollen wir uns wieder nach dem vertriebenen Herzog umsehen. Wir finden ihn s. 1527 bei dem weitläufverwandten Landgrafen Philipp von Hessen, der es am treusten mit ihm meinte. Hier lernte er auch Luther kennen, als dieser zum Marburger Gespräch 1529 mit Zwingli und Oecolampad zusammentraf. Philipp führte verschiedene Unterhandlungen mit Ferdinand und auch auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 wurde Ulrichs Sache von den Fürsten kräftig gegen den Kaiser vertheidigt; aber dieser war so wenig geneigt, Wirtemberg wieder herauszugeben, daß er es vielmehr 5. Sept. in die Reihe der östreichischen Erblande stellte und seinen Bruder Ferdinand feierlich damit belehnte. Die schwäbische Kirche wurde auf diesem Reichstage, wo die evangelischen Reichsstände ihr Glaubensbekenntniß überreichten, nur durch die Reichsstadt Reutlingen vertreten, die nebst Nürnberg die augsburgische Confession unterzeichnete. Ulm und Hall verweigerten wenigstens den Beitritt zum Reichstagsabschied, den auch Biberach, Jsny und Giengen nicht unterschrieben. — Die Fürsten aber, katholische wie protestantische, waren mit diesem Gewaltschritt des Kaisers sehr unzufrieden, soll er doch geäußert haben, wenn Ulrich sein Land verloren habe, möge er's mit dem Schwert gewinnen! Die Unterhandlungen wurden von Seiten des Landgrafen eifrig fortgesetzt, aber ohne zu einem Ziel zu gelangen; endlich, nachdem der schwäbische Bund sich aufgelöst, weil die Protestanten und die Baiern sich ihm entzogen, kamen Philipp und Ulrich zu dem Entschluß, das Waffenglück zu versuchen. Durch Scheinverkauf von Mömpelgard bekamen sie französische Hilfsgelder. Während der Kaiser in Spanien, sein Bruder in Böhmen beschäftigt waren, sammelte Philipp ein Heer von 20,000 Fußgängern und 4000 Reitern und führte sie durch den Odenwald nach Heilbronn. Bei Lauffen hatte sich der Statthalter des Herzogthums, Pfalzgraf Philipp mit 12,000 Fußgängern und

400 Reitern gelagert. Die Oestreicher wurden 13. Mai 1534 in die Flucht geschlagen und schon zwei Tage nach der Schlacht kam Ulrich vor Stuttgart an. Er versprach die Bestätigung des Tübinger Vertrags und Vergessenheit des Vergangenen, und die Bürger huldigten ihm ohne Widerrede, ebenso das ganze Land. Als letzte Feste ergab sich Neifen 4. Juni. Allenthalben erschollen Siegeslieder, selbst die Kinder sangen: „Bidi bidi bomp! Der Herzog Ulrich kommt! Er liegt nicht weit im Feld; Er bringt einen Seckel mit Geld."

Ferdinand wurde durch die Drohung, in seine Erblande einzufallen, zur Nachgiebigkeit bewogen, und am 29. Juni 1534 kam der Kadener Vertrag zu Stande, worin derselbe das Herzogthum an Ulrich abtrat, dafür aber Anerkennung seiner römischen Königswürde, Hilfe gegen die Türken, Ersatz der Ankaufskosten und einiges Andere verlangte. Die drückendste Bedingung war, daß Ulrich das Herzogthum als östreichisches Afterlehen empfangen sollte, und nur bittere Nothwendigkeit konnte ihn zur Annahme desselben bewegen. Am 9. Aug. 1535 schwor er in Wien dem Könige.

Mit jenem Seckel hatte es seine Richtigkeit, aber mit dem Geld nicht. Das sollte erst hinein kommen. Der Kriegszug hatte 434,450 fl. gekostet, und daran war noch viel zu bezahlen. Da mußten natürlich die Stände herhalten; Mömpelgard, Heidenheim und Möckmühl waren verpfändet, und sollten nun wieder eingelöst werden: so mußten natürlich die Stände herhalten. Die Festungen sollten wiederhergestellt und erweitert werden; natürlich wurden die Stände in Anspruch genommen. Noch dazu war theure Zeit. Und doch brachte Ulrich alle diese Summen und manche weitere zusammen: denn das Land war froh, seinen rechtmäßigen Herrn wieder zu haben und ungehindert das Wort Gottes hören zu dürfen. Brenz konnte 1529 von zwei Todsünden in Wirtemberg schreiben: vom Herzog reden, und das Evangelium lieben. Wie verändert war doch die Sachlage geworden! Selbst Luther,

der vor dem Betreten des Wegs der Gewalt heftig gewarnt hatte, rief jetzt aus: in dieser Sache ist Gott! Bereits war mittlerweile das Evangelium durchgedrungen im anspachischen Crailsheim 1528. Diesem folgte nach Reutlingens und Halls Vorgang zuerst Giengen 1528, Ulm, Eßlingen und Heilbronn 1531, Isny 1532. Biberach wurde wenigstens paritätisch. Für Ulm und Eßlingen that Blarer das Meiste, der noch in schweizerischem Sinne wirkte, doch so, daß der allmähliche Uebergang zu einem gemäßigten Lutherthum leicht bewerkstelligt werden konnte.

War nun auch Ulrich für seine Person mehr der zwinglischen als der lutherischen Ansicht zugeneigt, so blieb doch die zwinglische Lehre durch Reichstagsbeschluß im ganzen Reiche verboten und durch den Kadener Vertrag noch besonders. Als daher Blarer und Schnepf (gebürtig aus Heilbronn) zur Reformation des Landes berufen wurden, mußten diese beiden sich zuerst über die streitige Abendmahlsfeier vereinigen, denn Blarer galt als Zwinglianer. Er erklärte jedoch in Gegenwart des Herzogs 2. Aug. 1534, „daß Leib und Blut Christi im Nachtmahl wahrhaftig zugegen seien und gereicht werden;" und nun fieng er seine Arbeit im Oberland an, wie Schnepf im Unterland. Es wurden die Geistlichen jedes Bezirks in die Amtsstadt berufen, wo man ihnen die Hauptartikel der evangelischen Lehre vorlas und fragte, ob sie künftig darnach lehren wollten. Wer dieß zusagte, durfte in seinem Amte bleiben, wer sich weigerte, erhielt Bedenkzeit und nach Verfluß derselben wurde er abgesetzt. Aber woher nun gleich andere Pfarrer nehmen? Leute kamen zwar genug, aber sie waren nicht alle zu brauchen; namentlich konnte man die zahlreichen Schweizer nicht anstellen oder doch nicht lange behalten, weil der Herzog Gleichförmigkeit im Lande haben wollte. Solche war nicht im Nu zu erzielen: einige Pfarrer sangen deutsch, andere lateinisch; dieser ließ jeden zum Abendmahl zu, der kam, jener prüfte zuvor seine Leute. Zudem waren die Besol-

dungen noch sehr gering; für 500 Pfarrer hatte man nur 24,000 Gulden.

Am. 2. Febr. 1535 wurde in der Stiftskirche zu Stuttgart zum ersten Mal das heilige Abendmahl nach lutherischer Weise ausgetheilt; um die gleiche Zeit auch in Canstatt, Herrenberg ꝛc., am spätesten in Tübingen. Kirchenzierate und Bilder wurden abgeschafft, (besonders durch Blarer's Einfluß), Klöster und andere geistliche Stiftungen aufgehoben. Das kostete freilich viel Mühe, denn die Prälaten wehrten sich hartnäckig; aber Ulrich setzte seinen Plan mit eiserner Festigkeit durch gemäß seiner Pflicht, „unrechten Gottesdienst abzuthun." Wollte ein Mönch die neue Lehre annehmen, den machte man zum Pfarrer; wollte einer durchaus Mönch bleiben, so schickte man ihn nach Maulbronn, wo alle Mönche künftig wohnen sollten, aber zugleich in der evangelischen Lehre unterrichtet wurden. Die Prälaten konnten in ihren Klöstern bleiben oder fortgehen, mit einem Leibgedinge von 4—500 fl., nur zwei traten zum evangelischen Glauben über. Ebenso verfuhr man mit den Nonnenklöstern und Stiftern. Daß der Herzog die Einkünfte der Klöster, jährlich gegen 200,000 Gulden, auch zu unkirchlichen Ausgaben verwendete, war nicht ganz in der Ordnung, die große Geldnoth brachte ihn dazu; es wurde ihm aber Einhalt gethan und die Güter der Kirche als „Kirchenkasten" besonders verwaltet.

Zur Reformation der Universität wurde außer Blarer auch Simon Grynäus von Basel berufen. Die theologischen Professoren verstanden in der Regel nichts vom hebräischen und griechischen, jetzt aber legte man ihnen auf, die Bibel aus den Grundsprachen zu erklären. Manche, die sich in die neue Ordnung nicht schicken wollten, wie der Kanzler Dr. Widmann, wurden entlassen, und andere wackere Männer an ihre Stelle gesetzt. Brenz, den Melanchthon dem Herzog empfohlen hatte, blieb nur ein Jahr 37—38 in Tübingen, weil ihn die Haller nicht länger entbehren wollten; er trug aber viel bei zur Ein-

führung sorgfältiger Aufsicht über Lehre und Berufstreue der Geistlichen. Ein theologisches Stift sollte fortan frommer Leute Söhne, die von christlichem, gottesfürchtigem Wesen und zum Studiren geschickt seien, aufnehmen und mit Kost, Kleidern, Büchern und Papier versehen. Mit 14 Stipendiaten fieng man 1537 an, darunter 12jährige Knaben, die noch mit der Ruthe gezüchtigt werden durften, neben verheiratheten Männern; 1548 wurde ihnen das Augustinerkloster eingeräumt, in welchem sich die Anstalt noch befindet.

Blarer konnte sich übrigens mit dem strenger lutherischen Schnepf nicht lange vertragen und kehrte 1538 in die Schweiz zurück. Doch blieb die einfache „Reutlinger Weise" des Gottesdienstes, wie er sie nach Albers Vorgang in den Kirchen eingeführt hatte; alles Singen am Altar, alles Meßgewand wurde abgethan. Jeder Pfarrer mußte 1540 eine deutsche Bibel aus dem Armenkasten erhalten. Mit Sekten hatte man noch viel zu kämpfen; Ulrich ließ keinen Wiedertäufer hinrichten, doch aber den frommen Mystiker Schwenkfeld, der bei den Thumbs Aufnahme gefunden hatte, 1538 verbannen. Der Predigtbesuch wurde dermaßen befohlen, daß wer am Sonn- oder Feiertag ausblieb, um 10 Schilling, das zweitemal um 1 fl. gestraft, oder für jeden Gulden 4 Tage bei Wasser und Brot eingethürmt wurde. Die Kirchenordnung (1536) und eine Visitations- und Synodalordnung (1547), welche 23 Dekane festsetzte, führten die neue Weise im Einzelnen durch. Im Mömpelgard'schen nahm Graf Georg durch P. Toussaint 1535–9 eine vorherrschend schweizerische Reformation vor. Der Graf war ein frommer Herr, oft etwas trübsinnig, daher der Musik zugethan; hatte er sich einst mit Alchymie und Astrologie beschäftigt, so zerriß er jetzt alle solche Papiere, nachdem er aus dem Evangelium gelernt, Gott allein zu vertrauen. — Lutherischer als in Wirtemberg war die Form des Gottesdienstes, welche die Grafen von Oettingen 1539 und Hohenlohe 1541 in ihren Landen einführten.

Ulrich war freilich weiser und milder geworden; aber seine Lieblingsneigung, nach Willkür zu handeln, hatte er noch nicht ganz überwunden; auch das Reformationswerk führte er fast ganz ohne Mitwirkung der Landstände aus. Ebenso fehlte es nicht an Streitigkeiten mit einzelnen Herren und Städten (bes. Eßlingen), in denen sein alter Eigensinn wieder hervorbrach; und mit seiner Gemahlin Sabina hat er sich nie ausgesöhnt. Erst nach seinem Tode kam sie in's Land zurück, um ihre letzten Jahre in Nürtingen unter Werken der Wohlthätigkeit zu verleben. Noch ungerechter bewies sich Ulrich gegen seinen Sohn Christoph; es warteten auch noch mehr Demüthigungen auf ihn.

Er hatte sich 1536 dem Schmalkaldischen Bunde angeschlossen, der die Fürsten verpflichtete, bei einem Angriff wegen der evangelischen Lehre einander beizuspringen; damit war es ihm ein solcher Ernst, daß er auf einem Bundestag 1537 bei Gelegenheit eines Rangstreits, gelassen sagte: ihr könnt mich hinter den Ofen setzen, wenn nur Gottes Wort den Sieg erhält. Uebrigens benahm er sich gefügig gegen den Kaiser, der ihn 1543 einmal in Stuttgart besuchte. Als dieser aber mit Frankreich Frieden schloß, entstand der Entschluß, im Verein mit dem Papst die Protestanten zu bekriegen. Im Juni 1546 wurde der Krieg erklärt, wie der Kaiser heuchelte, nicht um der Religion willen, sondern um die Friedensstörer, Sachsen und Hessen, zum Gehorsam zurückzuführen. Doch ließen sich die wenigsten Bundesglieder dadurch trennen; Ulrich sandte seine 12,000 Mann nach Ulm, wo sie mit den Reichsstädten sich unter den wackern Seb. Schertlin von Burtenbach stellten. Donauwörth wurde besetzt, und 4. Aug. stießen der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von Sachsen mit ihren Truppen zu dem schwäbischen Heer. Nun belief sich die Kriegsmacht der Protestanten auf 50,000 Mann, während der Kaiser mit 9000 zu Regensburg stand. Ein einziger Schlag hätte den Kampf entschieden. Schertlin rieth auf's Dringendste zum Angriff;

aber die Unentschlossenheit des Kurfürsten ließ die schöne Gelegenheit hinaus, bis der Kaiser so viele Verstärkung an sich gezogen hatte, daß er die Oberhand bekam, worauf des Kurfürsten Vetter Moritz die Maske fallen ließ und Sachsen bedrängte. Nun dachte jedes nur an sich selbst; in Oberdeutschland ergab sich eine Stadt um die andere, die Reichsstädte kauften sich mit Geldopfern los, durch die vordem der Sieg hätte errungen werden können. Im Dec. lagen der Pfälzer Kurfürst und die Ulmer in Hall eine Viertelstunde vor dem Kaiser auf den Knieen, ehe er ihnen Gnade zunickte. Stuttgart wurde 31. Dez. besetzt und das Schloß ausgeplündert. Von Hohentwiel aus mußte der flüchtige Herzog versprechen, dem schmalkaldischen Bunde zu entsagen, 300,000 fl. zu zahlen und erst noch dem K. Ferdinand Rede zu stehen. Diesen Vertrag unterschrieb der Kaiser in Heilbronn 8. Jan. 1547. Am 4. März, als der Kaiser, weil gichtkrank, in einer ungarischen Kutsche von Ulm abfahren wollte, Sachsen zu, erschien Ulrich, in einem Stuhl von vier Männern getragen, mußte eine Stunde unter spöttischen Spaniern im Vorgemach warten und ließ sich dann vor den Kaiserthron tragen. Karl erließ dem Leidensbruder den Fußfall, bot ihm aber die Hand nur über die Achsel; für den Herzog sanken Kanzler und Rath auf die Kniee nieder. Aber lange noch wurde das Land von des Herzogs Alba zügellosen Schaaren verwüstet, gedrückt und ausgesogen.

Bis die Kirchensachen durch eine allgemeine Kirchenversammlung in's Reine gebracht wären, wurde vom siegreichen Kaiser auf dem Reichstag in Augsburg 1548 eine Anordnung eingeführt, welche das Interim (Inzwischen) hieß und die Vereinigung beider Kirchenparteien anbahnen sollte. Die Klöster mußten hergestellt, die Messe wieder gelesen werden; daneben galt die Priesterehe, man durfte das Evangelium predigen und im Abendmahl den Kelch reichen. So sehr sich auch Ulrich dagegen wehrte, so mußte er am Ende doch, wie er sagte, „dem Teufel seinen Willen lassen,“ d. h. den drängenden Bischöfen

nachgeben und die Einführung des Interims gestatten. Auch die Reichsstädte waren dazu genöthigt und mußten seufzend ihre evangelischen Prediger entlassen; als in Reutlingen 25. Sept. der reichliche Weinsegen erfror, klagte Alles: das haben wir mit Aufnahm der Meß verschuldet! Alber und Isenmann fanden beim Herzog Schutz, Brenz wurde in Hohenwittlingen verborgen und erhielt später unter dem Namen Huldreich Engster auf Hornberg eine Zuflucht. Viele andere wanderten aus, so Schnepf, der 11. Nov., da in Tübingen die erste Messe gelesen wurde, unter allgemeinem Weinen seine Abschiedspredigt hielt. Die Messe blieb jedoch leer, das Volk zog überall den vertriebenen Geistlichen nach, die nun Katecheten hießen; denn da die nöthige Zahl Priester nicht aufzutreiben war, ersetzte sie der Herzog durch „Katecheten," welche das Wort Gottes einfältig predigen, Sterbenden auch das Sakrament reichen, aber die Meßpriester nicht hindern sollten.

Da kam auch Ferdinand wieder und erneuerte seine Ansprüche auf das Herzogthum, weil Ulrich durch sein Majestätsverbrechen dasselbe verwirkt habe. Alle Gegenvorstellungen halfen zu nichts, und eben sollte das Urtheil gesprochen werden, als Ulrich noch zu rechter Zeit starb. Er fand in Tübingen sein Sterbebett, das ihn endlich zur Ruhe bringen sollte. Dem Sohn erlaubte er übrigens nicht, von Calw herzukommen. „Sehet zu," sprach er zu seinen Dienern, „ich, der ich viel Herzeleid zu meiner Zeit erlitten hab, und durch manchen Unfall und Noth gejagt bin worden und wohl geübt in dem Orden derer, so Christo das Kreuz sollen nachtragen, da lieg ich jetzt in Gottes Gewalt und will solcher gestalt das Leben mit dem Tod vertauschen, daß mir Gott dadurch das ewige Leben soll geben und mich durch Christum erhöhen. Denn Christus allein ist mein Hort, mein Schild und meine Hoffnung im Leben wie im Tod; der wird mich aus aller Noth erlösen. Denn Gottes Wort wird ewig bestehen; das ist mein Zeichen hie gewesen."

— Mit solchen Gesinnungen verschied er den 6. Nov. 1550 nach 52jähriger Regierung, während welcher er wie ein Schifflein auf stürmischem Meer umhergeworfen worden, hauptsächlich weil er keines seiner Segel hatte einziehen wollen. Sein Wahlspruch war Stat animo (Ich hab's fest vor), auch: Hindurch mit Freuden! späterhin aber: „das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit." Er las alle Tage im Wort Gottes und hörte täglich eine Frühpredigt; mit großem Opfermuth rang er sich durch die letzten schweren Jahre, beliebt beim Volk durch seine Leutseligkeit. Er hat Hohentwiel, Harteneck u. A. an Wirtemberg gebracht und ruht nach seinem Wunsche mit Herzog Eberhard I. unter einem Stein.

6. Christoph. 1550—68.

Dieser ausgezeichnete Fürst wurde geboren auf Hohenurach den 12. Mai 1515, vier Tage nach der Ermordung des Hans von Hutten. Als er ein halb Jahr alt war, floh seine Mutter nach Baiern und ließ ihre Kinder bei dem geisteskranken Großvater, dem Grafen Heinrich, dessen silberweißer Bart bis auf den Gürtel hinabreichte. Noch war er nicht fünf Jahre alt, als sein Vater das Land verlassen mußte und er selbst nach Innsbruck gebracht wurde. Ueberall unterwegs hatte man Mitleiden mit dem unschuldigen, frommen Herrlein. Beim zweiten Nachtlager zu Weißenhorn ergötzte er sich sehr an einem Lämmlein und hätte es gerne mitgenommen; weil mans ihm aber nicht lassen wollte, bat er den Wirth hoch, dem Lämmlein ja genug zu essen geben; wenn er wiederkomme, wolle er's bezahlen. In Innsbruck wurde er von Dr. Wilhelm von Reichenbach sammt seinen eigenen Söhnen erzogen und zur Gottesfurcht angeleitet. Alle Evangelien und Episteln des ganzen Jahrs mußte er in lateinischer Sprache auswendig lernen. Im 10. Jahre kam er nach Neustadt in Oestreich, wo Michael Tifferni, ein trefflicher Mann, ihn mit den Wissenschaften bekannt, auch mit dem

Lateinischen so vertraut machte, daß er ohne Mühe diese Sprache reden konnte. Nach Augsburg beschieden 1530, wurde er in des Kaisers Gefolge aufgenommen und reiste mit ihm (Nov.) durch Wirtemberg, durfte auch seine Mutter in Urach besuchen. „Und da ward im Lande ein solch Gerenn und Zulauf, daß man das Volk mit Scherzen davon hat bieten müssen und ihn auch so viel eher hinweg gethan." In Brüssel war er beim Kaiser wohl gelitten, doch hatte man ein scharfes Auge auf ihn und hielt ihn mit dem Gelde so knapp, daß er 9370 Gulden Schulden machen mußte. Von Brüssel giengs den Rhein herauf, nach Wien und dann nach Italien, von wo der Kaiser nach Spanien reisen und den jungen Prinzen mitnehmen wollte. Vermuthlich hätte man ihn dort in ein Kloster gesteckt. Aber noch ehe es über die Grenze gieng, ersah sich der Prinz die Gelegenheit, sich loszuwinden, und ritt von der Heerstraße ab den steirischen Alpen zu Oct. 1532. Sein treuer Lehrer Tiffern soll ihn auf dieser Flucht begleitet, ihm auch statt des hinkenden sein eigenes Pferd abgetreten haben. So entkam Christoph glücklich zu seinen Onkeln nach Baiern, von wo er (Nov.) die östreichische Regierung und den schwäbischen Bund um die versprochene Einsetzung in die Aemter Tübingen und Neifen angieng, Juli 1533 aber das verlorene Land, nicht für sich, sondern für seinen Vater zurückforderte. Als Ulrich sein Land wieder in Besitz nahm, kam Christoph an des Vaters Hof, wo er den freundlichsten Empfang verdient hätte. Allein Ulrich war so mißtrauisch gegen ihn, als auf Baiern gestützt und noch katholisch, daß sich der junge Prinz genöthigt sah, nach Frankreich zu gehen 1534—42 und dort Kriegsdienste zu nehmen (auch gegen den Kaiser). Seine Klugheit und Tapferkeit erwarben ihm Achtung, zogen ihm aber auch Neid und Verleumdung zu. Mehrmals gerieth er in Todesgefahr. In Italien gab man ihm Gift; in Lyon, wo er gefährlich krank lag, wurde er von einem italienischen Oberst überfallen und nur durch Dazwischenkunft eines Dritten gerettet; in

Chatellerault wurde er von hundert Meuchelmördern überfallen und konnte sich mit seinen zwölf Begleitern nur zu genauer Noth durchschlagen. Den Papst sah er 1538 in Nizza, weigerte sich aber, dem König und dem Kaiser nach dessen Pantoffel zu küssen. Mit Geldmangel hatte er beständig zu kämpfen, denn sein Vater gab ihm nichts und seinen Gehalt bekam er sehr unregelmäßig. Obwohl er seinem Vater auch von Frankreich aus manchen Dienst erwies, obgleich der König von Frankreich und der Landgraf von Hessen sich alle Mühe gaben, den Vater freundlicher zu stimmen, wollte Ulrich doch von seinem Unwillen nicht lassen. Erst 1542 kam eine Aussöhnung zu Stande, weil Ulrich sich mit seinem Bruder Georg entzweite, dem er die Nachfolge zugedacht hatte. Aber die üble Laune des mürrischen Vaters machte Christoph viel zu schaffen. Er ermahnte diesen, „sich nach der Decke zu strecken" und als er im Nov. 1543 nach Anspach reiste, um sich mit der Prinzessin Anna von Brandenburg zu verloben, gab ihm der Vater nicht einmal Winterkleider mit, so daß Christoph unterwegs krank wurde. Still getraut Febr. 1544 kehrte er nach Mömpelgard zurück, auf dessen Einkünfte er angewiesen war, las nun viel in der heiligen Schrift und entschied sich für Luthers Lehre; nothgedrungen ließ er dort das Interim wenigstens verkündigen.

Diese Schule der Noth von früher Jugend an war recht geeignet, einen tüchtigen Regenten zu bilden. Er hatte das Joch in der Jugend tragen gelernt; und das machte ihn mild und billig.

Am Sterbetag seines Vaters war Christoph in Tübingen angekommen; er begrub ihn am 7. Nov., am 8. ritt er nach Stuttgart, sich huldigen zu lassen. Alles rief mit lauter Stimme: „Hie gut Wirtemberg in Ewigkeit!" andere Städte machten Schwierigkeiten. Neben dem Lande hatte Christoph von seinem Vater noch den Prozeß mit dem König Ferdinand geerbt, der von seinen schweren Forderungen nichts nachlassen wollte und schon den ersten

Brief unerbrochen zurücksandte, weil nicht an den „Herzog zu Wirtemberg“ überschrieben. Sogar der zähe Kaiser war noch mehr zur Nachgiebigkeit gestimmt; und hätte sich Christoph nur dazu verstanden, die katholische Religion wieder einzuführen, so würde ihm der Kaiser zu einem günstigen Vergleich geholfen haben. Aber daran war bei einem Mann wie Christoph, der die Wahrheit nicht blos obenhin kannte, nicht zu denken. Den bisher geheim gehaltenen Brenz berief er sogleich öffentlich nach Stuttgart. Erst was dem Interim ein Ende machte, der klug berechnete kühne Kriegszug des Kurfürsten Moritz gegen den Kaiser brachte auch die wirtembergische Frage zum Abschluß 1552. Gemäß dem Passauer Vertrag, der die Glaubensfreiheit sicher stellte, empfieng Christoph 6. Jan. 1553 sein Herzogthum als ein östreichisches Afterlehen und zahlte 250,000 fl. an Ferdinand. Das wurde erreicht, ohne daß Christoph aus seiner Neutralität herausgetreten wäre. Denn während Reutlingen u. a. Städte, einige freilich gezwungen, dem kecken Moritz halfen, bildete der Herzog mit den Kurfürsten der Pfalz, von Mainz und Trier, eine vorsichtigere Mittelpartei. Nun erst wurde auch der Asperg von den Kaiserlichen geräumt.

Eine weitere Erbschaft war eine Schuldenlast von 1,700,000 Gulden, wogegen die Hinterlassenschaft Ulrichs nicht viel heißen wollte. Der Herzog bewog am 8. Jan. 1554 die Landschaft, die Hälfte der Schuld zu übernehmen; dazu gaben die Prälaten noch einen Beitrag. Dagegen verlangten dann die Stände fortwährende landschaftliche Ausschüsse oder Commissionen, um die Schuldenablösung zu überwachen, die Rechnungen zu prüfen, auch sonst mit dem Herzog über gemeine Landschaftsachen zu rathschlagen. Der kleinere Ausschuß bestand aus zwei Prälaten und sechs Städtedeputirten, der größere aus doppelt so vielen Mitgliedern mit Einschluß derer des kleineren. Hatte Ulrich bis zuletzt sich wenig um die Stände bekümmert, so gab ihnen dagegen Christoph ihre

ursprünglichen Rechte wieder, namentlich die wichtigsten, Gesetze mit zu berathen und Steuern zu verwilligen. Auf den Landtagen wurden die Prälaten 1565 als der andere Stand zugelassen, nachdem 1561 die Ritterschaft es durchgesetzt hatte, reichsunmittelbar zu sein, daher sie auf keinem fürstlichen Landtag mehr erschien.

Eine große Wohlthat für das Land war das neue 1554 publicirte und 1567 verbesserte Landrecht, das an die Stelle so vieler einzelner Rechte, Herkommen und Gewohnheiten treten sollte. Denn da konnte an dem einen Ort zu Recht gelten, was am andern verboten war: wie groß mußte die Verwirrung werden, wenn nicht Jedermann alle einzelnen Ortsrechte auswendig lernte! Daran schloß sich die erneuerte und verbesserte Landesordnung an, die Landmeß- und Eichordnung, welche 1557 gleiches Maß und Gewicht einführte, die Umgelds-, Forst-, Bau-, Zoll-, Hofgerichts-, Feuer-, Zehentordnung nebst andern Gesetzen und Verordnungen. Gesetze allein machen freilich ein Volk nicht glücklich; aber Gesetzlosigkeit noch viel weniger. Gesetze sind nicht die Bäume, von denen man Frucht erwarten kann, aber wohl ein Zaun um den Garten.

Besonders aber lag ihm das Werk der Kirchenverbesserung am Herzen, wofür fast ein ganz neuer Grund gelegt werden mußte. Mit diesem Geschäft wurde Brenz betraut als Probst der Stiftskirche und herzoglicher Rath. Was Schnepf begonnen hatte, setzte Brenz fort; und außer dem Katechismus, der hauptsächlich seinen Namen beim Volk erhalten hat, verdankt ihm die wirtembergische Kirche noch gar viel. Brenz war nach des Kaisers Rechnung einer von den Vieren in Deutschland, welche das Interim nicht angenommen hatten; er war nach Luthers Rechnung der vornehmste Schriftausleger in Deutschland; nach allgemeinem Urtheil einer der tüchtigsten Reformatoren, geschmeidiger als Luther, unbeweglicher als Melanchthon.

Sein Werk war das wirtembergische Glaubens-

bekenntniß, das aus Veranlassung des Tridentiner Conciliums verfaßt wurde. Es war nämlich die lang gewünschte allgemeine Kirchenversammlung zur Reinigung der Kirche an Haupt und Gliedern a. 1545 zu Stande gekommen und auch von Abgeordneten der Evangelischen wie Brenz, besucht worden. Aber die italienischen Prälaten, welche bei weitem die Mehrzahl bildeten, ließen die protestantischen Theologen nicht einmal zur Theilnahme zu; daher die wirtembergischen Gesandten April 1552 zurückkehrten. Den meisten Bischöfen kam nie ein anderer Gedanke, als wie man die Protestanten wieder katholisch machen wolle; und da diese sich für die Ehre bedankten, so blieb endlich alles beim Alten, nur daß sich die katholische Kirche in ihren unchristlichen Grundsätzen auf's neue verrammelte. Doch hat sie nicht verhüten können, daß nicht von dem neuaufgesteckten Licht auch hie und da ein Strahl in ihre Fenster fiel, obgleich sie diese Schuld nie anerkannt hat. — Obiges wirtembergische Glaubensbekenntniß nun, das Nov. 51 der Kirchenversammlung übergeben worden war, schließt sich ganz an das augsburgische an und ward auch im Herzogthum Preußen als Richtschnur der Lehre angenommen. Gleichwie aber dieses Glaubensbekenntniß gegenüber von der katholischen Kirche die Schriftmäßigkeit der wirtembergischen beweisen sollte, so galt es in dieser letzteren als ein Maßstab der Rechtgläubigkeit. Denn da man doch nicht voraussetzen konnte, daß alle Prediger, namentlich die älteren, recht glaubig seien, so wollte der Herzog wenigstens so viel erreichen, daß sie alle rechtglaubig sein sollten; und da die Uneinigkeit bis jetzt der gefährlichste Feind der Protestanten gewesen war, so wollte er unserer Kirche den Stempel der Einheit aufdrücken. Jenes Bekenntniß wurde also 30. Juni 1552 allen Beamten zugeschickt und ihnen befohlen, die Messe und alles päpstliche Gaukelwerk abzuschaffen. Bald waren auch die unglaublich rohen Meßpriester entlassen und evangelische Geistliche an ihre Stelle gesetzt. Die Pfarreien in den Klosterorten wurden gleich-

falls neu besetzt und den Prälaten ihr Patronatrecht genommen. Im J. 1553 kam eine neue Kirchenordnung und eine Visitationsordnung heraus. Das Land wurde in vier Generalsuperintendenzen eingetheilt, unter welchen 28 Spezialsuperintendenten standen. Keiner Kirche sollte wider ihren Willen ein Prediger aufgedrungen werden. Sogar die allgemeine Einführung einer ernstlichen Kirchenzucht schlug der Herzog den Protestanten Deutschlands vor und ordnete selbst in Wirtemberg durch die Kirchenordnung von 1559 eine solche an. Andreä hätte sie lieber den Ortsgemeinen zugewiesen; Brenz aber übergab sie der Oberbehörde, was ihre Wirkung bedeutend schwächte.

Die Reformation der Klöster, welche während des Interims wieder in die alte Verfassung gerathen waren, betrieb Christoph sehr vorsichtig und setzte in der Regel erst, wenn die alten Aebte mit Tod abgiengen, evangelische Männer an ihre Stelle. Uebrigens trug er 8. Jan. 56 den versammelten Prälaten eine neue Klosterordnung vor, wornach Erziehung zum Kirchendienst der Hauptzweck dieser alten Stiftungen werden sollte. So traten nach und nach die Klosterschulen in's Leben, da junge Leute auf die Universität vorbereitet wurden. Die Nonnen ließ er aussterben. Das theologische Stift in Tübingen bekam eine erweiterte Einrichtung für 150 Zöglinge; Vorstand wurde Martin Frecht von Ulm. Tifferns Bibliothek und ein Theil seines Nachlasses wurde dem Stift zugewendet; der Graf Georg zu Wirtemberg vermachte ihm 10,000 Gulden, damit auch die Wirtemberger jenseits des Rheins aufgenommen werden könnten. So wurden im Stift und in den Klosterschulen über 300 Landeskinder erzogen, welche von Jugend auf Eines Hauses und Einer Kirche Genossen sein sollten; und kaum gibt es eine andere Anstalt in der Welt, aus welcher so viele berühmte Männer, große Gelehrte und Säulen der Kirche hervorgegangen sind. —

Als der erste der deutschen Fürsten erfaßte und be-

stimmte er auch, was die **Volksschule** solle. In allen Orten des Landes wurden 1559 solche Schulen angeordnet, auch für die „Döchterlin, damit die Jugend in der Furcht Gottes, rechter Lehre und guter Zucht wohl unterrichtet werde. Die Kinder werden in 3 Häuflein getheilt, in jedem noch sondere Rotten, die so einander am gleichsten sind.“ Bisher waren die wenigen Schulmeister zugleich Büttel und Schützen 2c. gewesen; jetzt durften sie neben ihrem Schulamt nur noch das Meßneramt haben. In 8 Städten erstanden lateinische, in den drei Hauptstädten Stuttgart, Tübingen und Urach auch Rechen- oder Modisten-Schulen; in Stuttgart sodann ein Pädagogium mit 6 Präceptoren und einem Rektor.

Sämmtliche Güter und Einkünfte der Kirchen, Klöster und Stiftungen wurden nun zu einem **Kirchengut** vereinigt, das auf ewige Zeiten zum Unterhalt der Kirchen und Schulen, auch der Armen, dienen sollte, und dessen Einrichtung und Verwaltung durch die neue Kastenordnung 1552 bestimmt wurde. Im Mai 1559 folgte dann die große Kirchenordnung, welche dem Kirchenrath (1698 Konsistorium genannt) Regierungsbefugnisse übertrug; zweimal jährlich erweiterte sich derselbe durch Ziehung der Generalsuperintendenten zum conventus (später synodus). Auf dem Landtag im Jahr 1565 erklärte der Herzog: „Auf einhellig Bitten und Ansuchen der Landschaft, auch damit er und sie mit ihren Nachkommen in rechter Erkenntniß Jesu Christi und seines alleinseligmachenden Worts, auch in christlichem, gottseligem Regiment, bei gottgefälligem Wesen und Leben bewahrt werden möchten, sollen das Augsburgische und wirtembergische Glaubensbekenntniß, sammt den darnach erfolgten Vertheidigungsschriften und der darauf gegründeten Kirchenordnung, fürder von Fürst und Land, mit Zusetzung ihres äußersten Vermögens, Leibs, Guts und Bluts erhalten und von Beiden beständig dabei beharrt werden.“ Sollte ihnen je solchem Bekenntniß zuwider etwas aufgedrungen werden, so seien Prälaten und Landschaft nicht schuldig,

es anzunehmen; sie dürfen sich widersetzen, „soviel christlichen Unterthanen gegen ihre ordentliche Obrigkeit gebühre." Damit begab sich Christoph des landesherrlichen Reformationsrechts.

Auf demselben Landtag sollten die Stände auch wieder eine beträchtliche Summe Schulden übernehmen. Die zahlreiche Familie des Herzogs, die Ausstattung der Prinzessinnen, Reisen zu den Reichstagen nebst andern ungewöhnlichen Ausgaben hatten viel Geld erfordert, und dazu kamen noch die zahlreichen Bauten des Herzogs: Schlösser in Stuttgart, Neuenstadt, Weinsberg, Brackenheim, Neuenbürg, Leonberg, Waldenbuch, Pfullingen, Kirchheim, Göppingen, Schorndorf, Grafeneck, welche freilich zum Theil nöthig waren, zum Theil auch den armen Leuten in schwerer Theurung Verdienst verschafften. Diese Theurung gab auch Anlaß zur Errichtung der Fruchtkästen in Städten, Klöstern, Spitälern und beim Kirchenkasten, da Christoph „sich als ein rechter Joseph erzeigte." Er selbst schrieb solche Noth dem überschwenglichen Fressen, Saufen, Banketiren und aller Ueppigkeit zu, welches leider schon vom Höchsten bis zum Niedersten gehe. Nach längeren Verhandlungen bewilligten die Landstände die Uebernahme von 1,200,000 Gulden.

Die *allgemeine Landinspektion*, welche Christoph anordnete, und die aus Landhofmeister, Kanzler, Räthen und Kirchenräthen bestand, hatte den Auftrag, Mängel und Gebrechen, sowie Nachlässigkeiten der Staats- und Kirchendiener an Ort und Stelle zu untersuchen und daher, wo nöthig, unversehens an den einzelnen Orten Erkundigungen einzuziehen. Damit mochte freilich des Befehlens zu viel gethan sein. Aber so, im Geiste seiner Zeit, vollendete er das große Werk, das er sich zur Lebensaufgabe gemacht, den *Ausbau des Staats- und Kirchengebäudes*, zu dem Eberhard den Grund gelegt hatte. Seine Vorgänger hatten alle Hände voll zu thun, um für die augenblicklichen Bedürfnisse zu sorgen; Christoph sorgte auch für die Zukunft mit weiser Berech-

nung; seine Staats- und Kirchenanstalten haben ihre Zweckmäßigkeit bis auf den heutigen Tag bewährt.

Auch auf's Ausland erstreckte sich seine eifrige Thätigkeit. Bei den Religionsstreitigkeiten führte er mit seinen Gelehrten die erste Stimme, namentlich am Reichstag zu Augsburg, wo 1555 der allgemeine Religionsfriede zwischen den katholischen und lutherischen Ständen beschlossen wurde. Er wehrte sich lange gegen den „geistlichen Vorbehalt," nach welchem jeder Abt und Bischof durch den Uebertritt zur evangelischen Kirche der Regierung verlustig werden sollte; aber hierin gaben die Katholiken nicht nach, konntens auch nicht. Er gab sich alle Mühe, sämmtliche Protestanten, die seit Luthers Tod sich immer mehr entzweiten, zu einer rechten Einheit zu bringen, und eben damit „Freistellung der Religion" zu erreichen, und wurde darin nie müde. Wohl erkannte er, wie der Zwiespalt der Theologen „das schädlichste Pfaffengebeiße" den Sieg der Reformation hemme, gab aber doch nie die Hoffnung auf, daß die Deutschen noch allen Christenvölkern mit einer einhelligen Reformation vorangehen werden. Brenz aber, der doch selbst auf seiner Flucht in Basel freundliche Aufnahme gefunden und mit Calvin herzlich verkehrt hatte, verweigerte nicht nur 1566 flüchtigen Reformirten den Aufenthalt in Stuttgart; auf der Landessynode Dec. 1559 drang auch sein Lehrsatz von der Allgegenwärtigkeit der verherrlichten Menschennatur Christi zu Melanchthons Aerger durch. Der Stiftsprediger Alber lehnte seine Unterschrift ab „weil er früher in das Unterschreiben gerathen, welches ihn nachher sehr gerauen." Das ließen ihm Brenz und der Herzog passiren, weil der bescheidene Mann kein Gassengeschrei machen werde. Dennoch läßt sich nicht verkennen, daß wie Brenz „die viereckigten" Zwinglianer nicht leiden mochte, so auch Christoph durch das Ueberhandnehmen des Calvinismus in der Pfalz geneigter wurde, die Lehrunterschiede lutherischer zuzuspitzen. Das hinderte ihn jedoch nicht, 1562 auf dem Religionsgespräch in Zabern sich für die französischen Calvinisten und

Zwinglianer zu verwenden, wie er überhaupt eifrig darauf drang, von aller Verfolgung abzustehen, damit den beschwerten Gewissen geholfen werde. Den süßen Versprechungen des Kardinals von Lothringen folgte aber schnell die Metzelei von Vassy, worauf Christoph ausrief: Adie France mit all deiner Untreue, Leichtfertigkeit und Unglauben! — Nachdem im Apr. 1564 die Wirtemberger mit den Pfälzer Theologen 5 Tage lang in Maulbronn gestritten, meinte der ehrliche Kurfürst: „wären keine Theologen bei uns gewesen, wir hätten uns über die Hauptartikel gottselig verglichen wie früher." Allein mit den Jahren machte doch der „leidige" Zwinglianismus dem guten Herzog immer mehr zu schaffen; und in der Kirche gewann, statt des milden Brenz, der schroffere Jak. Andreä zusehends an Einfluß.

Christoph nahm sich auch seiner Glaubensgenossen in Polen, Ungarn, Kroatien, Graubündten ꝛc. mit Rath und That an; wobei ihm der scharfsinnige Andreä und der übergetretene Bischof Verger als Unterhändler dienten. Unter seinem Schutze kam sogar die erste Bibelgesellschaft zu Stande. Als nämlich 1557 der greise Kriegsmann, Freiherr Hans Ungnad um des Evangeliums willen aus Kärnthen herzog, wurde unter seiner Leitung eine eigene Druckerei in Urach angelegt, in welcher Schriften des neuen Testaments und evangelische Bücher in windischer, slovenischer und serbischer Sprache bis zu 25,000 Exemplaren des Jahrs gedruckt wurden, die dann in Steiermark, Krain und anderwärts durch den Reformator der Südslaven, den treuen Truber verbreitet wurden. Der alte Freiherr hat bis zu seinem Tode (1564) reichlich für diese Sache, die er seinen Schatz hieß, beigesteuert und bei evangelischen Fürsten Beiträge gesammelt. Aus Oestreich giengen für diesen Zweck in einem Jahr 5834 fl. ein. Was von solchen Schriften durch die steigende Ungunst der Zeit nicht mehr an seinen Bestimmungsort befördert werden konnte, wanderte im 30jährigen Krieg als ein Geschenk Kaiser Ferdinands II. nach

Rom! — In ganz Deutschland wurde nichts Wichtiges vorgenommen, ohne daß man Christoph um Rath und Beistand ersucht hätte. Wirtembergs kirchliche Verfassung, Schulwesen und Sittenpolizei hatte er zu solcher Höhe gebracht, daß alle deutschen Länder sich ein Muster daran nehmen konnten; und im schwäbischen Kreis galt er so viel, daß seine Stimme durchdrang und eine nachhaltige Verfassung für denselben 1563 zu Stande kam, von der nur trotz seines Protestes die Ritterschaft sich ferne hielt.

Der Landgraf von Hessen, der Pfalzgraf von Zweibrücken und Kaiser Max II. waren seine vertrautesten Freunde. Mit letzterem stand er in einem lebhaften Briefwechsel, half 1562 kräftig mit zu seiner Erwählung, und schickte ihm nicht blos gute Neckarweine, sondern auch gute evangelische Bücher. Noch kurz vor seinem Tode dankte er ihm, daß er den östreichischen Ständen die Lehre der augsb. Confession anzurichten vergonnt habe; „die Wohlfahrt des Reichs zu erhalten und dem Erbfeind des christlichen Namens zu begegnen, sei kein anderes Mittel, als die Beförderung der ächten Lehre; er sei ja mehr zur Anrichtung des rechten Glaubens als wegen äußerlicher Regierung in's Reich gesetzt: würde hiebei der Teufel auch vielfältiger Weis die Zähne blöcken und Unrath anrichten, so solle er darum doch unerschrockenen Herzens bleiben und getrost in seinem Beginnen fortfahren." Des Kaisers Antwort war ein Beileidsschreiben an Christophs Sohn, worin er seine tiefe Betrübniß darüber aussprach, daß das Vaterland bei jetzigen sorglichen Läufen eines solchen „hochverständigen und vernünftigen Friedefürsten" entbehren müsse. Denn allgemein galt er für den „Friedemacher," indem er rastlos seinem Herzensdrang nach Vermittlung jeder Art folgte.

Von Körper war der Herzog schön gestaltet, gewandt, abgehärtet, kräftig; sein Geist war unerschrocken, scharfsinnig und beharrlich. Seine Menschenkenntniß und vielfache Welterfahrung bei großer Sittenreinheit ließen ihn weiter in die Zukunft sehen als andere; es sei böse Zeit,



Herzog Christoph.

konnte er sagen, und er möchte 100 Jahre Lebens auch nicht mit einem Heller erkaufen. Er redete und schrieb französisch und lateinisch, auch griechisch hatte er gelernt und freute sich an Büchern und Gelehrten bis zuletzt.

Die wichtigsten Bücher sammelte er in eine Bibliothek. Die Baiern haben sie aber geholt 1634. Wohl bekomms ihnen! — Offenheit, Wahrhaftigkeit und Treue waren Eigenschaften Christophs, die Freund und Feind an ihm schätzen mußten. Dazu hatte die Noth ihn beten gelehrt; und für wichtige Fälle schrieb er sich eine Sammlung von Gebeten. Jede Nacht vor Schlafengehen las er einige Kapitel aus der Bibel; die Kirche besuchte er gern und regelmäßig, selbst auf der Jagd und auf Reisen. Als ihm 1560 ein Mathematikus empfohlen wurde, wollte er sich doch von ihm kein prognosticon stellen lassen: er ergebe sich noch ferner dem Willen Gottes, der allein der rechte und wahrhaftige Mathematicus sei.

Nach allen Seiten hin war er thätig, sah überall nach und widmete sich von früh bis spät den Regierungsgeschäften mit solcher Emsigkeit und kolossaler Arbeitskraft, daß seine Räthe ihm das Zeugniß gaben, drei Andere hätten in gleicher Zeit nicht mehr zu Stande gebracht. Wenn's nöthig war, zogen sich die Geschäfte bis in die Essens- und Schlafenszeit hinein. Gerecht und mild zugleich war er herablassend gegen Jedermann und auch dem Aermsten zugänglich; Mißhandlungen durch die Beamten, wie sie sonst im Brauch gewesen, duldete er nicht. Seine Leute sagten: der Herr thut Jedermann Gutes, außer seinem Leib. Ein Engel war er freilich nicht; mit den steigenden Ausgaben die Einnahmen in Einklang zu bringen, wollte ihm z. B. nicht gelingen. War er zu freigebig, so ist das eine Schwäche, die man einem Fürsten verzeihen kann; und die leidenschaftliche Baulust läßt sich an Wirtembergs Baumeister auch erklären. Die Residenz seiner Ahnen brach er s. 1553 außer dem südöstlichen Theile ab und vervollständigte diesen durch drei neue Flügel mit Säulengängen. An der Vorderseite des 1570 vollendeten Schlosses zog sich der Lustgarten hin mit einer Orangerie, der ersten in Deutschland; in Gräben weilten Bären, Pfauen und Schwäne. Als Nebengebäude reihten sich an das Harnisch- und

Zeughaus sammt dem Marstall. — Das Gebiet des Ländchens, in welchem er so Großes ausführte, hat er nur wenig erweitert (durch Steinheim, Fleinheim, Ober-Sielmingen ꝛc.)

Mit seiner Gemahlin lebte Herzog Christoph in der liebevollsten Verbindung; nur „zu Jedermanns Spektakel sich abkonterfeien zu lassen," konnte sie ihn nicht bewegen; seine Kinder, deren ihm 12 geboren wurden, ließ er nach bestem Wissen sorgfältig unterrichten. Auch Söhne anderer Fürsten, wie des Hessen Philipp, erzog er mit Glück, zwei von ihnen heiratheten Christophs Töchter. Daß er an seinen beiden Söhnen weniger Freude erlebte, rührte hauptsächlich von dem Mißgriff in der Wahl eines Hofmeisters her; und er that alles Mögliche, diesen Fehler wieder gut zu machen. Damals war Trunksucht unter den deutschen Fürsten sehr gemein; auch Eberhard war in dieses Laster gefallen und beharrte darin. Christoph schreibt ihm einmal: „Wo du dieser meiner treuen väterlichen Warnung folgen wirst, so gereicht es dir zu zeitlicher und ewiger Wohlfahrt; wo es aber bei dir nicht verfahen wird, so sollst du wissen, daß ich den Grobianum heraußer muß kehren; und wenn ich also von dir siehe, mit Saufen und Anderem, das dir nicht wohl ansteht, daß ich dir sämmtliches öffentlich vor Fremden jederzeit werde untersagen zu deinem Hohn und Spott, damit ich das Meinige gegen Gott den Herrn gethan und männiglich sehe, daß ich ob deinem gottlosen und leichtfertigen Wesen kein Gefallen habe." Aber der Prinz konnte nicht mehr vom Trinken lassen und starb 1568.

Herzog Christoph selbst hatte schon lange an den Folgen welschen Gifts gekränkelt; endlich floh ihn der Schlaf. Er gebrauchte das Wildbad zu wiederholten Malen, merkte aber wohl, daß es mit seinem Leben zur Neige gehe. „Ein kühl Erdreich," sagte er, „wird mein Doktor sein. Wenn das von Gott bestimmte und von mir erwartete Stündlein kommt, so hilft alles Flicken nichts; es muß doch einmal gestorben sein, und selig sind

die Todten, die in dem Herrn sterben. Unsere Bürgerschaft ist im Himmel." Zu seiner Gemahlin sagte er: „Wenn das erwartete Stündlein kommt, so singet mit einander: Mit Fried' und Freud' fahr' ich dahin!" Er empfieng noch das heil. Abendmahl, hörte aufmerksam auf den Zuspruch seines Hofpredigers und entschlief still am 28. Dec. 1568. Im Chor der Stiftskirche zu Tübingen ruhen seine Gebeine. Seine Anna Maria sank in tiefe Schwermuth und starb geisteskrank in Nürtingen 1589. Bald folgte ihm im Tode sein treuer Brenz (11. Sept. 1570), nach Luther und Melanchthon der bedeutendste Mann der deutschen Kirche, der aber auch an Wochentagen in der Stiftskirche gern Wenigen predigte, „wie ja ein Röhrbrunnen stets Wasser gibt, ob viele oder Wenige aus ihm schöpfen." Der wirtembergischen Geistlichkeit hinterließ er als sein Testament den 133. Psalm.

Christophs Name lebt fort in dem von ihm angelegten Eisenwerk Christophsthal; sein Gedächtniß aber in den trefflichen Anstalten und Einrichtungen, die das Vaterland ihm verdankt, und in dem Herzen jedes biedern Wirtembergers, welcher der alten Zeiten gedenkt.

7. Ludwig. 1568—1593.

Herzog Ludwig war kaum 15jährig, als sein Vater starb, und stand zehn Jahre lang unter Vormundschaft; eigentlich aber blieb er minderjährig sein Leben lang. Er gehörte nicht zu den wohlgerathenen Söhnen; bei aller Gutmüthigkeit blieb er schwach. Christophs Nachfolger zu sein war freilich nicht leicht; wiederum wär's auch leicht gewesen, weil Christoph so viel vorgearbeitet und eingerichtet hatte, daß sein Nachfolger nur Eifer und Aufmerksamkeit bedurfte, um alles im Geleise zu erhalten. Zwar als Ludwig 1578 die Regierung übernahm, erklärte er der Landschaft, er hab' sich vorgenommen, „eine christliche, löbliche und nützliche Regierung anzu-

stellen und beharrlich fortzusetzen." Sie verehrte ihm ein silbernes Tafelzeug von 10,000 fl. Werth, und versprach, „ihr äußerstes Vermögen, Gut und Blut, getreulich zu dem Herzog zu setzen." Er verhieß ihnen dagegen, „gänzlich in seines Vaters Fußstapfen zu treten, vornehmlich aber dahin zu arbeiten, daß das Wort Gottes rein und lauter im Lande gepredigt und Recht und Gerechtigkeit wohl verwaltet werde." Aber was helfen des Vaters Fußstapfen ohne des Vaters Ernst! Christoph sah überall selber nach, ob seine Verordnungen auch ausgeführt wurden; Ludwig überließ es dem guten Willen seiner Diener, ob sie seinen Befehl auch wirklich gehorchen wollten. Auch er hatte in seiner Jugend das Trinken gelernt und trieb es so stark, daß ihm sein vertrauter Rath, Melchior Jäger sagen mußte: er wisse nicht mehr, was Nüchternheit sei. Dennoch arbeitete er manchmal recht fleißig mit seinen Räthen und gab sich Mühe, die von Christoph getroffenen Anstalten fortzusetzen; dabei stählte er seinen Körper, indem er Eberspießen lernte und sich im Kampfspiel und Turniren übte. War auch redlich und wohlwollend, gegen Kranke und Arme sehr mildthätig, namentlich aber gegen vertriebene Glaubensgenossen. Sein Wahlspruch war: „Nach Gottes Willen!" Den Gottesdienst besuchte er mit den Seinigen fleißig, und seine Zeitgenossen gaben ihm den Beinamen des Frommen, weil ihm die Erhaltung der reinen Lehre sehr am Herzen lag. Las er doch täglich in der Schrift und schrieb sich Bemerkungen darüber auf: denn in der Theologie war er wohl bewandert.

Nach Brenz galt Jakob Andreä als einer der ersten Theologen Deutschlands; ihn sandte der Herzog unter anderem nach Aalen 1575, das beschlossen hatte, die evangelische Lehre einzuführen. Er verfaßte auch mit Martin Chemniz und Nic. Selnecker die Concordienformel, die hauptsächlich auf Ludwigs Betrieb zu Stande kam 1577 und als letzte Bekenntnißschrift der lutherischen Kirche immer noch bei Vielen im Ansehen steht. Damals erho-

ben sich dagegen die Bürger von Mömpelgard, während Elisabeth von England sehr bedauerte, daß der Herzog damit die Trennung in der evangelischen Kirche unheilbar mache. Tübingen, wo Andreä und Heerbrand lehrten, galt für die erste protestantische Universität. Es wurden sogar von da aus Unterhandlungen mit Constantinopel angeknüpft, um die griechisch-katholische Kirche mit der evangelischen zu vereinigen, ohne daß etwas dadurch erzielt worden wäre; auch die griechischen Handschriften, welche Gerlach damals zusammenbrachte, wanderten 1634 nach München.

Ludwig hatte vom Vater die Baulust geerbt. So baute er 1584 im Schloßgarten ein Prachtgebäude sonder gleichen, das Lusthaus (jetzt Schauspielhaus) das gegen 300,000 Gulden kostete. Da man ihm dieß als einen unnöthigen Aufwand bezeichnete, erwiderte er: „es sei nicht leicht ein gemeiner Hausvater, der nicht auf seinem Gut ein Gartenhäuschen haben möchte; warum man denn einem Fürsten einen solchen Bau übel nehmen wolle." Die Landstände fügten sich denn auch 1583, eine Summe von 600,000 fl. Schulden zu übernehmen, „in Betrachtung der vielen von dem Herzog während seiner friedsamen Regierung empfangenen Wohlthaten, zu Bezeugung ihrer schuldigen Dankbarkeit, unterthäniger und freiwilliger Treue und Gutherzigkeit." Der Herzog dagegen versprach alles Liebes und Gutes, und ermahnte die Stände wohl hauszuhalten; sie aber erinnerten ihn hinwiederum, er selbst müsse nun auch recht sparen. Dazu hätten ihn wiederholter Mißwachs und Theurungen sammt andern Winken von selber auffordern sollen; war's doch schlimme Zeit. In den Religionskriegen Frankreichs wurde Mömpelgard von den Ligisten 1587—8 gräulich verwüstet; dafür unterstützte dann der Herzog den Vorkämpfer der Hugenotten (später Heinrich IV.) mit 36,000 fl., während Graf Friedrich sogar 26,300 Thaler beisteuerte. Denn daß ein stärkerer Aufschwung in der katholischen Kirche als in der evangelischen um sich greife, ließ sich nun nicht mehr ver-

kennen. Während Aalen evangelisch wurde, mußten die Neugläubigen 1575 von Gmünd auswandern; Weil, wo die Mehrzahl der Bürger dem Evangelium zufiel, fieng an, diese zu drücken, und 1584 kamen die ersten Jesuiten nach Ellwangen. Wie sehr mahnte das die Protestanten, sich zusammen zu nehmen und aufzuraffen; sie haben aber den Ruf überhört.

Eifrig nahm sich Ludwig der Hochschule in Tübingen an, errichtete auch daselbst 1588-92 das Collegium illustre, in welchem Rechtsgelehrte, namentlich aus dem Adel, gebildet werden sollten, die höheren Beamtenstellen zu bekleiden. Aus den Steinen des in Feuer aufgegangenen Klosters Einsiedel baute er ein großes Haus, in welchem die jungen Edelleute Wohnung und Kost haben sollten. Diese Anstalt erwarb sich auch bald großen Credit, so daß aus ganz Deutschland Zöglinge kamen, und nicht weniger als 23 wirtembergische Prinzen haben darin gewohnt. Die Anstalt wurde später aufgehoben; das Haus aber steht noch und enthält jetzt das katholische Convikt. Gerne hätte Ludwig dem Kaiser zu Gefallen den verbesserten gregorianischen Kalender eingeführt, dagegen wehrte sich aber der akademische Senat mit Hand und Fuß: „denn ist nicht der Papst ein gräulicher reissender Bärworf? Nähmen wir seinen Kalender an, so müßten wir in die Kirche, wenn er uns in dieselbe läuten läßt."

An Musik und Spiel hatte der Herzog nicht wenig Gefallen. Eines Tags ließ er in Stuttgart auf dem Marktplatz eine Komödie halten, welche das jüngste Gericht vorstellen sollte. Der Richter saß auf dem Thron und die schwarzen Teufel mit Hörnern, Klauen und Schwänzen waren bereit, die Verdammten in das angezündete Feuer zu schleppen. Da brach die Schaubühne zusammen und das höllische Feuer griff dergestalt um sich, daß große Verwirrung entstand, die Teufel eiligst davonliefen und der Richter aller Welt scheltend vom Thron entwich.

Am 7. Aug. 1593 kam Ludwig von Marbach zurück,

wo er eine Hirschjagd gehalten hatte, that in großer Hitze einen kalten Trunk, unterhielt sich aber noch lebhaft mit seinen Räthen während des Nachtessens; früh am 8. aber traf ihn ein Schlag. „Was für ein Geschrei, Heulen und Weinen am Hof und in der Stadt sich erhoben, ist unbeschreiblich;" er war nur 39 Jahre alt geworden. Schon zwei Jahre früher ließ er sein Grab in der St. Georgenkirche in Tübingen bauen und trieb den Steinhauer an, zu eilen, weil ein Landsknecht sich nicht erst um Wehr und Waffen umsehen solle, wann der Feind vor den Thoren sei. Sein Abschiedslied: „Dieweil mein Stund vorhanden ist," ist bekannt; bei der Theilung seiner Verlassenschaft aber wurden 400 Eimer Weins ausgetrunken, denn das Vorbild seiner Völlerei wirkte tiefer als sein frommes Dichten. Durch ihn sind zu Wirtemberg gekommen: Steußlingen, Oettingen, Heuchlingen Mergelstetten, Höpfigheim, Mötzingen, Hofen, Schopfloch u. s. w.

8. Friedrich. 1593—1608.

Daß nun das Land nicht als eröffnetes Lehen an Oestreich heimfiel, womit es unter die Jesuitenherrschaft gerathen wäre, das hat man nächst Gott hauptsächlich Christoph zu verdanken; denn durch dessen Zureden geschah es, daß Graf Georg, Ulrichs Bruder, sich noch in seinem 57sten Jahre entschloß, eine Hessin zu heirathen. Und kurz vor seinem Tode wurde ihm 1557 ein Prinz Friedrich geboren, Ludwigs unähnlicher Nachfolger. Zwar hatte er in seiner unruhigen Jugendzeit, auf vielen Reisen und Abenteuern, schon so manche Rettung erfahren, daß ihn die Dankbarkeit hätte nachgiebiger stimmen sollen; aber die bestandenen Gefahren hatten ihn nur verwegener, eigensinniger und hochfahrender gemacht.

Von Mömpelgard her, das er s. 1581 regiert hatte und nun mit dem Herzogthum vereinigte, brachte der stolze Fürst bei seinem Eintritt in Wirtemberg eine bedeutende Schuldenlast mit, aber durchaus keine Geneigt-

heit, den Landständen darum gute Worte zu geben. Er weigerte sich vielmehr, da er nicht vom Herzog Ulrich abstamme, die bestehenden Verträge anzuerkennen, und bestätigte die Landesfreiheiten erst 1595, durch Geldnoth bezwungen. Er wollte und konnte selber regieren, mußte aber natürlich Gehilfen haben und nahm dazu nur solche, die kein Nein in ihrem Vermögen hatten. Der Herzog wurde von seinen vertrautesten Dienern, unter denen der Geheimerath Matthäus Enslin oben an stand, hintergangen und konnte so auch das Gute, das er vorhatte, nie vollständig erreichen. Er erließ z. B. eine neue Kanzleiordnung, welche Erhaltung der reinen Lehre, strenge Befolgung der Gesetze und Ordnungen, unparteiische Rechtspflege und einen regelmäßigen Geschäftsgang vorschrieb. Aber es kam dennoch keine rechte Ordnung in die Kanzlei, weil der Kanzler nur seinen eigenen Vortheil suchte. Da die ersten Diener so ein schlechtes Beispiel gaben, so war's natürlich, daß auch die übrigen Beamten dem Eigennutze fröhnten.

Dem hochstrebenden Herzog war der Umstand, daß Wirtemberg immer noch ein Afterlehen Oestreichs blieb, nicht blos ein Dorn, sondern ein Balken im Auge, und er machte sichs zu einer seiner ersten Aufgaben, die Aufhebung dieser Abhängigkeit zu versuchen, wobei ihn die Stände kräftig unterstützten. Nach langen Verhandlungen kam endlich durch Bestechung 1599 der Prager Vertrag zu Stande, in welchem sich Kaiser Rudolf im Namen des östreichischen Hauses alle Ansprüche an die Afterlehenschaft begab, dagegen aber die Anwartschaft auf die Nachfolge in Wirtemberg, falls der wirtembergische Mannsstamm aussterben sollte, aufrecht erhielt. Für diese Verwilligung mußten 400,000 fl. bezahlt werden, wozu der Herzog nach langem Hin- und Herstreiten die Landschaft vermochte; es zeigte sich aber schon 1634, daß diese große Summe eigentlich zum Fenster hinausgeworfen war. Ebensowenig nützte die Erwerbung des Amts Oberkirch im Elsaß und des Herzogthums Alençon in der Nor-

mandie, denn beide wurden doch bald wieder von Frankreich eingelöst.

Nützlicher war der Ankauf von Besigheim ꝛc. Der Markgraf von Baden wollte es gegen 384,486 Gulden an Wirtemberg abtreten und die Landschaft sollte das Geld anschaffen. Sie brachte zuerst ihre Beschwerden zur Sprache und verlangte Abhilfe, bevor sie eine Geldleistung bewillige; warum man die Güter des Hofgesindes und der Kanzleiverwandten nicht besteure, dem Landvolk seine Waffen vorenthalte, das Einkommen des Kirchenkastens zu weltlichen Zwecken benütze, bei Hof und in den Klöstern so schlecht haushalte, Fremde den Landeskindern vorziehe, so viel baue und verschenke, den Wildschaden nicht einschränke? „Haben uns nicht drein zu reden, haben die Nasen nicht drein zu stoßen," lautete des Herzogs eigenhändige Antwort. Die Stände gaben endlich doch nach und bewilligten fast alles, was der Herzog wollte, wogegen er dann freilich auch einige Erleichterungen versprach. Ebenso gieng es einige Jahre später, als der Herzog dem Markgrafen die Aemter Altensteig und Liebenzell abkaufte.

Von andern Fürsten war Friedrich, der gern reiste, auch England besuchte, als ein gewandter Mann von hohem Geist und rascher Thätigkeit sehr geachtet und in den kirchlichen Streitigkeiten war er es hauptsächlich, auf den die Protestanten bauten. Denn die Umstände wurden für die Evangelischen immer bedenklicher; schon wurde insgeheim an den Waffen geschmiedet, mit welchen man bald darauf über sie herfiel. Katholische Fürsten drückten und verfolgten ihre protestantischen Unterthanen, und in protestantischen Ländern arbeiteten die Jesuiten mit großem Eifer, den Abfall von der reinen Lehre vorzubereiten. Die Protestanten selbst waren nicht einig, Lutheraner und Reformirte so scheu und feindlich gegen einander wie gegen die Katholiken; diese dagegen hielten zusammen wie von Einem Geiste getrieben. Friedrich arbeitete eifrig dahin, die evangelischen Fürsten enger zu ver-

binden, schloß sich dazu 1601 an den Kurfürsten von der Pfalz an, verwendete sich für beeinträchtigte Glaubensgenossen, wie die Lutheraner in Weil und ließ durch seine Theologen an allen wichtigen Verhandlungen, wie an dem Religionsgespräch in Regensburg 1601, Antheil nehmen. Vertriebene Oestreicher siedelte er in Freudenstadt an. — Allein während er, obwohl vom Papst geködert, für die Freiheit der evangelischen Kirche mit ganzer Energie eintrat, arbeitete er eben so entschlossen daran, die Freiheiten und Rechte seiner Unterthanen zu untergraben. Bisher hatten die Fürsten ihre Kriege mit ihren Lehensleuten und dem Landesaufgebot geführt. Jeder Unterthan war wehrpflichtig bis in's 60ste Jahr. Entstand ein Krieg, so wurde die Mannschaft aufgeboten und nach dem Krieg wieder entlassen. Aber mit Feuergewehren brauchte man geübtere Soldaten, und so kamen die Söldner auf, tüchtige Kriegsleute, die das Land nun bezahlen sollte. Das war's, was Friedrich bei seinen Landständen durchsetzen wollte, stehendes Militär; ein höchst berechtigter, zeitgemäßer Wunsch, der aber nur durch selbstverleugnende Arbeit sich verwirklichen ließ, nicht durch Rütteln am Tübinger Vertrag, welcher vom Volk als höchstes Kleinod der Verfassung betrachtet wurde. Die Landschaft wollte 1605 von diesem Vertrag auch nicht einen Punkt fallen lassen und wehrte sich standhaft gegen die Zumuthungen des Herzogs. Letzterer entließ „diesen ungereimten Landtag, die Holzwürmer, welche kein Gelenk im Kopf haben," setzte den Ausschuß ab und sprach sich dahin aus, daß er nicht schuldig sei, den Tübinger Vertrag zu halten. Enslin erbrach das geheime Gewölbe der Landschaft, um Gold und eine Schuldverschreibung des Herzogs herauszunehmen. Ein neuer Landtag wurde ausgeschrieben; man hatte durch Einschüchterung dafür gesorgt, daß geschmeidigere Abgeordnete gewählt wurden, rief auch nur 4 von 14 Prälaten ein (1607). So wurden ohne Widerstand einzelne Punkte des Tübinger Vertrags aufgehoben, andere abgeändert, z. B. das Recht

des Kriegs und Friedens von der Zustimmung der Stände unabhängig gemacht, so daß eigentlich nur noch der Name des Tübinger Vertrags übrig blieb. Auch die Geldforderung des Herzogs wurde endlich mit 1,100,000 Gulden verwilligt. Daß der Herzog wieder die Errichtung eines engeren Ausschusses gestattete, während der weitere aufgehoben blieb, mußten die Stände als eine Gnade betrachten.

Er war ein gewaltiger Herr, und „wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, war es sehr schwer, ihn davon abzubringen; es mußte gehen oder brechen, ob es auch gefährlich und höchst schädlich war." Wollten seine Räthe ihm Vorstellungen machen, so hieß es alsbald: „er sei der Herr, sie die Diener; man solle dieß thun und ihn verantworten lassen." Manches wurde rasch angegriffen und eben so schnell wieder aufgegeben, wie die Schiffbarmachung des Neckars, die Seidezucht, Leinwandweberei 2c. Auch von den Hofpredigern konnte er's nicht leiden, wenn sie einen freimüthigen Ton anstimmen wollten; den alten Luk. Osiander, der gegen Zulassung der Juden protestirte, setzte er ab, nannte ihn und seine Anhänger nichtswerthe Pfaffen und Ehrenschänder. Alle Klosterschulen bis auf 4 wurden aufgehoben, um durch die Ersparniß die herzogliche Kasse zu füllen; der heftigste Gegner dieser Neuerung, Prälat Weiß von Herrenalb wurde abgesetzt. Ins Collegium illustre nahm der Herzog nur noch Söhne des Adels auf, ja lieber Ausländer als Landeskinder. Auch bei Ausübung der Rechtspflege ließ er sich Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen. Der Obervogt von Gültlingen in Schorndorf schlief einmal mit Konrad von Degenfeld in einer Kammer. Dieser, der ein Nachtwandler war, stand mitten in der Nacht auf und gieng in der Kammer hin und her. Der Obervogt wachte auf, meinte in der Angst, er sehe ein Gespenst, griff nach seinem Schwert und stach in die Gestalt, die auch alsbald seufzend zu Boden fiel. Bald sah er zu seinem Entsetzen, daß er seinen Freund niedergestochen hatte. Der

Herzog aber, ohne die Milderungsgründe gelten zu lassen, ließ ihn verhaften und 1600 hinrichten.

Bei allem Scharfsinn wurde Friedrich ein Opfer der Goldmacher, wie auch sein Kaiser Rudolf manche gute Dukate in den Rauch jagte. Friedrich war ein prachtliebender Fürst, der viel Geld brauchte, um seine Hofdienerschaft von mehr als 300 Personen zu unterhalten und die Kosten für seine Feste aufzutreiben. Nun lockte ihn die Kunst, aus Eisen Gold zu machen. Dann hätte er seine Landstände ganz abschaffen und sein Fürstenthum so groß machen können, als es ihm beliebte. Vom Golddurst betäubt, ließ er sich zehn Mal von Goldmachern plündern. G. Honauer aus Olmütz, der mit einem ansehnlichen Gefolge 1596 in Stuttgart auftrat und in Zeit eines Monats 36,000 Dukaten zu liefern versprach, machte sich heimlich davon und hinterließ eine Menge Schulden. Er wurde aber in Oldenburg verhaftet, eingeliefert und zum Tode verurtheilt. Der Herzog ließ aus dem Eisen, das er hatte in Gold verwandeln wollen, einen 35′ hohen Galgen auf der Galgensteige bauen, der Betrüger wurde mit Goldschaum überzogen und gehängt 1597. Und doch ließ sich der Herzog gleich mit dem nächsten Betrüger 1599 wieder ein, der es ihm nicht besser machte; noch vier solche Windmacher starben am eisernen Galgen. Die Juden ließ er im Lande zu, weil sie versprachen, Wohlfeilheit einzuführen.

Ein so unruhiger Geist, der das Glück immer außer sich suchte, konnte es auch nicht im häuslichen Kreise finden. Er hatte an Sibylle von Anhalt eine Gemahlin gefunden, die seine ganze Zuneigung verdiente und auch in den ersten Jahren besaß. Als aber sein Auge anfieng, nach fremden Weibern zu sehen, wurde dieses Verhältniß zerstört; die Herzogin hatte so viel Kränkendes zu erfahren, daß sie oft sagte, sie glaube nicht, daß irgend einer ihrer Unterthanen sein Kreuz mit dem ihrigen vertauschen würde. Ihre ungemeine Geduld trug keine Frucht; erst als der Herzog sein Ende herannahen sah, versöhnte er

sich mit ihr. Sie gebar ihm 15 Kinder, von denen 9 den Vater überlebten. Am 29. Jan. 1608 erlag er einem Schlag; sein Leichnam ruht in der von ihm neuerbauten Gruft unter der Stiftskirche.

9. Johann Friedrich. 1608—1628.

Herzog Johann Friedrich war nicht das Ebenbild seines Vaters. Er hatte viel studirt, auch Reisen gemacht; aber die resolute Weise seines Vaters hatte man nie an ihm wahrgenommen, eine strenge Erziehung hatte ihn eingeschüchtert und die Entwicklung einer muthigen Selbstständigkeit verhindert. Doch war sein erstes, die Räthe seines Vaters zu beseitigen. Matth. Enslin verlor das Kanzleramt, das Christoph von Engelshofen bekam. Der alte treue Melchior Jäger, der schon unter Ludwig Kanzler gewesen war, ein redlicher Mann, dessen Wahlspruch lautete: „Gelitten und gestritten!" wurde wieder Geheimrath. Als sodann der Herzog die Aufforderung an die Städte und Aemter ergehen ließ, ihre Beschwerden wider die Amtleute einzuschicken, liefen viele Klagen gegen Enslin ein; es wurde eine Untersuchung über ihn verhängt, und da stellten sich so viele Betrügereien und Ungerechtigkeiten heraus, daß er zu lebenslänglichem Gefängniß nebst Schadenersatz (von 119,946 fl.) verurtheilt wurde. Da er auch im Gefängniß fortfuhr, Umtriebe zu machen und die Seinigen mit Veröffentlichung von Staatsgeheimnissen drohten, wurde sein Prozeß noch einmal vorgenommen, noch schärfer untersucht und ihm vom Gericht einstimmig die Strafe der Enthauptung zuerkannt, die dann auch 22. Nov. 1613 auf dem Marktplatz in Urach vollzogen wurde. Ebenso scharf wurde sein Helfershelfer, der Landesprocurator Eßlinger, in Untersuchung genommen; da aber das Reichskammergericht in Speyer sich seiner annahm, kam er mit bloßer Landesverweisung davon. — Gleiche Gerechtigkeitsliebe bewieß der Herzog in seinem Verhältniß zu den Landständen. Natürlich verlangten sie die

Wiederherstellung des Tübinger Vertrags von ihm; und obgleich er einige Bedenklichkeiten überwinden mußte, weil er die Erläuterung des Vertrags, die Friedrich aufgestellt, auch mit unterschrieben hatte, so bewilligte er doch ihre Bitte, und am 25. April 1608 ließ er nicht bloß den Tübinger Vertrag wieder in seine alten Rechte treten, sondern auch beide Landschaftsausschüsse wieder einsetzen, wogegen dann die Stände in dankbarer Anerkennung 440,000 fl. an den herzoglichen Kammerschulden übernahmen. Das konnte der Herzog wohl brauchen, denn von seines Vaters Schulden blieb immer noch eine Million ungedeckt. Zum ersten Mal seit langer Zeit giengen Fürst und Stände mit voller Zufriedenheit auseinander.

Johann Friedrich griff auch die Verhandlungen wegen Errichtung eines Bundes sämmtlicher Evangelischen wieder auf, die schon unter Friedrich begonnen und von Heinrich IV. dringend empfohlen waren, „um dem je länger je mehr wieder hervorbrechenden Papstthum entgegenzuwirken." Bisher hatten zwar die protestantischen Fürsten allerlei Bedenklichkeiten gehabt; aber die Gewaltthätigkeit des Kaisers gegen die schwäbische Reichsstadt Donauwörth überzeugte sie von der Nothwendigkeit kräftigerer Maßregeln. Evangelische Bürger von Donauwörth hatten den Abt des Klosters bei einer Prozession beleidigt. Der Kaiser erklärte die Stadt in Acht und übertrug ihre Vollziehung dem Herzog von Baiern, die doch nach der Reichsverfassung Maximilian's dem Herzog von Wirtemberg als dem Kreisobersten von Schwaben gebührt hätte. Friedrich und andere machten ernstliche Vorstellungen gegen diese Verletzung der Reichsgesetze; allein der Kaiser achtete nicht darauf, die Stadt wurde von bairischen Truppen besetzt, zur bairischen Landstadt herabgedrückt und der protestantische Gottesdienst abgeschafft 1606. Die protestantischen Stände konnten nun in die Tiefe des Jammers hineinsehen, der über ihnen zusammenschlagen würde, wenn sie nicht kräftiger zusammenhielten. Im Mai 1608 kam Johann Friedrich mit dem Fürsten von Anhalt, dem

Kurfürsten von der Pfalz, dem Pfalzgrafen von Neuburg, den Markgrafen von Brandenburg und dem von Baden in Ahausen zusammen; dort schloßen sie mit einander eine „Union," der später noch andere Fürsten und Städte beitraten, um im Fall eines Angriffs sich gegenseitig schnelle Hilfe zu leisten. Auch mit Frankreich und England schloß die Union Bündnisse. Ihr gegenüber bildete sich aber 1610 ein Bund der katholischen Reichsfürsten, die „Liga zur Vertheidigung und Erhaltung der wahren katholischen Religion, zur Fortpflanzung des gemeinen Friedens, zur Abwendung besorgter Gefahr und zur Handhabung der Reichsordnungen;" Haupt dieser Liga war der thatkräftige Maximilian von Baiern.

Die erste Veranlassung zu Reibungen zwischen beiden Parteien gab der Streit über die Erbfolge im Herzogthum Jülich, auf welche drei Fürstenhäuser Anspruch machten. Es wurde gerüstet und der Ausbruch der Feindseligkeiten schien nicht mehr zu vermeiden; doch kam 1610 noch ein Vergleich zu Stande, der das drohende Unheil hinausschob. Indessen wurde geworben, berathschlagt und verhandelt; aber wenn ein Schritt gethan werden sollte, scheiterte alles an der Uneinigkeit der Bundesglieder, am Mangel eines ganzen Manns. Johann Friedrich selbst baute Zeughäuser und schaffte Kriegsvorräthe an, übernahm mehrere kostspielige Gesandtschaften und zeigte in Unterhandlungen einen großen Eifer; aber wenn einmal rasch gehandelt werden sollte, so war nirgends Kraft und Nachdruck.

Freilich fehlte es ihm auch immer an Geld. Johann Friedrich war ein gutmüthiger Fürst, aber sehr prachtliebend; mit nie gesehenem Glanz feierte er 1609 seine Vermählung. So oft ihn auch die Landstände ermahnten, dem Ueberfluß zu steuern, hatte er doch nie Muth genug, durchzugreifen. Allerhand Mißbräuche rissen ein; die herrschenden Familien versorgten ihre Vettern mit einträglichen Stellen; andere Aemter wurden um Geld verkauft, und die Unterthanen mußten sich dafür Erpressungen

gefallen lassen. Dazu kamen die bedeutenden Jahrgelder, welche den zahlreichen Mitgliedern der herzoglichen Familie bezahlt werden mußten, damit sie standesgemäß leben konnten. Der älteste Bruder des Herzogs erhielt Mömpelgard, ein anderer Weiltingen und Brenz; ein dritter bekam seinen Sitz in Neuenstadt, ein vierter in Neuenbürg (1617). So bildeten sich die fürstlichen Nebenlinien Mömpelgard und Weiltingen, späterhin auch, durch Heirath, die Linie Wirtemberg-Oels in Schlesien. Die Ausgaben wurden immer größer, und die Einnahmen verringerten sich, während doch die Zeitlage außerordentliche Gelderfordernisse mit sich brachte. Deßwegen war auch des Herzogs erstes Anliegen, so oft die Landstände zusammenkamen, immer wieder Geld; und diese verloren allmählich die Geduld, da mit allen Summen nichts Erkleckliches geschafft wurde. Und doch waren alle diese Opfer, die das Land zu bringen hatte, gering gegen die, welche die nächsten Jahrzehnte ihm auferlegten. Ehe wir aber in diese Jammergeschichte eintreten, müssen wir uns den damaligen Zustand des Volks durch einen kurzen Ueberblick vergegenwärtigen.

10. Zustand des Volks.

Das Herzogthum hatte auf 140 Quadratmeilen 445,000 Einwohner. Im J. 1623 zählte man darin 71 Städte und Städtchen, 1076 Flecken, Dörfer und Weiler, 797 Höfe, 6 Festungen, 211 Schlösser und Burgen, 577 Keltern, 17 Bäder, 1 Salzwerk (Sulz s. 1471), 8 Bergwerke, 3 Glashütten, 734 Mahlmühlen, 187 Sägmühlen, 6 Papiermühlen, 49 Schleifmühlen, 5 Pulvermühlen, 32 Lohmühlen, 97 Oel- und Walkmühlen, 17 Hammer- und Feilenschmieden, 16 Mannsklöster, 10 Frauenklöster und 7 Stifter. Es waren im Lande 62 Aemter und Vogteien und 15 Klosterämter. Christophs Walten hatte die Unterthanen einander näher gerückt; sein Landrecht, das Jedem gleiches und billiges

Recht mit den wenigsten Kosten verschaffen sollte, wurde auch in fremden Ländern (Pfalz, Baden rc.) vielfach benützt und hat in der Ueberarbeitung vom J. 1610 noch jetzt seine Geltung. Die jährlichen Einkünfte, die sich in Christophs Zeit auf etwa 100,000 fl. beliefen, abgesehen vom Kirchengut, waren bedeutend gestiegen. Sie zu ermäßigen, war das stete Bemühen der Landschaft, in welcher nach dem Ausscheiden der Ritterschaft die 14 Prälaten der Klöster und 60 Abgeordnete der Städte und Aemter saßen. Letztere wurden von den Amtsversammlungen gewählt und waren gewöhnlich die Bürgermeister der Städte. Ihre Taggelder erhielten sie von ihrem Amtsbezirk, was von den kleineren als eine lästige Auflage empfunden wurde. — Die strengen Vorschriften der Landesordnung, welche 1552 die Trachten bis ins Einzelste bestimmten, den Aufwand bei Hochzeiten und Taufsuppen, auch den Gebrauch der Feuerrohre beschränkten, wurden vielfach übertreten. Die Eßlinger Hochzeitordnung von 1532 gestattete als das Aeußerste 32 Gäste und 3 Mahlzeiten, jede von 4 Richten mit ziemlicher Kost; auch einen ehrbaren Tanz mit Lauten und Geigen, doch kein Schießen und Trommeln. Mit der Zeit aber stieg bei den Bürgern der Luxus; einfacher blieb der Bauernstand, der noch viele Leibeigene zählte, obschon es unter dem Landvolk an Wohlhabenheit nicht fehlte: mancher Bauer besaß silberne Trinkbecher, die man jetzt in Bauernhäusern vergeblich sucht. Freilich hielt man auf's Trinken sehr viel, fast so viel wie beim damaligen Adel; wenn ein guter Wein wuchs, gab's im Herbst Schlägereien und Mordthaten. Auch noch andere Laster giengen im Schwang, z. B. die Unzucht, namentlich seitdem die spanischen u. a. Kriegsvölker im Lande gelegen waren und Herzog Friedrich französische Sitte mitbrachte. — Neben dieser heiteren Seite des Sündendienstes war aber auch eine finstere, die hauptsächlich in dem furchtbaren Aberglauben und der grausamen Bestrafung desselben hervortritt. Zu den in der Landesordnung vorgeschriebenen Strafen gehörten auch

Augenausstechen, Zungenspalten, Fingerspitzen und andere Verstümmlungen. Schwere Verbrecher lieferte Ludwig auf die Galeeren Genuas. Den Todesstrafen giengen häufig schreckliche Foltern voran. Ein Rath des Herzogs Ulrich z. B. wurde bei einem Kohlenfeuer an Armen und Beinen gebraten, dann der Leib mit Branntwein übergossen und angezündet. In Rottweil allein wurden von 1580 bis 1648 97 Menschen wegen Hexerei hingerichtet und zwar meistens lebendig verbrannt, in Wiesensteig 1563 allein 63 zumal. Auch in Horb, Rottenburg, Saulgau u. s. w. kamen solche Hexenverbrennungen vor, nicht minder in Eßlingen und Heilbronn. Uebrigens ist es eine Ehre für die lutherischen Theologen, daß sie doch für die Milderung der Hexenprozesse nachdrücklich eintraten, so Schnepf, Wilh. Bidembach, Alber, selbst der heftige Polemiker Theod. Thumm, obgleich sie den Bund mit dem Teufel für möglich hielten. Erst der edle Jesuit Fried. von Spee wies 1631 den ganzen Irrwahn nach. Ganz unbefangen bat sich auch Max II. von Herzog Christoph ein Recept aus, um schußfest zu werden 1557, und er bekams, freilich mit der Erklärung des frommen Fürsten, er halte es für nichts anderes, als lauter Zauberei und Schwarzkunst.

Noch blühte die Jagd; in Ulm fieng man um 1630 binnen 3 Jahren 120 Biber am Donauufer, und das Hochwild wurde oft lästig. Uebrigens wurde das Forstwesen schon 1552 ziemlich streng geordnet. Feldbau und Viehzucht waren die Hauptnahrungszweige des Landmanns; auch der Obstbau wurde befördert. Das Obst wurde gedörrt, aber auch zu Branntwein verbraucht. Der Fruchtbranntwein aber war noch etwas so Neues, daß die Oberböbinger einen Bäcker verklagten, „er brenne aus Dinkel Branntwein, mißbrauche dadurch die Gaben Gottes und verkehre sie, indem er aus Speise Trank mache." Bier wurde blos im Heidenheimer Amt gebraut, und die Bereitung von Obstmost war für gewöhnlich verboten, weil man ja Wein genug habe und der Most nur zur

Verfälschung des Weines benützt werde. Zwischen 1514—66 wurden 40,000 Morgen Ackerfeld und ebensoviele Weinberge ganz neu angelegt. Der einträglichste Erwerbszweig war der Weinbau, der sich damals bis in's Uracher und Lenninger Thal, bis Pfullingen, Böblingen, ja Balingen erstreckte und freilich noch sorgfältiger betrieben wurde als späterhin, wo er durch Verschlechterung der Traubensorten sehr verlor. Im Würmthal haben fast alle Markungen noch eine Halde, die den Namen Weinberg führt und damit ihre ehemalige Benützung verräth. Metzinger und Balinger Wein giengen sogar in's Ausland. Nach Baiern und Oesterreich wurde viel Wein verschickt, was manches schöne Stück Geld ins Land brachte. Die erste allgemeine Herbst- und Kelterordnung ist vom Jahr 1595.

Auch die Gewerbe lagen nicht darnieder. Die Leinweberei wurde stark getrieben, besonders auf der Alb, und es gab ansehnliche Flachs- und Hanfmärkte. Die Wollenweberei war vorzüglich in Calw zu Hause, wo sich gegen 400 Personen damit beschäftigten und weit mehr feine Wolle verarbeiteten, als in ganz Wirtemberg erzeugt wurde. Die Tücher und Zeuge fanden nicht blos in Deutschland Absatz, sondern auch in Böhmen, Ungarn und Polen. In Göppingen, Heidenheim, Balingen, Blaubeuren &c. wurden gleichfalls Wollwaaren verfertigt, aber nur für den inländischen Verbrauch. Jahrmärkte wurden in vielen Orten gehalten, die wichtigsten in Stuttgart, Tübingen, Calw, Urach und Schorndorf. Ausgeführt wurden: Wein, Obst, Flachs und Hanf, Garn, Leinwand, Tuch, Geflügel, Pferde und Holz; eingeführt: Spezereien, Gewürze, Metallarbeiten, venetianisches Glas, Käse, Salz, Vieh, Fische, Meth, Bier, fremde Weine, Wolle und Seidewaaren. Die älteste Zollordnung ist vom J. 1554. Christoph, der alle Reisen zu Pferd gemacht, bestellte sich erst 1563 in Sachsen einen Sänftewagen. Er legte auch Silberwerke im Forbachthale an, die Friedrich erweiterte. Posten richtete Ludwig ein. Es kamen auch immer neue

Gewerbe und Kunstzweige auf. So hat Fagius 1537 schon eine hebräische Druckerei in Isny gegründet. Manches, wie die Seidezucht Friedrichs, gieng in den Kriegsjahren unter. So namentlich die Baukunst, deren berühmter Vertreter Schickhardt 1634 dem Stich eines kaiserlichen Soldaten erlag.

Seit Amerika seine edlen Metalle nach Europa sandte, war das Geld bedeutend wohlfeiler geworden. Der Eimer Canstatter kostete 1545 noch 10 M., a. 1645 aber bereits 16 M. während der Scheffel Dinkel von 3 M. 57 nur auf 4 M. gestiegen war. Als Ulrich einmal mit seinem Hof nach Tübingen ritt, verzehrte dieser im Wirthshaus 28 Batzen (3 M. 20) wozu der Chronist bemerkt: das heiß ich geschlampampt. Der höchste Beamte des Herzogthums hatte 1620 einen Gehalt von 300 fl. (514 M.), während ein Professor in Straßburg es damals schon auf 1500 fl. gebracht hatte.

Das Schulwesen war in Wirtemberg besser bestellt als in den meisten deutschen Ländern, und doch hatte es noch viele Mängel. In manchen Dörfern gab es bis 1588 blos Winterschulen; meist war auch der Schullehrer zugleich Gerichtsschreiber, und dann war ihm das Schulhalten Nebensache. In Eßlingen wollten die Eltern 1547 ihre Kinder nicht zum Schulbesuch anhalten, weil sie doch nicht mehr Pfaffen werden und reiche Pfründen erhalten können; lieber solls Kind reich werden und sehen, wie ein Pfennig drei gewinne! Um 1600 aber wurde in den Reichsstädten streng auf Schulbesuch gehalten (von 7—10 und 12—3 Uhr). Besser war für die lateinischen Schulen gesorgt, deren es a. 1589 nicht weniger als 55 gab mit 2080 Schülern. Die Zahl der Klosterschulen wurde von Ludwig auf 10, von Friedrich auf 4 herabgesetzt. Von Adelberg und Blaubeuren kamen die Zöglinge nach Maulbronn und Bebenhausen und von da in's Stift nach Tübingen. Dieses verglich schon Frischlin dem trojanischen Pferd, aus dessen Schooß so viele bedeutende Männer hervorgegangen seien. Die Stipendiaten wurden knapp

gehalten und dadurch dem wüsten Leben entrückt, das besonders unter den adeligen Studenten grassirte; dafür durften sie lateinische Tragödien und Comödien aufführen, z. B. die Enthauptung des Täufers, da Kepler 17. Febr. 1591 auf dem Marktplatz die Marianne vorstellte.

Die Hochschule zählte in allen Fächern der Wissenschaft ausgezeichnete Männer. Ihre Theologen waren rüstige Verfechter der reinen lutherischen Lehre, namentlich auch gegenüber von den Reformirten; fast an allen kirchlichen Verhandlungen nahmen sie persönlich oder schriftlich Antheil. Daß sie aber allezeit in dem sanften Sinne Jesu gestritten, kann man ihnen nicht nachsagen; Grobheiten und Schimpfwörter waren auch bei den Gebildeten an der Tagesordnung. Auch bildete sich schon ein schwäbischer Verwandtschaftshimmel, dessen schützendes Dach sich über die Familien ausgezeichneter Kirchen- und Schuldiener breitete. Jak. Andreä 1528—90, Jak. Heerbrand 1521—1600, die beiden Luk. Osiander und Theod. Thumm waren die rüstigsten Streiter, Matthias Hafenreffer 1561—1619 auch ein Herzenstheolog. — Die Rechtsgelehrsamkeit hatte gleichfalls an Sichard, Varnbüler, Harppredht und Lansius ausgezeichnete Lehrer. In der Arzneiwissenschaft war Leonhard Fuchs als einer der ersten Pflanzenkenner berühmt. Vier examinirte Doctores medecinae mußten s. 1582 in Stuttgart, Göppingen, Calw und Bietigheim der Krankenheilung obliegen, den unerfahrenen „Kälberärzten" das Handwerk niederlegen und die ihnen beigegebenen Apotheken beaufsichtigen. — In der Sprachkunde genoß Nikod. Frischlin, zugleich ein gewandter Dichter und Sprudelkopf, eines weitverbreiteten Rufs, aber sein unruhiges streitsüchtiges Treiben brachte ihn endlich in die Gefangenschaft nach Hohenurach, wo er bei einem Fluchtversuch um's Leben kam (1590). Mart. Crusius, Frischlins Gegner, 1526—1607 war mit der griechischen Sprache so vertraut, daß er vor 100 Zuhörern den Homer las und 7000 deutsche Predigten in griechischer Sprache nach-

schrieb. Wilh. Schickard war ein guter Hebräer und Maler, Mich. Mästlin ein geübter Mathematiker, von dessen größerem Schüler Kepler noch weiter geredet werden muß. Alle Ordnungen und Rechte der Universität



Joh. Kepler.

faßte Friedrich 1601 im akademischen Gesetzbuch zusammen; daß aber die Professoren (bis 1667) auch noch den Wein- und Bierschank hatten, wird man nicht darin suchen.

Wie es mit der Glaubensreinheit und Glaubensfreiheit in Wirtemberg stand, mag das Beispiel Joh. Keplers zeigen. Er wurde 1571 in der Reichsstadt Weil geboren, wo man ihm nach 300 Jahren das Denkmal, das nebenan abgebildet ist, endlich gesetzt hat. In Tübingen s. 1589 studirte er besonders die h. Schrift und Mathemathik; auf's innigste schloß er sich an seine Lehrer, den trefflichen Mästlin und den biblischen Hafenreffer an, wie auch an den gleichgesinnten Studenten Val. Andreä. Man erwartete etwas absonderliches von ihm und er hat die Hoffnung nicht getäuscht. Aber nach gewissenhafter Prüfung konnte er die Concordienformel nicht unterschreiben und wurde dadurch untauglich für den Dienst der Landeskirche. Weder glaubte er an die Allgegenwärtigkeit des Leibes Christi, noch wollte er seine Brüder unter den Reformirten verdammen. Wurde doch damals ein Tübinger Professor von seinen Amtsgenossen schon darum getadelt, weil er Besuche von Schweizern angenommen hatte! Kepler mußte ins Ausland, wurde als Professor in Graz 1594 ein berühmter Kalendermacher und entdeckte nun, daß die Planeten sich nicht in Kreisen, sondern in Ellipsen bewegen, nach festen Gesetzen, die er immer sicherer aufspürte. Auch als Astronom aber blieb er ein Theolog, die Bewegung der Himmelskörper leitete er von geistigen Kräften ab und betete entzückt den Baumeister der Welt an, den er in der Schöpfung „gleichsam mit Händen greifen konnte." Durch den Jesuitenschüler Ferdinand II. vertrieben, in Wirtemberg vom Consistorium als ein „Letzköpflein" und „Schwindelhirnlein" abgefertigt, wurde er Kaiser Rudolfs II. Hofastronom. Der Pfarrer von Linz schloß ihn vom Abendmahl aus; seiner greisen Mutter in Leonberg wurde als einer Hexe der Prozeß gemacht, ein Sohn und der Pfarrer ließen sie im Stich, als ihr Johannes endlich herbeieilte und sie von der schon drohen-

den Tortur erlöste 1621. Vielfach bedrängt und verkannt starb dieser große Schwabe in Regensburg, als er auf dem Reichstag 1530 vom Kaiser Ferdinand seine Schuld (20,000 fl.) eintreiben wollte.

Ob bei einem so eifrigen Festhalten starrer Rechtgläubigkeit im Lande viel geistliches Leben herrschen konnte, ist sehr zweifelhaft. Schon J. Andreä klagte über „jene Pfaffen, von denen keiner mehr den andern verstehen wollte," und nach ihm wards damit noch ärger. Die Predigten der meisten Pfarrer fielen unerquicklich aus, daher die Bauern im Dobel 1609 ihren Pfarrer verklagten, „daß er gar zu fleißig mit dem Predigen sei, denn da er nur alle 14 Tage predigen sollte, so vertreibe er ihnen die Ehhalten (Gesinde) mit solchem steten Predigen am Sonntag Mittags und in der Woche." Wenn der Mann seine Sache recht angegriffen hätte, so würde schwerlich eine solche Klage gegen ihn eingekommen sein. Doch gab es auch Prediger, die sich zum Bedürfniß des Volks herabließen, aus Gottes Wort genießbare Speise darreichten und aus Erfahrung den Segen des Evangeliums anpreisen konnten. Im Hohenlohischen war das kirchliche Leben unter dem edlen Graf Wolfgang II. in ziemlicher Blüthe. Gegen verfolgte und vertriebene Glaubensgenossen wurde viel Wohlthätigkeit geübt; auch solche, denen es unter dem römischen Joch zu schwül wurde, flohen gern nach Wirtemberg. Als der Neuburger Pfalzgraf 1613 katholisch wurde, ließ er durch den Jesuiten Dr. Reihing sein Land mit Gewalt umbekehren. Diese saure Arbeit aber trieb den Jesuiten in solche Seelennoth, daß er 1621 nach Stuttgart entfloh, zum Evangelium übertrat und bis an den Tod (1628) als Tübinger Professor für den Glauben stritt, den er einst bekämpft hatte. Für solche Leute interessirte sich der Herzog sehr; es haben auch 1610—63 gegen 80 Proselyten, meist Mönche, im Stift Aufnahme gefunden. Mag nun die Zahl der Glaubens- und liebewarmen Kirchenglieder größer oder kleiner gewesen sein, als wir annehmen, ein neues Leben that wirk-

lich noth. Geweckt wurde es theils durch gottselige Kirchenlehrer, theils durch die Donnerschläge des dreißigjährigen Kriegs.

11. Der dreißigjährige Krieg. 1618—48.

Alles spitzte sich in dem vielgetheilten Deutschland zum Religionskrieg zu, als die Fürsten der Union 1617 in Heilbronn ihren Bundestag hielten, ihr Bündniß auf drei Jahre verlängerten und die Feier des Reformationsjubiläums beschlossen. In Stuttgart und Tübingen wurde viel gepredigt, gedankt, gerühmt, auch geschimpft und gehetzt. Dagegen ließ der Papst ein Jubeljahr ausschreiben „zur Versöhnung des göttlichen Zorns." Und dieser war wirklich am Ueberlaufen, ob's nun die guten Deutschen ahnten oder übersahen.

In Böhmen brach das Gewitter los. Die ungeduldigen Tschechen erkannten den Jesuitensohn Ferdinand II. nicht als ihren König an, sondern wählten sich einen neuen, den Pfälzer Friedrich V. Der war ein Calvinist, daher sowohl die Sachsen als die Tübinger sich gegen ihn erklärten; während die Union sich lau für ihn verwendete, schlug das Doppelheer der Kaiserlichen und Ligisten ihn aus Böhmen und aus der Pfalz hinaus 1620. Da gab auch Wirtemberg den Verbündeten preis, für den nur der Markgraf von Baden noch eine Schlacht bei Wimpfen oder Obereisisheim wagte 26. Apr. 1622 und verlor. Dort fiel auch Magnus von Wirtemberg, des Herzogs Bruder, „jämmerlich zerhackt und zermezget." Der Sieger Tilly erkannte zwar in dem Vertrag von Heilbronn Juni 1622 die Neutralität des Herzogthums und des schwäbischen Kreises an; aber grobe Gewaltthaten wurden dadurch nicht verhindert, in Oelbronn allein hieben die Kroaten 400 Einwohner nieder.

Unter Durchzügen und Einquartierungen nahm der Wohlstand rasch ab; der Herzog suchte sich, wie andere Herren, durch Münzverschlechterung zu helfen. Wucherer

aber kauften für schlechtes Geld Leinwand ꝛc., die sie dann im Ausland für besseres Geld absetzten; man nannte sie Kipper und Wipper. Endlich kam es so weit, daß Niemand mehr dieses Geld wollte; die Hirschgulden vom J. 1623 waren auch kaum zehn Kreuzer werth. Als man dann das Geld möglichst wieder auf den wahren Werth herabsetzte, gab es eine noch größere Verwirrung; das Elend sollte aber viel höher steigen.

In der großen Hungersnoth von 1626 verkauften viele Haus und Hof und zogen bettelnd herum. Da sollte der Klosteramtmann in Kirchheim Früchte an die Armen verkaufen um billigen Preis. Der Amtmann aber behielt um diesen Preis die Früchte selber und trieb die Leute fort. Drei Tage darauf schlug ein Gewitter in's Kloster und verbrannte es sammt der Frucht. Den flüchtenden Amtmann erschlug ein Ziegel vom Dach. — Der Krieg zwar zog nun in den Norden, aber 1627 rückten Wallenstein's Truppen ins Herzogthum. Er legte es recht darauf an, den phlegmatischen Herzog zu einem übereilten Schritt zu reizen, behandelte ihn aufs übermüthigste und ließ seine zügellosen Schaaren wie gierige Wölfe hausen, bis die Klöster herausgegeben wurden. Ihr Unterhalt kostete monatlich 160,000 Gulden. Weil der Herzog, wie Ferdinand II. selbst sagte, ein gar ruhiger Herr war, wurde Wirtemberg gerade zuerst um der Kirchengüter willen bedrängt, die doch hier fast allein zu frommen Zwecken verwendet worden waren. Viele wanderten aus, die Zurückgebliebenen aber geriethen in solche Verzweiflung, daß man sogar einen Aufstand befürchtete. Der Herzog benahm sich mit großer Behutsamkeit; er sandte seinen Kanzler Löffler nach Wien, um das Aergste zu verhüten, dann erlag er den Sorgen 18. Juli 1628. Und noch war erst ein Drittheil des fürchterlichen Kriegs erlebt.

Eberhard III. war erst 14 Jahre alt, als sein Vater starb, so übernahm der tüchtige Bruder des Verstorbenen, Ludwig Friedrich, die Regentschaft und traf

alsbald Anstalt, mehr Ordnung und Sparsamkeit einzuführen. Der landschaftliche Ausschuß klagte namentlich über den eingerissenen Dienſthandel oder die „Schmiralien," und der Regent versprach der Sache abzuhelfen, wogegen die Stände (1629) 2,600,000 Gulden Schulden übernahmen. Nun hatten aber die Jesuiten beim Kaiser das Restitutions-Edikt ausgewirkt, kraft dessen alle Kirchengüter, die nach dem Religionsfrieden in die Hände der Evangelischen gekommen waren, den Katholiken zurückgegeben werden sollten. Alle Gegenvorstellungen waren fruchtlos, mit 52 Compagnien rückte Wallenstein ein, um dem Edikt Nachdruck zu geben; im Aug. 1630 wurden sämmtliche Klöster von den Katholiken besetzt, die Messe wieder eingeführt, die protestantischen Pfarrer und Schullehrer vertrieben. Man mußte dem Kaiser huldigen. Die Einquartierungen wurden immer lästiger, und dem Regenten brach darüber das Herz 26. Jan. 1631. An seine Stelle trat sein Bruder Julius Friedrich, der nun, durch das Vordringen des Schwedenkönigs ermuthigt, sein Glück in den Waffen versuchen wollte. Er wurde Direktor der evangelischen Stände Schwabens, die sich Mai 1631 in Eßlingen enger verbanden, und zog mit einer schnell geworbenen Schaar dem bedrohten Ulm zu Hilfe. Aber sie war dem Heere des Grafen von Fürstenberg nicht gewachsen und der kurze Krieg, der in der Zeit der Kirschenreife geführt, der „Kirschenkrieg" genannt wurde, fand sein Ende im Vertrag zu Tübingen, durch den er sich schlechthin unterwarf 11. Juli 1631. Jesuiten und Soldaten hausten ohne Schonung im Lande; Raub und Mißhandlungen brachten die Einwohner fast zur Verzweiflung.

Unterdessen hatte Gustav Adolph bei Leipzig (7. Sept.) den unbesiegten Tilly überwunden und forderte alle evangelischen Fürsten auf, sich an die Schweden anzuschließen; Ulm griff gleich zu, auch Julius Friedrich trat nach einigem Bedenken bei. Die fremden Truppen zogen ab. Die Kaiserlichen machten zwar im August 1632 einen neuen Einfall, verbrannten Knittlingen, und drohten, ein

solches Feuer im Lande anzurichten, „daß die Engel im Himmel die Füße an sich ziehen müßten;" aber der Herzog trieb sie mit einer Schaar von 6000 Mann hinaus und vereinigte sich mit dem schwedischen Feldmarschall Horn, der am Oberrhein kämpfte. Er war auch in seinen Unternehmungen gegen Rotenburg, Horb, Rottweil ziemlich glücklich; aber die Landstände, die sein Absehen auf ein eigenes Fürstenthum ungern sahen, brachten es dahin, daß er im März 1633 abdanken mußte.

Nachdem Gustav Adolph bei Lützen 6. Nov. 1632 gefallen war, unterhandelte sein Kanzler Oxenstierna in Heilbronn über eine allgemeine Vereinigung der evangelischen Stände, die denn auch am 13. April 1633 zwischen den vier oberdeutschen Kreisen und Schweden zu Stande kam. Es sah im Anfang aus, als wollte alles gut von Statten gehen. Schramberg und Hohenzollern wurden erobert, und der nun für volljährig erklärte Herzog Eberhard III. hoffte noch weitere Erwerbungen zu machen. Aber das Land selbst hatte es um nichts besser: die schwedischen Truppen hausten so schlimm als früher die Kaiserlichen, und der Schaden belief sich in einem Jahr auf vierthalb Millionen Gulden. Da verlor Bernhard von Weimar 6. Sept. 1634 die Schlacht bei Nördlingen, in welcher auch 4000 Wirtemberger umkamen (die guten wirtemberger Bauern sein in großer menge und ganz gliederweis dagelegen in ihren weißen Zwilchkitteln und ränzlein auf dem Rücken). Als die Sieger das Land überströmten, bis keine Compagnie mehr beisammen war, als der Herzog selbst den Kopf verlor und sich zu übereilter Flucht hinreißen ließ, da war kein Aufenthalt mehr, da floh, was fliehen konnte. Hofleute und Kanzleiverwandte, Studirende und Klosterschüler, Bürger und Bauern suchten sich in wilder Eile nach Ulm oder Straßburg zu retten. König Ferdinand zog 10. Sept. in Stuttgart ein, ließ sich huldigen und überall kaiserliche Befehle und Wappen anschlagen.

Nun verbreitete sich Raub, Brand und Mord im gan-

zen Lande. Giengen, Aalen und Waiblingen wurden verbrannt; ebenso Kirchheim, Böblingen, Besigheim. Calw, wo damals Val. Andreä als Prediger stand, wurde erst geplündert, dann verschlossen und angezündet. Wer nicht über die von Schildwachen umstellten Mauern entkam, mußte in den Flammen sterben. Die Geflüchteten schlichen wie gejagtes Wild in den Wäldern umher. Ueberall, außer in den drei Hauptstädten, wurden die Häuser ausgeraubt und verbrannt, die Brunnen verschüttet oder vergiftet, die Kirchen verunreinigt, die Vorräthe zerstört, das Vieh weggeschleppt, die Bäume umgehauen. Den Einwohnern schnitt man die Glieder ab oder stach ihnen die Augen aus oder goß man siedendes Blei in Nase, Mund und Ohren; besonders unmenschlich wurden Kinder und Frauen mißhandelt; die 70jährige Wittwe des Herzogs Ludwig in Nürtingen wurde über die Leichen der Gemordeten an den Haaren herumgezogen, in Sindelfingen eine Frau auf dem Markt gebraten. Natürlich rettete sich, wer irgend konnte, durch die Flucht; Viele in die Schweiz, wo besonders Zürich und Basel freundliche Aufnahme boten. Die Hungersnoth, welche auf diese Zerstörungen folgte, erzeugte Seuchen, die vollends hinwegrafften, was verschont geblieben war. In Stuttgart starben a. 1635 an der Pest 4379 Personen, in Ulm 13,400, in Eßlingen 8000, in Heilbronn 5518. Die Geistlichen wurden kannibalisch mißhandelt und gemartert. Viele von ihnen flohen, zum Theil, weil ihre Gemeinden sich zerstreut hatten; die Andern wurden durch Hunger und Krankheit weggerafft. Der sechspfündige Laib kostete statt 5—6 nun 36 kr. Hunde und Katzen wurden Leckerbissen. Val. Andreä schreibt: „Wie das Aussehen unsres Landes sei, läßt sich gar nicht beschreiben. Menschen und Thiere sind todt; öde liegen die Felder; Städte und Dörfer sind verlassen, so daß man glaubt, nur noch die Hälfte des alten Wirtembergs sei da. Wie ich vernehme, sind 312 Kirchendiener innerhalb weniger Monate gestorben; über 100 Kirchen hatten an Weihnachten keinen Gottesdienst."

So war man genöthigt, Jünglinge, welche kaum die Universität betreten hatten, zu Pfarrern zu machen oder gar Leute, die nach Andreä eher zu Schweinhirten getaugt hätten. Aber auch an Jünglingen fehlte es; a. 1636 zählte das Stift nur noch 7, im folgenden Jahr 30 Zöglinge. In Tübingen wie anderwärts drängten sich die Jesuiten mit Gewalt ein und nahmen Kanzel und Lehrsäle in Beschlag; im Lande umher gaben sie sich alle Mühe, die Leute wieder katholisch zu machen, was bei einzelnen gelang. Christoph Besold, einst Keplers Kamerad und ein gelehrter Professor, wurde zum Verräther an Kirche und Vaterland, indem er die wichtigsten Urkunden dem Feind auslieferte. Kein Wunder, daß der jämmerliche Mensch, als er von hinnen scheiden sollte, ausrief: „Sterben ist doch ein bitteres Kraut!"

Nachdem der Kaiser Dec. 1635 die letzte Festung Neuffen in seine Gewalt gebracht, gieng er mit dem Land um wie ein Räuberhauptmann und vertheilte es seinen Helfershelfern, seinen Ministern und Generalen. Die fürstlichen Schlösser wurden geplündert und auf's muthwilligste verderbt. Die Jesuiten rissen besonders die Stiftskirchen an sich. Von den Urkunden im Archiv zu Stuttgart und von den Büchern zu Tübingen mußte manches kostbare Stück nach Wien oder München wandern, das den Rückweg immer noch nicht gefunden hat.

Die Hoffnung des leichtsinnigen Herzogs, wieder in den Besitz seines Landes zu kommen, schwand immer mehr dahin, obgleich er sich auch französische Hilfe theuer erkauft hatte. Kanzler Löffler war nämlich selbst in Paris und bot gegen Subsidien und Hilfstruppen für Wirtemberg und Baden dem allgewaltigen Minister Richelieu das Elsaß als Pfand an, ein Schritt, den selbst die Schweden mißbilligten. Von dem Prager Frieden, den der Kaiser am 30. Mai 1635 mit den norddeutschen Protestanten, auch Ulm schloß, wurde Eberhard ausdrücklich ausgeschlossen, weil der Kaiser keine Lust hatte, das eroberte Land wieder herauszugeben. Doch setzte er seine

Unterhandlungen mit dem kaiserlichen und andern Höfen fort, und hatte dazu geschickte Leute, nach dem Tode Löfflers († 1638) namentlich den Joh. Conr. Varnbüler und Andr. Burkard. Allein die Bedingungen, unter denen der Kaiser sich zu seiner Wiedereinsetzung verstehen wollte, waren viel zu hart, als daß der Herzog sie hätte annehmen können; er wollte die Sache lieber durch den Kurfürstentag in Regensburg entscheiden lassen. Als auch dieser Dec. 1636 erkannte, der Herzog von Wirtemberg sei von der allgemeinen Verzeihung auszuschließen, schien er nun ganz auf den Gnadenweg gewiesen zu sein. Aber so groß auch seine Noth war, gieng sie ihm doch nicht recht zu Herzen. Während der Kaiser sein Land zerstückelte, belustigte er sich mit der Jagd und dachte sogar an's Heirathen. Wirklich vermählte er sich 26. Febr. 1637 mit einer Gräfin von Salm, und vergaß wieder auf eine Weile seine Bedrängniß, da er für den Unterhalt von 21 Prinzen und Prinzessinnen zu sorgen hatte. So trat ein drückender Mangel ein, dem auch durch kleine Hilfleistungen von da und dort her kaum abgeholfen wurde (wie auch Andreä ihm 1200 Thaler sandte, von Freunden entlehnt); daher Eberhard sich endlich dazu verstand, in die Bedingungen des Kaisers einzuwilligen. Er sollte die katholischen Geistlichen im Besitz der Klöster und Stifter lassen, Hohentwiel an den Kaiser abtreten sammt Hohenstaufen, Achalm und der Herrschaft Heidenheim, und die Besitzer der verschenkten Güter im Genuß derselben nicht stören. Zwar hatte nach dem Tod Ferdinands II. 15. Febr. 1637 sein milderer Sohn Ferdinand III. die Regierung übernommen; aber von diesen harten Bedingungen wollte er doch nichts nachlassen. Endlich verstand er sich dazu, als Eberhard selbst nach Wien reiste, statt Hohentwiels, das der Kommandant durchaus nicht übergeben wollte, Asperg anzunehmen.

So konnte der Herzog 11. Okt. 1638 wieder in seine Residenz einziehen; bewaffnete Bürger von Stuttgart und Cannstatt kamen ihm bis Durlach entgegen und gaben

ihm das Geleite. Am 17. Okt. wurde der Landtag eröffnet, auf welchem Abgeordnete von 21 Städten und Aemtern erschienen. Der erste Antrag des Herzogs bezog sich natürlich auf Geld, denn er hatte seine letzten Kleinodien versetzt, jagte und schmauste aber doch fort und fort. Die Landschaft mußte, um in dem ausgesogenen Lande Geld aufzutreiben, zu einem außergewöhnlichen Mittel ihre Zuflucht nehmen und beschloß die Einführung einer Accise, so lange es nöthig wäre.

Herzog Eberhard hatte nun nach vierjähriger Verbannung sein Land auf ein Drittheil verringert wieder in Besitz genommen; aber in welch traurigem Zustand! Das Schloß war so verwüstet, daß er in's Landhaus ziehen mußte. Im J. 1634 zählte man noch 313,000 Einwohner im Lande, a. 1639 nur 61,527, 1641 kaum 48,000. Dornhan zählte nur noch vier Bürger, Heubach zehn; der ganze Schwarzwald war verödet, überall die Noth auf's Höchste gestiegen. Das Amt Urach hatte in den Jahren 1634—1640 einen Schaden von 969,814 fl., Stadt und Amt Herrenberg berechneten ihren Schaden 1634—1649 auf 2,482,337 fl., Und doch hatte das Elend noch kein Ende, denn die 30 Jahre waren noch nicht herum. Die östreichischen Besatzungen mußten immer noch unterhalten werden; und es kamen stets neue Truppen hinzu, die das ausgesogene Land noch einmal zernagten. Ohne bewaffnete Schutzwache konnte man nicht einmal säen und ernten. Oestreicher und Baiern, Schweden und Franzosen, auch zusammengelaufene namenlose Haufen fielen abwechselnd im Lande ein, durchstreiften es kreuz und quer und zehrten sein letztes Fleisch auf; Fett war ja schon lange keins mehr da. Alles Gewerbe lag darnieder, alle Hilfsquellen waren erschöpft; und doch mußte man immer wieder starke Lieferungen für die fremden Truppen herbeischaffen.

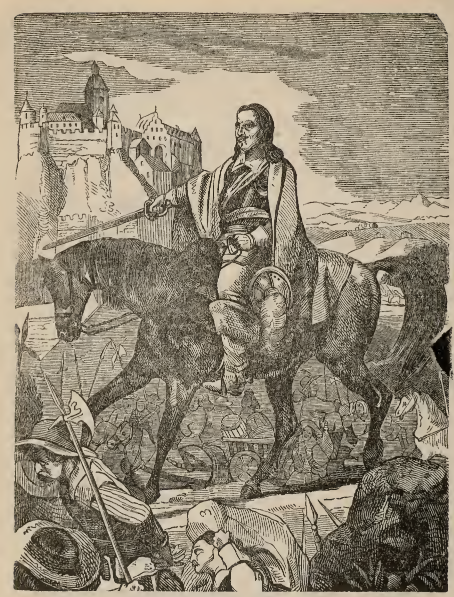
„Du schlägest sie, aber sie fühlens nicht;" Fürst und Volk wollten nichts lernen. Der junge Herzog wollte das Festgeben nicht lassen, obgleich man das Nöthige Tag für

Tag in den Kramläden nehmen mußte, und eine Tante des Herzogs so weit herunter war, daß sie den Rath in Eßlingen um Gottes willen bat, ihr mit Frucht, Holz oder sonst beizustehen, weil sie sonst den Winter über verhungern müsse. Ein Pfarrer Rebstock sah 15 Jahre lang keine Besoldung. Alle Ermahnungen giengen bei Eberhard in den Wind; die Zahl der Diener nahm eher zu als ab, und im Nov. 1642 schreibt Andreä, der Hofprediger geworden war: „Unser Stallmeister ist mit vielen Pferden angekommen; die machen mehr Freud', als wenn er Christum mit den zwölf Aposteln gebracht hätte." Bei den Unterthanen nahmen Unzucht und Laster immer mehr überhand; bei Jung und Alt war die größte Gleichgültigkeit gegen die Religion eingerissen, so daß sie „fast nicht mehr wußten, wer Christus oder der Teufel sei." Vor Gottes Wort hatte man keine Achtung mehr, die Kirchen standen verlassen, die Pfarrer verachtet. „Bei uns sieht's aus wie in Scythien; aller Eifer für Wissenschaften und Unterricht ist erkaltet, denn der Herzog selbst macht sich gar wenig daraus." Andreä wehrte sich meisterlich für Kirchen und Schulen und brachte auch, obgleich die Kanzlei ihn nie unterstützte, manches Gute zu Stande. Die größte Schwierigkeit machte die Wiederherstellung der Dorfschulen. Die meisten Schulhäuser waren abgebrannt und außerdem fehlte es bald an Geld, bald an Schulmännern, bald an Schülern.

Wichtigste Angelegenheit aber war die Wiederherstellung des Landes, welche der treue Varnbüler bei den Friedensverhandlungen in Osnabrück zu betreiben hatte. Niemand war auf seiner Seite; nur der Kanzler Oxenstierna unterstützte ihn redlich, seinem Versprechen gemäß: „es solle bei Wirtembergs Wiederherstellung auch nicht ein Bauernhof zurückbleiben." Die Katholiken wollten natürlich nicht nachgeben; erst als die Schweden des Kaisers Erbstaaten bedrohten, wurden sie geschmeidiger, und sogar alle wirtembergischen Klöster mußten wieder herausgegeben werden. Die Glaubensfreiheit wurde hergestellt und

am 24. Okt. 1648 der westphälische Friedensvertrag unterzeichnet, der wieder Hoffnung auf bessere Zeiten verlieh und auch in Wirtemberg 2. Nov. durch ein allgemeines Dankfest gefeiert wurde. Die letzte Waffenthat war die Erstürmung von Weil, 22. Oct., das die Franzosen verbrannten; doch erst im Febr. 1649 brach Türenne von Tübingen auf. Den Asperg räumten die Kaiserlichen im Sept. 49, Schorndorf die Franzosen Juli 50 und Eßlingen die Schweden im Aug. worauf 21. Aug. im ganzen Reich das Friedensfest folgte.

Neben Varnbüler, der eigentlich das Friedensedikt abgefaßt und dem Herzog wie dem Kaiser hohe Achtung abgerungen hatte, glänzt noch ein heller Stern in der Nacht dieser Geschichte. Es ist der Hesse Conr. Widerhold, der vom Drillmeister sich durch Tapferkeit zum Oberstlieutenant emporgeschwungen hatte; der Herzog wußte im Unglücksjahr 1634 keinen tauglicheren Mann für die Vertheidigung der Veste Hohentwiel. Widerhold leistete mehr, als der Herzog von ihm verlangte; er fand die Festung verwahrlost, die Magazine leer. Widerhold wußte sich die Mittel zur Abhilfe vom Feinde zu verschaffen. Die benachbarten Burgen Hohenkrähen, Mägdeberg und Stauffen zerstörte er; seine Kassen füllte er mit Gold und Silber, das er dem Feinde abnahm; er schaffte sich Reiter, um auf Streifzügen bis vor Rotweil Vieh zu holen. In fünf Belagerungen schlug er die gewaltigsten und listigsten Angriffe ab; selbst als Eberhard ihm befahl, die Festung zu übergeben, verweigerte er den Gehorsam, weil er dem Herzog gleich Anfangs das Wort gegeben hatte, die ihm anvertraute Veste bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Erst schloß er einen Neutralitätsvertrag mit den Kaiserlichen, dann 1637 ein Bündniß mit Bernhard von Weimar, um so zum Worthalten genöthigt zu sein; er nannte sich „der unirten Kronen und evangelischen Bundes bestellter Obrister zu Fuß und Commandant der Festung H." Sein Tisch war immer offen für Kranke, Verwundete und Arme. Wenn er keinen Pfarrer hatte,



Konrad Widerhold.

so gieng der fromme Held selbst an die Betten, um den Trost göttlichen Worts zu bringen, und las in der Kirche eine Predigt vor. Mitten unter den Schrecken der Belagerung erbaute er eine neue Kirche. Dem Herzog sandte

er in seiner Geldnoth durch einen als Bettler verkleideten Soldaten einen mit Gold gefüllten Knotenstock. Um seiner neuen Kirche eine Orgel zu verschaffen, eroberte er 1643 Ueberlingen. Seine Kriegszucht war streng; er duldete keine Ausschweifung, keine Bedrückung des friedlichen Bürgers, kein Fluchen. Als nun der Herzog in ungeschmälerten Besitz des Landes wieder eingesetzt war, da übergab er ihm die unbezwungene Veste am 4. Juli 1650 viel fester und viel besser versehen, als er sie übernommen hatte. Er starb 1667 als Obervogt von Kirchheim, von Fürst und Volk geehrt. Den Grafentitel hatte er ausgeschlagen, sein Vermögen Studirenden, Armen, Kirchen und Schulen vermacht. Auf seinem Grabmal in Kirchheim steht:

Der Kommandant von Hohentwiel,
Fest, wie sein Fels, der niemals fiel,
Des Fürsten Schild, des Feindes Tort,
Der Künste Freund, des Armen Hort,
Ein Bürger, Held und Christ, wie Gold,
So schläft hier Konrad Widerhold.

Die Verwilderung in der Kirche war nicht allgemein, wie ein Bericht von 1636 besagt: „In so unaussprechlichem Elend ist bei vielen Leuten dennoch keine Buße und Besserung zu spüren; manche getreue Herzen jedoch wünschen ihren Hirten zurück, und es ist nöthig, daß er baldmöglichst komme, wenn er noch etwas von seiner Heerde finden will." Einzelne hat die Noth beten gelehrt. Die trefflichen Schriften des gottseligen Joh. Arnd hatten auch in Wirtemberg vielfach Eingang gefunden, obgleich engherzige Eiferer wie Luk. Osiander mit groben Schmähungen über sie herfielen und 8 oder mehr Kezereien darin fanden. In Arnds Fußstapfen trat der oben erwähnte Joh. Valentin Andreä, der sein Leben (1586—1654) gänzlich dem Dienst des Vaterlandes und der Kirche gewidmet hatte. Ihm lag es am Herzen, wahre Christen in eine Gemeinschaft zu bringen, die nicht durch äußerliche Zeichen, sondern durch die gleiche Gesinnung

und getreue Bildung nach dem Muster der Schrift fortgepflanzt werden sollte. Ein Vorläufer Speners, hat er das Herzens-Christenthum in vielen Gemüthern segensreich gefördert. Unsere Kirche verdankt ihm namentlich die Einführung der Kirchenkonvente (1644), die freilich nach seiner Absicht etwas ganz anderes werden sollten, als sie gewöhnlich sind. Ihm schwebte ein Sittengericht vor, wie er es in Genf getroffen, das helfen sollte, der eingerissenen Verwüstung von Gottes Ackerfeld zu steuern. Seine Stelle im Consistorium gab er 1646 auf, da es ihm in 9 Jahren dieser Sklaverei nicht vergönnt gewesen sei, einen wohlverdienten Mann durch seine Stimme zu einem Kirchenamt zu befördern, noch einen lasterhaften durch die Angabe seiner Vergehen davon zu vertreiben. Was er geschrieben und gesungen, ist leider meist vergessen, z. B.:

Also hat dieser Krieg ein End,
Dabei man dann kürzlich erkennt,
Wie schrecklich groß des Teufels Macht,
Deß doch die Sicherheit nit acht;
Wie nöthig sei ein rechte Reu,
Daß man das Christenthum erneu;
Wie mächtig sei das göttlich Schwert,
Wann ers wider sein' Feinde kehrt.
Gott geb, daß wir es recht empfinden
Und uns zu ihm von Herzen wenden,
So wird er gwißlich bei uns stohn.
Wohlan, ich hab das mein gethon.

12. Eberhard III. 1628—74.

Je näher man's untersuchte, desto größer stellte sich das Verderben heraus; der ganze Schaden des Landes s. 1628, ohne die Verödung der Felder und den Abgang an Menschenleben, wurde auf 119 Millionen fl. geschätzt. Noch 1654 lagen 8 Städte, 45 Dörfer mit 65 Kirchen, mehr als 36,000 Gebäude in der Asche; 40,000 Morgen

Weingärten, 248,000 Morgen Aecker und Gärten, 24,000 Morgen Wiesen waren noch nicht wieder angebaut, und zu der Einwohnerzahl von 1634 fehlten noch 57,000 Haushaltungen, obwohl viele Flüchtlinge zurückgekommen, auch Fremde eingesessen waren. An manchen Orten waren die Reben von den Waldbäumen verdrängt worden, wie die alten biedern Wirtemberger von dem wild herangewachsenen Geschlecht roher Menschen, die zu den eigenen auch noch fremde Laster gelernt hatten. Sie hatten auch das Tabakrauchen eingeführt. Unzucht, Zügellosigkeit und Gottesverachtung giengen entsetzlich im Schwang; die Predigten wurden wenig besucht, die Sonntage entheiligt. Die Mönche und Jesuiten brachte man erst 1650 aus dem Lande, nachdem sie noch die Teiche ausgefischt, die Wälder gelichtet, Kupferdächer verkauft hatten.

Der Geldnoth war endlich noch einigermaßen abzuhelfen; da mußten eben die Landstände wieder herhalten. Dießmal handelte es sich um 3 Mill. Gulden, welche die Landstände übernehmen sollten und auch wirklich übernahmen, Mai 1651. Zugleich trug ihnen der Herzog auf, sie sollten das Schuldenwesen des Staats wie der Gemeinden und Privatleute in Ordnung zu bringen suchen. „Wenn man Gottes Güte und Allmacht zu Hilfe nehme, welche das Land vor dem augenscheinlichen gänzlichen Ruin behütet und zu der ganzen Welt Erstaunen wider aller Feinde Toben aufrecht erhalten und zu völliger Wiederherstellung hätte gelangen lassen, so werde es dennoch gelingen." Wirklich kam auch wieder einige Ordnung in die verwirrten Finanzen. Die Staatskapitalien wurden 1654 auf halben Zinsfuß herabgesetzt. Aber der Herzog hatte bald wieder neue Bedürfnisse und nahm immer wieder seine Zuflucht zu der getreuen Landschaft, der es manchmal zu viel werden wollte, so daß es Streit absetzte. Doch wurde die ständische Verfassung unverletzt erhalten, während sie um diese Zeit den meisten deutschen Staaten abhanden kam; denn das Kaiserthum war machtlos, das Fürstenthum allgewaltig geworden. Und dem großen Ludwig XIV.,

der sich als alles belebende Sonne brüstete, es gleich zu thun, gelüstete bald jeden dieser kleinen Fürsten.

Der Herzog war so glücklich, unter seinen Räthen kenntnißreiche und berufstreue Diener zu besitzen, denen die Wohlfahrt des Landes aufrichtig am Herzen lag. Dergleichen Männer waren Nik. Myler, W. Bidembach und Dan. Imlin. Ihnen hauptsächlich verdankte man die Wiederherstellung der Ordnung in allen Zweigen der Verwaltung. Das Generalrescript vom 24. Mai 1663 suchte die Verrichtungen der geistlichen und weltlichen Beamten wieder in einen geregelten Gang zu bringen. Die Kanzleiordnung vom 1. Sept. 1663 verpflichtete die Kanzleiverwandten zu ehrbarem Wandel, „auch fleißiger Besuchung des Gottesdienstes und steter Berücksichtigung der Rechte und Gesetze des Landes." Andere Verordnungen aus dieser Zeit betreffen die Revision des Steuerwesens, das Hofgericht, den Tutelarrath, das Forstwesen, den Bergbau, die Landesvertheidigung. Zu letzterer gehörten alle wehrhaften Bürger unter 60 Jahren, die von Zeit zu Zeit geübt und gemustert werden sollten, während die jüngeren Scheiben schießen. Eine Polizeiordnung sollte 1660 der übermäßigen Kleiderpracht steuern, sie verbot den Beamtenfrauen seidene Zeuge, den Bürgerfrauen die „kostbaren Frankfurter Häublein" rc. Schade nur, daß der Hof selbst französische Sitte einführte! Die Kurbinnen (Kirchweihen) wurden 1664 schändlichen Mißbrauchs willen gänzlich abgestellt, 1687 wenigstens vom Sonntag ausgewiesen. Die Taxordnung von 1669 setzt den Preis von 100 Backsteinen auf 56 kr., ein Paar Pantoffeln auf 38 kr., eine Himmelbettlade auf 3 fl. 30 kr., eine Ochsenhaut auf 8 fl., den Macherlohn für einen Bauernkittel auf 10 kr.

Andere Verordnungen verbieten die Einfuhr fremden Weins, um den „Weinhandel, auf den doch des Fürstenthums Nahrung fast allein gegründet," emporzubringen, das Branntweinbrennen, die Ausfuhr des Flachses und Hanfs, die Einfuhr geringer Tücher und grobwolliger

Schafe. Den Pfarrern wurde eifriges Studium, allen die Sonntagsfeier eingeschärft. Pfarrer, die etwa zu Jak. Böhmes Lehre neigten, wurden in die „Bibel" (ein Karcer in der Spitalkirche) gesteckt oder ganz entlassen. Wegen eines „nachdenklichen" Kometen hielt man 1655 besondere Kometenpredigten. Das Eintauchen der Täuflinge wurde 1660 abgeschafft; und 1661 erschienen die biblischen Summarien, aus denen bis 1787 in den Vesperlektionen vorgelesen wurde. Auch der Schulen nahm sich die Regierung sorglich an; sämmtliche Jugend wurde 1649 schulpflichtig, aber bis 1672 hatte man nur an wenig Orten 1—2 Schultage in Sommerwochen, und die Schulmeister zwang die liebe Noth, Spielleute, Schützen oder Gastwirthe zu sein.

Eberhard schränkte den Aufwand am Hofe etwas ein, obwohl er immer eine ziemliche Anzahl von deutschen und französischen Jägern hielt; denn die wirtembergischen Fürsten wollten, als Reichsoberjägermeister, von jeher die Hirschhörner nicht umsonst in ihrem Wappen führen. Seine Gutmüthigkeit verhütete jeden ernsthaften Streit mit den Ständen und seine Friedensliebe nach außen war wenigstens wohlgemeint. Sein Anschluß an die rheinische Allianz, welche von Frankreich, Schweden und einigen deutschen Fürsten geschlossen wurde (1659), war ein schlimmes Vorspiel, hatte aber zunächst keine nachtheiligen Folgen für das Land. Natürlich war man von irgend welchem Vertrauen auf Oestreich gründlich geheilt; was aber von Frankreich drohte, das die Reformirten im eigenen Lande verfolgte und doch den deutschen Protestanten immer so freundlich entgegenkam, ahnte man kaum. Während dort sich eine Großmacht straff organisirte, zersplitterte sich Deutschland immer mehr in seiner Kleinstaaterei. Doch half je und je ein plötzliches Ereigniß die Deutschen mahnen, daß sie dennoch zusammengehören. Als die Türken 1663 dem Reich den Krieg ankündigten, wurden im ersten Schrecken die Türkenglocken (welche um 12 Uhr jedermann zum Gebet aufforderten) und Bußtage eingeführt. Den

Schwaben, die bei St. Gotthard 2. Aug. 1664 mit dem Reichsheer die Türken besiegen halfen, gab Kaiser Leopold I. (1658—1705), der Ketzerfeind, das Zeugniß, „daß sie sich in den mit dem Erbfeind vorgegangenen Aktionen zu ihrem immerwährenden Ruhm und seinem gnädigsten Gefallen tapfer und wohl gehalten." Eberhard machte den Leichtsinn seiner Jugend durch die Sorge für sein tiefgesunkenes Land wieder einigermaßen gut; und daß er auch etwas Sparsamkeit gelernt hat, bezeugt der auffallende Umstand, daß er bei dem traurigen Stand der Finanzen doch Stifter des Kammerschreibereiguts (Hofkammerguts) geworden ist. Er brachte zu Wirtemberg die Orte Ennabeuren, Gomaringen, Untereisisheim, Stetten im Remsthal, die Commenthurei Winnenthal, Liebenstein, Ottmarsheim, Kaltenwestheim, Auenstein, Ilsfeld u. A. Die Anordnungen seines Testaments über die Untheilbarkeit des Landes wurden zu einem Grundgesetz; während er freilich selbst an seinen Bruder Neuenstadt abgab und somit eine Nebenlinie gründete, die fast 100 Jahre bestand (1649—1742).

Seine Frömmigkeit zeigte er damit, daß er die Landtage mit einem kurzen Gebet eröffnete, die Concordienformel von allen Beamten unterschreiben ließ und bei seiner Hofkapelle so viel möglich nur evangelische Musikanten anstellte. Er war ein guter Ehegatte, wohlgesinnt gegen seine Untergebenen; 14 Kinder überlebten ihn, als er 3. Juni 74 starb.

13. Wilhelm Ludwig. 1674—77.

Wie sein Vater, suchte auch Wilhelm Ludwig sein Heil in einer redlichen Neutralität, zu deren Wahrung doch alle Mittel fehlten. Zwischen Oestreich und Frankreich war bereits 1673 ein Krieg ausgebrochen, in den spät genug 1674 das arme deutsche Reich eintrat. Wirtemberg schwankte und mußte sich seine Grenze ungestraft verheeren lassen. Durch solche Brandschatzungen, Truppenmärsche und drückende Winterquartiere stieg in Zeit

von vier Jahren der Kriegsschaden der Neutralität auf mehr als 1,100,000 fl. Gegenüber von andern deutschen Fürsten, die ungescheut das Vaterland verriethen, verdiente der Herzog das Zeugniß des Kaisers: „er habe bei den jetzigen Läufen für die gemeine Wohlfahrt des Reichs einen sonderbaren und vorzüglichen Eifer bewiesen;" dieser versprach, auch ihn mit neuen Winterquartieren zu verschonen, was eben ein Kanzleitrost war. Schade, daß der kluge Fürst, der wegen seiner Leutseligkeit und Gerechtigkeit beliebt war, nicht länger lebte. Er starb in Hirsau an einem Schlag 23. Juni 1677, und hinterließ einen Säugling und eine edle Gemahlin, Magdalena Sibylle, geb. Landgräfin von Hessen, die in den nachfolgenden Kriegszeiten dem ganzen Land eine wohlmeinende Versorgerin geworden und bis zu ihrem überaus seligen Tod (1712) eine „Mutter in Israel, Fürbitterin und Säule des Landes" geblieben ist. Sie schrieb geistliche Lieder und „das mit Jesu gekreuzigte Herz."

14. Eberhard Ludwig. 1677—1733.

Der Bruder des verstorbenen Herzogs, Friedrich Karl, übernahm die Vormundschaft über den unmündigen Prinzen. Das Land war noch immer von Durchmärschen und Quartieren geplagt; an den Grenzorten streiften auch plündernde Schaaren, und nicht alle Bauern wußten sich so rasch und nachdrücklich zu helfen wie der Schultheiß in Baiersbronn, der Aug. 78 seine Leute sammelte und dem östreichischen Hauptmann Slotzky nebst seinen 200 Reitern so kräftigen Widerstand leistete, daß nur Wenige entkamen. Zwar schloß der Kaiser Febr. 1679 in Nymwegen Frieden mit den Franzosen; aber man hatte noch viele Noth, bis man die fremden Kriegsschaaren aus dem Lande hinausbrachte. Da kam immer wieder das alte Lied, daß der Herzog die Stände zum System des miles perpetuus (stehendes Heer) bekehren wollte und Geld verlangte, die Stände sich beklagten, dann bewilligten und der Herzog

die Abstellung der Landesbeschwerden versprach. Nebenbei verkaufte er der Republik Venedig auch 2 Regimenter zum Türkenkriege 1687.

Indessen trat Ludwig XIV. mitten im Frieden mit der Forderung auf, die deutschen Herrschaften und Reichsstädte im Elsaß sollten eigentlich in seinem Besitze sein, und ohne vorher den Beweis zu führen, ließ er sie auch sogleich sammt Mömpelgard rc. besetzen 1680. Er wußte, daß er sich bei der elenden Verfassung des deutschen Reichs alles erlauben dürfe. Der Reichstag war seit 1663 gar nicht mehr auseinander gegangen und zu einer beständigen Ministerversammlung geworden. Durch die Uneinigkeit der Reichsstände, den fortwährenden Streit der Privatinteressen und die unbeholfene Förmlichkeit jener Zeit wurden alle Unterhandlungen so in's Lange und Breite gezogen, daß man nichts zu Ende bringen konnte; gewöhnlich brach der Winter an, ehe man über den Herbstfeldzug entschieden hatte. Unerhört schien doch die Frechheit Frankreichs; aber bei den Unterhandlungen in Frankfurt, zu denen sich Ludwig XIV. herbeiließ, stritten die Reichsstände wieder über Bagatelle, und während die Franzosen sich des schönen Straßburgs bemächtigten, zankten die deutschen Minister darüber, ob man an einem langen oder viereckigen Tische, ob auf grünem oder rothem Sessel sitzen solle (1681). Ebenso stritt man sich im schwäbischen Kreistag zu Ulm, wo 99 Herren unter den Großmächten Wirtemberg und Constanz ihre Ansprüche geltend machten. Endlich kam es 15. Aug. 1684 zu einem Waffenstillstand auf 20 Jahre, und während dieser Zeit durfte Frankreich alles Eroberte behalten. Diese unglückselige Nachgiebigkeit hatten besonders Frankreichs nächste Nachbarn schwer zu büßen. Denn sobald es dem Könige gefiel, ergriff er die Waffen wieder und schickte seine Räuberhorden unter Montclar und Melac nach Schwaben herüber, wo man an keinen Einfall dachte, indem die Truppen theils im Türkenkrieg, theils in venetianischem Sold abwesend waren, um den Peloponnes mit ihrem Blute zu düngen. Im Okt. 1688 drangen sie, kaum

1500 Mann stark, in Wirtemberg ein, indem sie die Brücke von Laufen besetzten und überallhin Requisitionsschreiben sandten. Die Bürger in Heilbronn wehrten sich trefflich, aber der Rath ließ die Franzosen ein. Am 3. Dec. wurde dem General Montclar der Asperg übergeben, wogegen er Stuttgart zu schonen versprach. Dafür wurde Cannstatt auf den Grund verderbt, Eßlingen von Melac mit seinen zauberischen Hunden ausgesogen, jedes Zeughaus geleert und „das ganze Kreuzabc mit jedem Dorfe durchbuchstabirt." Nun giengs nach Tübingen, das aber durch J. Osianders Geistesgegenwart und Gewandtheit gnädig behandelt wurde. Dieser unterhandelte im feindlichen Lager mit dem General Pinçonnel, bis er sich die Plünderung der Stadt durch eine Geldsumme abkaufen ließ. Ein außerordentlicher Mann, dieser Osiander. Er wurde nacheinander schwedischer Hofmeister in Paris, Ephorus, Generaladjutant, Professor der griechischen Sprache, Kommandant von Tübingen, Prälat zu Königsbronn und Hirsau, Consistorialdirektor und Geheimerrath; Karl XII. hätte ihn fast zum schwedischen Kriegsrath gemacht. Die Tübinger belohnten ihn für seine sonderlichen Dienste in diesem Dec. mit 12 Speciesthalern; aber wir müssen uns wieder nach den Franzosen umsehen. Melac war indessen über Geißlingen nach Schorndorf gezogen. Schon war der Stadtrath bereit, die Festung zu übergeben, da eilten die Bürgerinnen von der Frau des Bürgermeisters Künkele angeführt, mit Ofengabeln und allerlei Kuchel- und Stallgewehr herbei, drohten ihren Männern, sie todtzuschlagen und bewachten sie 60 Stunden lang auf der Rathstube, bis der Mannesmuth erwachte. Ihren Widerstand wußte der wackere Commandant Krumhaar dann so zu leiten, daß Melac 14. Dec. abziehen mußte. Aehnlich gieng es ihm vor Göppingen: die Weiber wehrten sich am Thomastag gegen die Contribution hartnäckig, bis der Succurs über die Alb her eintraf. Aergerlich darüber gieng Montclar auf Stuttgart los, drang 20. Dec. nach zweistündigem Widerstand der Bürger in die Stadt

ein und ließ sie ungeachtet seines Versprechens plündern. Friedrich Karl hatte sich mit dem Erbprinzen nach Baiern geflüchtet, während die Herzoginwitwe muthig in der Stadt aushielt und ihr dadurch größeren Jammer ersparte. Nun kam 23. Dec. der Herzog mit seinem kleinen Heer und Landsturm, worauf die Franzosen, Dörfer verbrennend, eilig aus dem Lande zogen, dem sie 900,000 fl. geraubt, Mauern und Festungswerke gesprengt hatten. Ludwig XIV. hatte befohlen, Stuttgart und die übrigen Städte niederzubrennen; glücklicherweise ließen sich seine Generale bestechen. Die Bauern setzten dem Franzosenhäuflein nach und nahmen ihm noch etliche Beute ab, „kaputirten" auch manchen Verlaufenen. Aber auch die Hilfstruppen, die nun im Lande lagerten, kosteten viel Geld und waren mehr eine Plage als ein Schutz.

Erst am 14. Febr. 1689 erklärte das langmüthige Reich den Franzosen den Krieg. Friedrich Karl beschloß, eine tüchtigere Wehrverfassung im Lande einzurichten und zu diesem Ende eine „regulirte Landmiliz" aufzustellen; aber die Landstände wollten nicht daran, weil es dem unfürdenklichen Herkommen stracks zuwider sei. Erst als der Kaiser befahl, gaben sie nach, unter Verwahrung ihrer Rechte. Der Herzog warb nun Regimenter an, zwei zu Pferd und drei zu Fuß, und entwickelte große Thätigkeit; aber schon das erste Gefecht bei Speyer zeigte ihm die Unzuverlässigkeit seiner gezwungenen Leute, und noch schlimmer gieng es ihm bei Oetisheim, wo er sein festes Lager bezogen hatte. Denn als seine ungeübten Soldaten das französische Heer unter de Lorges erblickten, ergriffen sie das Hasenpanier und ließen ihn im Stich, so daß er genöthigt war, sich gefangen zu geben 17. Sept. 1692. Nun drangen die Franzosen wieder in's Land; Knittlingen, Vaihingen, Liebenzell wurden geplündert, Calw und Zavelstein verbrannt und auch das prächtige Kloster Hirsau, das so vielen Stürmen getrotzt hatte, sank 20. Sept. in Asche.

Die Gefangenschaft des Regenten war den Räthen

und Ständen nicht ganz unbequem: beide ergriffen gern die Gelegenheit, dem jungen Erbprinzen die Regierung zu übertragen; als daher Friedrich Karl Jan. 1693 aus der Gefangenschaft zurückkam, fand er seinen Platz besetzt. Das wollte ihm nicht behagen; aber der Kaiser hatte einmal sein Wort gegeben und nahm es nicht mehr zurück. Fünf Jahre darauf starb Friedrich Karl im Schloß Winnenthal. So manche Fehler er auch machte, war er im Ganzen doch ein kräftiger Regent, dem wir die Erhebung des Pädagogiums in Stuttgart zu einem Gymnasium (1685) u. a. zu danken haben.

Nicht 17 Jahre war Eberhard Ludwig alt, als er 20. Febr. 93 die Regierung antrat. Der Krieg war noch nicht zu Ende, und abermals wurde das wehrlose Wirtemberg von den Franzosen, welche der tapfere Prinz Ludwig von Baden nicht aufhalten konnte, überschwemmt. Sie besetzten das ganze Unterland und mißhandelten es so, daß man froh war, sie durch einen Brandschatzungsvertrag vom 30. Juli mit 400,000 Thl. aus dem Lande hinauszubringen, ehe es vollends zur Wüste wurde. Die Städte Beilstein, Marbach, Backnang, Vaihingen, Winnenden nebst 37 andern Orten waren ganz zerstört. Aber auch nach dem Vertrag wurde fortgeplündert und erpreßt, so daß der August allein einen Schaden von 2 Mill. fl. ergab. Die Bevölkerung des Landes, die sich wieder auf 450,000 Seelen gehoben hatte, war abermals auf 300,000 herabgesunken. Die 14 wirtembergischen Prälaten, Beamte und andere Ehrenmänner, welche statt der vertragsmäßigen 6 mit den Franzosen als Geisel gehen mußten, wurden in Frankreich schmählich behandelt und in dumpfe Kerker gesteckt, bis die Brandschatzungssumme vollends abbezahlt war. Als 1697 der Ryswicker Friede geschlossen wurde, hatte Wirtemberg über 8 Mill. fl. eingebüßt. Das sind die Wohlthaten, welche die Franzosen unserem Vaterlande erwiesen, ohne daß man ihnen etwas zu Leide gethan hatte! Und doch blieben die Deutschen so blind, daß sie es nicht zur Vereinigung gegen sie brachten, son-

dern von diesen Mordbrennern ihre sog. Bildung holten, d. h. französische Leichtfertigkeit und Aufklärung!

Die Entvölkerung des Landes kam einer Schaar von Waldensern zu gut, die wegen ihres Glaubens sich aus ihrer Heimat in den piemontesischen Thälern hatten flüchten müssen, und denen 1699 im Nordwesten des Landes Wohnplätze angewiesen wurden. Man hatte allmählich die Scheu vor Reformirten verloren. Ihnen verdankt man die Einführung der Kartoffeln in Wirtemberg, ohne die wir jetzt gar nicht mehr existiren könnten; und der Mann, der sie 1701 zuerst anpflanzte, war ihr Pfarrer und General H. Arnaud. Doch hatte schon 1595 ein Helfensteiner Graf die Pflanze in seinem Garten zu Wiesensteig.

Daß Wirtemberg im Frieden von 1697 zwar Mömpelgard, aber keinerlei Entschädigung erhielt, war wieder eine Frucht der kleinlichen Selbstsucht der deutschen Stände, die das gemeinsame Vaterland schmählich vernachlässigten und sich von den Franzosen überlisten ließen; d. h. es fehlte ihnen weniger an Verstand, als an Selbstverleugnung und Gemeinsinn. Von diesen Fehlern war auch der junge Herzog nicht freizusprechen. Er that zwar manches für die Wiederherstellung des Wohlstandes; aber er machte den Anfang nicht bei sich selbst, vermehrte vielmehr den Aufwand, stiftete den ersten wirtembergischen Orden (des St. Hubertus) 1702, hielt eine kostbare Leibgarde, welche von keiner in Europa übertroffen wurde, wollte auch trotz den ernstlichen Vorstellungen der Stände in der Friedenszeit seine Truppen nicht entlassen; sie bildeten s. 1698 den Anfang eines stehenden Heers. Der Streit darüber zog sich hin, bis der Krieg abermals ausbrach.

Als am 1. Nov. 1700 der kinderlose König von Spanien starb, erhob sich zwischen Oestreich und Frankreich der Streit über das Erbe. Baiern hielt zu Frankreich und nahm noch im Frieden durch Ueberrumpelung der Thorwache das sorglose, reiche und feste Ulm ein Sept. 1702, „um seine Grenzen besser zu decken.“ Eber-

hard Ludwig aber schloß sich an Oestreich an und wurde vom Kaiser zum Feldmarschalllieutenant ernannt, zog auch sogleich mit seinen Regimentern an den Rhein, obwohl die Landschaft alles Ernstes davon abrieth: „Wenn der Herzog wider ihr Verhoffen mit der thätlichen Procedur fortfahren würde, müßten sie es dem lieben Gott und der Zeit in Geduld dermalen befehlen, wollten aber der Nachkommen wegen sich unterthänigst verwahrt haben.“ Der Herzog eroberte zwar das feste Lager bei Dietfurt, konnte aber die Vereinigung der Franzosen und Baiern, welche Mai 1703 bei Tuttlingen bewerkstelligt wurde, nicht verhüten. Tuttlingen und Münsingen wurden von den Feinden arg mitgenommen. Den Feldzug von 1704 eröffnete Eberhard Ludwig mit einigen glücklichen Thaten; und als nun auch ein englisches Heer den Kaiserlichen zu Hilfe kam, wurde der Krieg auf einem größeren Fuß betrieben. Am 3. Juni wurde im Lamm zu Großheppach von dem Prinzen Eugen, dem Markgraf Ludwig von Baden und Marlborough der Plan zu dem neuen Feldzug entworfen. Die Verschanzungen auf dem Schellenberg wurden 2. Juli erstürmt, wobei sich Eberhard Ludwig ritterlich hielt, und am 13. Aug. erlitt die französisch-bairische Armee bei Hochstädt eine totale Niederlage. Eberhard Ludwig und Prinz Karl Rudolph hatten sich selbst tief ins Handgemenge gewagt und großen Ruhm ihrer Tapferkeit davon getragen. Nun kapitulirte Ulm und Pf. Wollaib dankte Gott in 2 Predigten, denen er den Spruch „Auf ihn, er ist von Ulm“ und das Schwarzweiß des Ulmer Wappens zu Grunde legte; es hatte in 2 Jahren 3 Mill. fl. verloren. Das „hartgedruckte, aber nicht unterdruckte Schwaben“ wurde von Feinden frei. Allein das Blatt drehte sich wieder in Folge der Saumseligkeit der Deutschen. Marschall Villars fiel im Juni 1707 in Wirtemberg ein, eroberte Schorndorf und ließ das Land verheeren. Daß es nicht noch schlimmer wurde, verdankte man wieder der Herzogin Mutter, die durch eine Summe von 1¼ Mill. fl. die Franzosen zum Ab-

zug bewog. Doch blieb ein Rest im Lande sitzen und brandschatzte weiter, bis der Herzog sie 1712 bei Hornberg schlug. So belief sich der Schaden Wirtembergs seit 1702 auf 16 Mill. Gulden. Eberhard Ludwig strengte sich fortwährend für Oestreich übermäßig an; aber der Friede zu Rastadt brachte 1714 keine Entschädigung für Wirtemberg, nicht einmal das im Krieg gewonnene Wiesensteig konnte er behaupten.

Wie nöthig wäre es gewesen, jetzt dem erschöpften Lande einige Ruhe und Erholung zu gönnen! Aber Eberhard Ludwig hatte keinen Sinn dafür. Er wollte seine Truppen auch nach dem Krieg nicht entlassen, stritt mit den Landständen unaufhörlich darüber und setzte es endlich 1714 auch durch, hauptsächlich mit Unterstützung des obenerwähnten Osiander, der sich damit wenig Dank vom Vaterlande erwarb. Sparens halber wurde 1716 ein Regiment an Oestreich vermiethet, von dessen 2500 Seelen etliche Hundert 1718 aus Belgrad und Italien heimkehrten, so daß man sich hinfort vor dem „Teufelsland Ungarn wie vor dem Feuer" fürchtete. Seither hat Wirtemberg stehendes Militär, für das 1719 die ersten Kasernen erbaut wurden; ein Kriegsrath leitete die Sache s. 1730. Doch auch das hätte das Land erschwingen können; aber der Herzog hatte wohl von seiner frommen Mutter her Geschmack für lebendige Predigt, nur war er nicht gemeint ihr zu folgen. Sein Hofprediger Hedinger trat 1698 s. Amt an mit der Predigt: Menschentage habe ich nicht begehrt; er hat die Gewehre der Wachen zurückgedrängt und den Herzog von Zimmer zu Zimmer verfolgt, wenn es galt, eine schlimme Maßregel abzuwenden. Als sein Beichtkind am Sonntag ausfahren wollte, stellte er sich vor die Pferde und sprach: Wenn Ew. Durchlaucht mit einem Käpplein Bluts gedient ist, so fahren Sie zu! An Hedingers Grab († 1704) weinte der Kaplan Grammlich oft sein Amtsleid aus. Der Fürst hatte sich 1707 von den Reizen eines mecklenburgischen Fräuleins von Grävenitz so bethören lassen, daß er

ohne Rücksicht auf seine rechtmäßige Gemahlin sich mit ihr außer Lands trauen ließ und beim Kaiser ihre Erhebung in den Grafenstand betrieb. Als Landesbischof meinte er Niemanden Rechenschaft schuldig zu sein. Den Diak. Zorer, der des Fräuleins Mutter nicht zum Abendmahl zuließ, setzte er 1708 als Hochverräther gefangen. Die geistliche Synode protestirte, Prälat Osiander warnte den Herzog in furchtlosem Eifer und das Consistorium erwiderte dem Hofkaplan Malblanc auf seine Anfrage, was er zu thun habe, wenn der Herzog zum Abendmahle gehen wollte: „er solle sein Gewissen bewahren, von Christi Worten und Befehl nicht weichen, sondern thun, wie es einem gewissenhaften, rechten Theologen zustehe," worauf auch der Kaplan feststand. Aber der Herzog war wie bezaubert; als der Kaiser die Trennung befahl 1710, trieb er sich mit der heillosen Gräfin in der Schweiz umher, ließ sie dann zum Schein mit einem Grafen von Würben trauen, der das Land meiden mußte und seine Gemahlin in Stuttgart zurückließ, so daß nun der Skandal je länger je ärger wurde. Volle zwanzig Jahre führte „die Hexe" eine unbeschränkte Herrschaft über Herzog und Land. Die alten treuen Diener wurden weggeschafft, alle wichtigen Stellen mit Anhängern der Gräfin besetzt, und wer ihr Widerstand leisten wollte, mit Kerker und Verbannung bestraft. Der Hofmarschall von Forstner, des Herzogs Jugendfreund, entwich dem Unwesen; dafür wurde ihm der Prozeß gemacht und er im Bilde gehenkt. Sie verlangte sogar, in das Kirchengebet eingeschlossen zu werden, worauf Osiander erwiderte, das geschehe bereits in der Bitte „Erlöse uns vom Uebel!" Der fromme Urlsperger, von dem edlen A. Franke wegen Menschenfurcht getadelt, warf sich in einer Karfreitagspredigt 1718 so ritterlich in's Zeug, daß er zum Tod verurtheilt wurde. Weil aber der Minister die Vollziehung verweigerte, kam er mit Amtsentsetzung davon. Auf ihren Betrieb mußte der Herzog ein geheimes Kabinet errichten, in dem sie selbst den Vorsitz führte. Der Herzog selbst

konnte nichts thun, das sie nicht erfuhr; alle Briefe an ihn mußten vorher durch ihre Hände gehen. Alle Aemter wurden an den Meistbietenden verkauft, um zu der maßlosen Verschwendung die Mittel zu bekommen; und schon jetzt galt das Wort, das 50 Jahre später Fr. C. von Moser schrieb: „Ehmals hieß es: Ihre Kaufleute sind Fürsten geworden; nun aber muß man sagen: Ihre Fürsten sind Kaufleute worden." Auch die Gerechtigkeit war feil, und für Geld konnte man jeden Prozeß gewinnen, mitunter es auch vergeblich aufwenden. Einmal kam Einer und bot ihr 5000 Gulden für das Recht, eine Apotheke in Stuttgart zu errichten. Sie nahm das Geld, quittirte, schickte aber das Patent nicht. Der Mann kam wieder und mahnte. Die Gräfin wollte sich erst durch die Quittung überzeugen lassen, nahm diese mit und kam nicht wieder; der Mann bekam weder sein Geld noch ein Patent. Der Herzog schenkte der Gräfin außer Juwelen und Geld auch Güter, Höpfigheim, Gomaringen, Welzheim, Brenz, Gochsheim; andere kaufte sie selbst, und große Summen brachte sie im Ausland in Sicherheit. Auch das Kirchengut wurde angegriffen und hatte nach des Herzogs Tode dritthalb Millionen an die Kammer zu fordern!

Aus allen Ländern strömten adelige u. a. Glücksjäger herbei, die sich an den kranken Körper des Landes als Blutegel ansetzten, um die letzten Reste von Wohlstand auszusaugen. Dagegen gieng 1717 die erste große Auswanderung von Wirtembergern nach Nordamerika, denen seitdem so viele nachgefolgt sind. Für die eingewanderten Abenteurer wurden neue Aemter geschaffen, Feste gefeiert, Jagden, Concerte, Bälle, Maskeraden ohne Ende gehalten, und wenn auch das Geld ausgieng, irgend ein neuer Fleck aufgesucht, wo man noch einen Schröpfkopf ansetzen konnte. Französische Sitte und Mode herrschte unbeschränkt. Sogar eine neue Stadt baute der Herzog der Gräfin zu lieb, weil ihr die Herzogin ihren Platz im Stuttgarter Schloß nicht einräumen wollte; Ludwigsburg erstand mit seinem prächtigen Schlosse 1704. Jedes Amt

mußte auf eigene Kosten ein Haus in dieser Stadt erbauen; der Herzog erhob sie 1718 zur dritten Haupt- und Residenzstadt, schlug selbst seine Wohnung dort auf, lud auch Katholiken ein und versetzte selbst die Regierungsbehörden dahin, was für Stuttgart und das ganze Land große Nachtheile brachte. — Endlich nachdem die alternde Gräfin den Herzog zwanzig Jahre lang gefangen gehalten, fieng er an nüchtern zu werden und gab ihr den Abschied. Nachher sah er sich veranlaßt, sie gefangen setzen zu lassen 1731, und zwei Jahre später mußte sie das Land räumen; doch nahm sie ein schönes Stück Geld mit. Sie starb in Berlin.

Eberhard Ludwig söhnte sich zwar mit seiner Gemahlin wieder aus; aber bald darauf starb der Erbprinz und er selbst folgte ihm im Tode 31. Okt. 1733. Durch ihn kamen Freudenthal, Unter-Riexingen und Anderes an Wirtemberg. Er hatte neben viel Energie eine Gutmüthigkeit, die sich in unmittelbarer Berührung liebenswürdig zeigen konnte; als Staatsoberhaupt aber war er frivol und gewissenlos. Obwohl er als ein tüchtiger Kriegsheld galt, war er doch so wenig Mann, daß unter ihm zum ersten Mal Wirtemberg von einem Weibe beherrscht wurde. Daß nicht blos am Hofe, sondern auch unter dem Volk viele Laster im Schwange giengen, beweisen schon die wiederholten Verordnungen gegen übermäßige Kleiderpracht (1681), gegen Unzucht, Ehebruch, Diebstahl, Gotteslästerung, Fluchen, Schwören u. dgl. (1705. 1710. 1713 ff.); als wollte man der naheliegenden Meinung vorbeugen, daß, was am Hofe geschehe, auch dem Volke erlaubt sei. Doch ist Hof und Volk noch wohl zu unterscheiden; die Kirche blühte gerade jetzt auf unter trefflichen Vorstehern. Von Brenz bis Ch. Wölflin († 1688) hatten nach einander 7 Landpröbste sie geleitet; seit 1698 bekam das Consistorium die Führung ihrer Angelegenheiten und darin saßen ausgezeichnete Männer. Auch fand das wahre Christenthum Freunde und Vorbilder in den höchsten Kreisen, z. B. die Her-

zogin Magdalena Sibylla und Herzog Karl Rudolf von Wirtemberg-Neuenstadt. Eberhard Ludwigs Gewissen selbst blieb nicht ohne manchfache Rührungen. So kam's zu mehreren heilsamen Einrichtungen in dieser traurigen Zeit. Es erstand die geistliche Witwenkasse, das Waisenhaus 1710, die Unterstüzung der malabarischen Mission durch eine Collekte 1715, die von Spener empfohlene Confirmation 1722. Schon 1680—1696 war die „Kinderlehre" eingeführt worden, weil man sich überzeugt hatte, wie unwissend das Volk noch sei; 1702 folgte ein Spruchbuch. 1729 heißt es in der wirt. Schulordnung: „viel Kinder haben ihr Lebenlang keine Bibel angesehen, wissen nicht, was es ist;" hinfort mußte jede Schule eine Bibel anschaffen aus dem Heiligen, daß der Schulmeister daraus vorlese. Dagegen wurden freilich auch 1715 die täglichen Betstunden abgestellt, während ein jährliches Carneval eingeführt wurde. Das erste Tagblatt, der Merkurius oder Stuttgarter Ordinari Chronik, erschien 1731 wöchentlich zweimal. Auch galt s. 1700 der verbesserte Kalender; und Stuttgart erhielt 1712 sein erstes Kaffeehaus. Der Neckar wurde von Cannstatt an schiffbar gemacht; die Post mußte an das Haus Taxis abgegeben werden, nachdem 1683 die erste Postchaise nach Heidelberg gefahren war.

Privatversammlungen, wie sie Spener in Frankfurt und seine Freunde in Halle befürworteten, fanden bald auch in Schwaben Nachahmung. Hedinger hielt solche in Stuttgart; Ulmer, die in Halle studirten, brachten einen gleichen Sinn mit nach Hause. In Tübingen hielt Dr. Reuchlin Erbauungsstunden in seinem Hause für Studirende, um das Bedürfniß der Gemeinschaft, wie das der Belehrung zu befriedigen 1706. In Calw wurden solche von dem Vorsteher der Handels-Compagnie, Mose Dörtenbach und seinem Hauslehrer M. Gmelin geleitet (1712); letzterer hatte schon auch einen separatistischen Zug. Bedeutenden Einfluß gewann bes. in Stuttgart der begabte Pfarrerssohn und Sattlergeselle J. F. Rock,

später ein Haupt der Inspirirten. In Eßlingen entzweiten sich die Pfarrer über dieser Neuerung des Pietismus so sehr, daß 1709 wirtembergische Räthe erbeten wurden, welche auch eine Versöhnung zuwegbrachten. Das Consistorium schickte Commissionen nach Tübingen, Bottwar, Leonberg, Calw; einige Geistliche wurden des Landes verwiesen, nachdem man ihre Angriffe auf die Kirche, „die zur Hure geworden," lange getragen hatte. a. 1706 verbot man alle Separatisterei unter schwerer Strafe bis zur Landesverweisung, unterschied aber genau zwischen den „meist durch fremde und unberufene Läufer" (wie Rosenbach 1703) angefangenen Conventikeln und durch Theilnahme von Nachbarn und Freunden erweitertem Hausgottesdienst, sowie den durch Geistliche gehaltenen Erbauungsstunden, welche beide 1707 gestattet wurden. Zeugnisse, wie das des Stadtraths in Calw, daß die Pietisten „die besten, gehorsamsten und getreusten Unterthanen" seien, fanden eine gute Statt. Der große Joh. Albr. Bengel (1687—1752), der für das Verständniß und die Kritik des N. T. neue Bahnen brach und namentlich die Offenbarung erklärte, hatte bei seinem tiefen Blick in Gegenwart und Zukunft die rechte Geduld mit der verderbten Kirche, aber auch ein Herz für das Volk. Er sagte: „Ich begreife nicht, was man gegen die Privatversammlungen hat. Warum soll denn Jeder für sich bleiben und fromm sein? Es ist eben, wie wenn Leute über Feld gehen und ich wollte ihnen befehlen: gehet ja nicht miteinander, sondern je Einer einen Büchsenschuß hinter dem Andern." Die Langmuth, die er empfahl, wurde geübt und damit mancher schwärmerische Auswuchs verhindert. Ein vom Geheimenrath Bilfinger entworfenes Generalrescript regelte 1743 diese Sache mit weiser Mäßigung.

Uebrigens waren unter diesen Bewegungen Reformirte und Lutheraner einander vielfach näher gekommen, so daß die Tübinger J. Ch. Klemm und sein Schwager Ch. Pfaff 1719 sogar Unionsvorschläge machen konnten, die

in Regensburg von den evangelischen Reichsständen berathen wurden, aber an der Festigkeit Kursachsens scheiterten. Die theologische Fakultät sprach sich indessen für Zinzendorf, welcher in der Brüdergemeine die Kirchenunterschiede überwand, auf's günstigste aus 1733 und rühmte die Nützlichkeit der Kirchenzucht und fester Gemeindeverfassung; in Tübingen wurde er auch ordinirt. Steinhofer, Oetinger u. a. Schüler Bengels traten in nahe Verbindung mit dieser neuen Form regen Lebens, bis die auch in Herrnhut hervorbrechenden Mängel sie von deren Ueberschätzung zurückbrachten.

15. Karl Alexander. 1733—1737.

Da Eberhard Ludwig keinen Sohn hinterließ, so kam die Regierung an Karl Alexander, den Sohn jenes Winnenthalers (S. 199). Er war kaiserlicher Feldmarschall, Statthalter von Belgrad und Serbien, hatte schon im zwölften Jahre Heldenthaten verrichtet und den Ruhm großer Tapferkeit und Kriegskunst davon getragen. Ueberhaupt waren um diese Zeit wirtembergische Prinzen in ganz Europa als Kriegshelden berühmt; fast in allen Schlachten fochten sie mit und mehrere starben auf dem Bett der Ehren, wie Magnus bei Wimpfen, Georg Friedrich bei der Belagerung von Kaschau, Friedrich Ludwig in der Schlacht bei Guastalla, Max Emanuel, der Heldenjüngling, der sich unter Karl XII. von Schweden hervorthat und nach der Schlacht von Pultawa, zwanzig Jahre alt, mit den Worten starb: „Ach Jesu, mach ein Ende!" Vor allen ragte doch Karl Alexander hervor, nur daß der arme Prinz den evangelischen Glauben verloren hatte. Im J. 1712, nachdem er sich umsonst vom ständischen Ausschuß eine Geldunterstützung erbeten, besuchte er zuerst durch Gold gelockt die Messe und trat, um eine Taxis zu heirathen, 1727 förmlich zur katholischen Kirche über. Sobald sich Aussicht zur Thronfolge eröffnete, und dann wieder bei seinem Regie-

rungsantritt, ertheilte er den Ständen die feierlichste Versicherung, daß er sämmtliche Landesfreiheiten, namentlich den lutherischen Glauben, beschützen und im Religionszustande Wirtembergs die allermindeste Aenderung nicht gestatten werde.

Nachdem er in Wien versprochen hatte, dem Kaiser Karl VI. 12,000 Mann für den polnischen Erbfolgekrieg zu stellen, begrüßte er die Stuttgarter mit dem Wort: Ich will selbst regieren; nahm Hunderte von Bittschriften mit eigener Hand an und beklagte die „entsetzlich großen Schindereien der letzten Zeit." Wie erfreute seine Zusage: „daß unter seiner Herrschaft schädliche Mißbräuche in der Staatsverwaltung nicht geduldet, sondern in allen Stücken ohne Schleich, Intriguen und Verwicklungen nach der altberühmten wirtembergischen Treu' und Redlichkeit gehandelt werden möge." In allen Kirchen wurde verkündigt, wer Geld oder Geschenke für sein Amt habe erlegen müssen, solle es innerhalb acht Tagen ihm schriftlich anzeigen; er verbot auch den Supplikanten, vor ihm niederzuknien, weil eine solche Ehrerbietung allein Gott gebühre. Bald aber war er der Schreibereien müde, mußte auch zum Krieg an den Rhein. Litt nun auch Wirtemberg von Durchzügen 1734, so blieb es doch mit Brandschatzungen verschont. Damals kamen die ersten russischen Truppen 1735 ins Land, deren Erscheinen den Frieden beschleunigte. Dem Herzog war's ein rechter Ernst: offen und uneigennützig, Feind jeder Verstellung, konnte er wohl Fehler begehen, aber wenn erkannt, auch wieder gut machen. Nur Widerspruch konnte er als Einer, der vom Krieg her strengen Gehorsam gewohnt gewesen, nicht dulden. Aber nachdem das Land 20 Jahre lang durch ein schlechtes Weib mißhandelt worden, wurde es nun ein jüdisches Land: denn Joseph Süß Oppenheimer war Herr darin drei Jahre lang und vor ihm mußte sich Alles beugen. Es war, wie wenn durch ihn alle Greuel gerächt werden sollten, welche seit Jahrhunderten an den Juden begangen worden waren: man hatte sie als

Schwämme betrachtet, welche die Säfte des Wohlstands einsogen, aber auch nach Belieben wieder ausgedrückt werden konnten, und über ihre Mißhandlung bis zum peinlichen Tode hatte sich Niemand ein Gewissen gemacht. Auch den „Jud Süß" hat man vielfach zu scharf beurtheilt. — Der Herzog hatte ihn 1732 im Wildbad als pfiffigen Armeelieferanten kennen gelernt; derselbe schoß dem armen Prinzen als „künftigem Herzog" Geld vor und half ihm dann von Frankfurt aus in etlichen Verlegenheiten. Er wurde deßwegen nach Stuttgart berufen und nahm bald die Stelle des vertrautesten Rathes ein, fand auch Gehilfen, die mit ihm gemeinschaftliche Sache machten, um sich des Herzogs völlig zu bemächtigen. Der arglose Fürst wurde von ihnen immer enger umgarnt; sie hatten seinen Charakter ausstudirt, stellten ihm Alles so vor, wie er es gern haben wollte, schmeichelten dem gebieterischen Wesen des Kriegsmanns und wußten es so schlau einzurichten, daß er immer glauben mußte, seinen Vortheil wachsen zu sehen, während er nur ihrem Nutzen diente. Finanzminister oder irgend ein Minister war Süß nie, er gab blos Räthe, für deren Ausführung Christen verantwortlich waren. Die Finanzkünste, durch welche Süß Geld zu verschaffen versprach, warfen sich zuerst auf die Münze. Innerhalb 9 Monaten ließ er 11 Millionen schlechtes Geld prägen, wobei er selbst den größten Profit einstrich; doch war das wirtembergische Geld noch das beste, das Deutschland damals hatte. Ein anderer einträglicher Handelszweig war: die Beamten mußten für das „Pardoniren" zahlen; ein dritter der Diensthandel; er wußte die Sache von einer Seite vorzustellen, die gar nichts Anstößiges zu haben schien, und so kehrten die Tage der Grävenitz wieder. Blose Titel wurden in Menge verkauft und brachten bedeutende Summen ein, die sich zum Theil in den weiten Taschen des Juden verloren. Schlechte Beamte konnten sich von aller Strafe loskaufen und rechtliche wurden durch falsche Zeugen so in die Enge getrieben, daß sie sich genöthigt sahen,

durch eine Geldsumme sich ihre Stellen zu sichern. Alles war um Geld feil, auch die Gerechtigkeit; ein Fiskalatamt diente, „die Processe abzukürzen"; wenn Einer, der zahlen konnte, sich der Gnade des Herzogs übergab, so wurde ihm das Recht zugesprochen, ob auch sein Unrecht am Tage lag; zahlte er nicht, so verlor er auch die gerechteste Sache. Von all dem wußte der Herzog wenig; ihn hütete der Günstling mit tausend Augen, so daß Niemand im Stande war zu klagen. Oft brachte man eine ganze Menge von Befehlen auf einmal zur Durchsicht und Unterschrift vor den Herzog; der hatte dann weder Zeit noch Lust, Alles zu prüfen, und unterschrieb oft ohne weiteres. Neue Steuern wurden ausgeschrieben, Taxen angesetzt, Handelsartikel wie Tabak, Holz, Leder zum Monopol gemacht, so daß man sie nur von der Regierung kaufen konnte; Kirchengut und Stiftungen mußten bedeutende Summen herbeischaffen. Süß selbst erhielt Zollfreiheit und durfte douceurs annehmen; er trieb daneben einen Juwelenhandel, wobei er auch den Herzog betrog und schnell 200,000 Gulden gewann. Auch als dieser zur Einsicht gelangte, daß er hintergangen werde, konnte er den unentbehrlich gewordenen Kerl nicht fortschicken; vielmehr erließ er, als derselbe um seinen Abschied gebeten, 12. Febr. 1737 ein absolutorium: „daß jetzt und fürderhin der Geheime Finanzrath Süß in Ansehung seiner zu des Herzogs völligem, gnädigem Vergnügen geleisteten Dienste nie zur Verantwortung gezogen, noch ihm wegen je zuweilen empfangener Geschenke ein Vorwurf gemacht werden solle." Daher behandelte „die hebräische Excellenz" selbst die vornehmsten Räthe mit Verachtung und drohte leicht mit den entehrendsten Strafen. Sein Grundsatz war: „Weg mit Rechten, Freiheiten und Ständen! Der Herzog ist Herr und Alles, was die Unterthanen haben, gehört dem Herrn!" Er selbst aber lebte herrlich und in Freuden, hatte eine Menge Diener und Pferde, ein prächtiges Haus, und die Vornehmsten mußten es für eine Ehre halten, an seinem

Tische zu sitzen, wo er besonders wilde Schweinsköpfe liebte; denn er nannte sich einen Volontär aller Religionen. Seine Landhusaren aber spürten das ganze Land aus.

Daß die Landschaft zu diesem allem sehr sauer sah, läßt sich denken; sie machte manche Faust im Sack und sprach mit dem Herzog manch ernstes Wort; aber dem alten General wurden die beständigen Einreden unbequem. Namentlich wehrten sich die Stände, als er Mittel zur Unterhaltung eines stehenden Militärs von 12,000 Mann verlangte, mußten aber am Ende doch nachgeben. Vertraute, wie der katholische General von Remchingen, dessen Bruder in Rom thätig war, schütteten Oel in's Feuer und meinten, man müsse eben das Landhaus mit Soldaten umringen und die widerspenstigen Glieder der Landschaft verhaften, dann werde es schon anders gehen. Nun wurden in der Stille mit dem klugen Bischof von Würzburg, Graf Schönborn, „dem großen Weltorakel," weitere Pläne entworfen. Beim Militär lasen Patres die Messe, denn Ober- und Unteroffiziere waren katholisch; das Land sollte aber jetzt in 12 militärische Obervogteien getheilt, jede mit Truppen belegt und von einem Offizier verwaltet werden, während man das Volk „wegen Wilddieberei" entwaffnete. Es hieß, der Bischof werde Hilfstruppen schicken, um die katholische Religion einzuführen; bereits seien ganze Kisten voll Rosenkränze, auch Munition und fremde Artillerie von Würzburg her unterwegs. Wie viel an der Sache war, läßt sich nicht mehr feststellen, weil nach dem Tode des Herzogs Remchingens Papiere durch einen Schornsteinfeger gestohlen und den Jesuiten zugestellt wurden. Gewiß ist, daß der Pietismus als ein gefährliches Unkraut streng verfolgt, dafür um so mehr von den Stillen gebetet wurde; gewiß auch, daß Süß, an dessen Sturz Remchingen arbeitete, jetzt fliehen wollte und selbst einmal die Landschaft warnte. Ein allgemeiner Buß- und Bettag wurde von der Kirchenbehörde angeordnet, da die Würzburger Soldaten von Mergentheim anrückten.

Am 12. März 1737 hatte der Herzog in Ludwigsburg noch einem Concert angewohnt und mit dem Juden ein Spiel gemacht. Er hatte sich schon zur Reise gerüstet, denn in seiner Abwesenheit hoffte man leichter durchzudringen. Abends hatte ihn eine, durch eine Hinterpforte eingedrungene Deputation der Landschaft in Wuth versetzt; nach halb zehn Uhr aber fühlte er Seitenstechen und gieng auf sein Zimmer. Er bangt, ruft um Hilfe: „Herr Jesus, wie wird mir! Arznei her! Pater Kaspar her!" Der Kammerdiener ließ ihm schnell zur Ader; aber es liefen kaum noch einige Tropfen Bluts und mit den Worten: „Ich sterbe!" verschied Karl Alexander um zehn Uhr im 53. Lebensjahre an einem Schlagfluß. Der Herzog ist todt! rief der Ceremonienmeister in den Ballsaal hinein; Alles stürmte aus einander. Von einem gewaltsamen Tode hat man bei der Oeffnung nichts wahrgenommen, obwohl die Volkssage später viel davon zu erzählen wußte.

Das Zuchthaus in Ludwigsburg ist von ihm 1736 gestiftet worden, als hätte er eine Ahnung gehabt, daß unter seiner Regierung es an geeigneten Insassen nicht fehlen werde. Ebenfalls bezeichnend ist die Errichtung einer Hofbank. Außerdem erschienen in diesen drei Jahren eine Menge von Verordnungen, bis auf die Scharfrichter herab. — Der älteste Sohn des Herzogs war erst neun Jahre alt; somit mußte eine vormundschaftliche Regierung angeordnet werden. Darüber war zuerst Streit zwischen dem Herzog Karl Rudolf (S. 206) und der verwittweten Herzogin, der aber so beigelegt wurde, daß Karl Rudolf die Regierung, die Herzogin aber die Erziehung der fürstlichen Kinder übernahm, die nun natürlich auch katholisch aufwuchsen, obwohl in einer Zeit, da die Macht des Papstthums merklich in Verfall kam. Das Testament des Verschiedenen wurde, auch in Wien, für ungültig erklärt.

Süß fuhr noch in der Schreckensnacht mit dem General von Röder nach Stuttgart, um der Herzogin den Todesfall zu melden und wohl auch in seinem Hause

allerlei Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Allein der Zauber war gelöst, durch den er die Leute bisher in Furcht gebannt hatte; seine Gegner brachen nun los; als er aus dem Schloß trat, wurde er verhaftet, weil der Herzog das für den Fall seines Todes angeordnet hatte. Auch seine Helfershelfer und Mitstehler wurden festgesetzt, darunter der Regierungsrath Metz. Diesem schrieen die Gassenbuben, als Süß gefangen wurde, an den Fenstern hinauf: „O Metz! o Metz! Dein' Sach' steht letz!" Der Jude entfloh einmal aus seiner Wohnung; 5 Stadtreiter aber verfolgten ihn mit ihrem Major von Röder, der ihn bei Kornwestheim mit gespannter Pistole einholte. Man führte ihn 19. März wegen Bestechungsversuch nach Hohenneuffen, von da nach Asperg. Im Verhör sagte er, „er sei 39 Jahre alt und habe nie eine andere Passion gehabt, als mit großen Herren umzugehen; er sei Jude von Geburt, habe aber die Religion eines ehrlichen Mannes." Im Gefängniß benahm er sich bald feig verzagend, bald großsprecherisch trotzend. Zum Tode wurde er verurtheilt weniger nach den Gesetzen, als durch die Volksstimme. Wie konnte auch ein Ausländer, der kein Amt bekleidete, des Majestätsverbrechens schuldig gefunden werden für Befehle, die alle von verantwortlichen Christen unterschrieben waren? Universitätskanzler Harpprecht erklärte, man könne ihm nur den Raub abnehmen und ihn verbannen. Allein der Herzog Vormünder unterzeichnete das Urtheil mit der Bemerkung: ein seltenes Ereigniß, daß ein Jude für Christenschelme die Zeche bezahlt! Der Arme betete und fluchte abwechselnd, als man ihn 4. Febr. 1738 auf den Richtplatz führte und am Goldmachergalgen in einem eigenen Käfig aufhenkte, der 2000 fl. kostete. Viel leichter kamen die Mitschuldigen und Mehrschuldigen davon, sie wurden des Landes verwiesen, d. h. nach Eßlingen. General Remchingen, der noch bis zum 19. Merz den Oberbefehl hatte und dann erst verhaftet wurde, entfloh durch Jesuitenhilfe.

„Nur den Süßen Ließ man's büßen.
Ist er gern bei großen Herrn Vornehm an dem Tisch gesessen,
Hat mit ihnen Kirschen gessen, Lassen sie ihm nun den Kern,
Werfen sie dem armen Tropf Nun die Steine an den Kopf.
An den Steinen kann man's lesen, Daß die Kirschen groß gewesen."

Am Sonntag vor seiner Hinrichtung predigte der edle G. Conr. Rieger über Matth. 20, 8. „Gute Arbeit gibt herrlichen Lohn;" er zeigte auch das Gegenstück davon, ergoß sich in ergreifender Fürbitte für den Verurtheilten und gab allen, die unter ihm gelitten oder mit ihm gesündigt, die nöthige Ermahnung.

Karl Rudolf war ein alter Herr von 71 Jahren, müde von den Leiden seiner kriegerischen Laufbahn, wo er für stich- und schußfest galt, obgleich er eine vor Negroponte erhaltene Kugel in der Lunge mit sich herumtrug. Er dankte bald ab Aug. 1738 und übergab die Regierung dem Herzog Karl Friedrich von Wirtemberg-Oels. Dessen erstes Geschäft bestand in den Verhandlungen mit dem Landtag, bei dessen Eröffnung Prälat Oechslin über 1 Kön. 8, 57 f. predigte und das Thema ausführte: „Das um einen nachdrücklichen Landtagssegen seufzende Wirtemberg." Die Stände hatten einen Haufen von Beschwerden vorzubringen: Die Juden sollten „mit Stump und Stiel" aus dem Lande geschafft, die Katholiken möglichst beschränkt, die Pietisten, Separatisten und andere Sektirer fortgeschafft, ärgerliche Kirchen- und Schuldiener abgesetzt, das Kirchengut besser geschont werden. Auch verlangten sie die Entlassung des stehenden Militärs, die Zurückgabe der den Unterthanen abgenommenen Gewehre, Abschaffung des Judengroschens und anderer Neuerungen, Einschränkung des Hofstaats, Verminderung der übermäßigen Frohnen und namentlich des Gewilds, das unter den vorherigen Regierungen „so entsetzlich überhand genommen" habe. Obgleich die harten Winter 1731 und 32 volle 20,000 Stück Schwarz- und Rothwild aufgerieben hatten, wurden doch 1737 in den Forsten 2438

Hirsche, 4080 Wild- und Schmalthiere, 809 Schweine, 2061 Keuler, 406 Bacher und 1782 Frischlinge geschossen. Die Regierung dagegen verlangte natürlich eine bedeutende Geldsumme und wollte sich weder zur Aufhebung des Militärs noch zur Abstellung anderer Beschwerden verstehen. Darüber entstand in der Kammer selbst Uneinigkeit; die gemäßigtere Partei trug den Sieg davon. Die Stände übernahmen 2 Millionen fl., und der Herzog stellte viele Mißbräuche ab und versprach andere nach und nach aufzuheben. Die Versammlung gieng im Frieden auseinander, nachdem Tafinger in seiner Schlußpredigt 19. Apr. 1739 über Ps. 85, 10 ff. vorgestellt hatte: „Das in der Hilfe Gottes erfreute Wirtemberg." So regierte Karl Friedrich mit seinem Geheimrath, dem trefflichen G. B. Bilfinger, über zufriedene Unterthanen, bis Karl Eugen volljährig wurde.

16. Karl Eugen 1737—1793.

Dieser Fürst, vom Volk als „Karl Herzog" gefeiert, war bis in sein achtes Jahr in Brüssel erzogen, s. 1736 aber in Stuttgart von Baron Segri in den Wissenschaften unterrichtet worden, in denen er, obwohl flüchtig und unfleißig, durch schnelle Fassungskraft und glückliches Gedächtniß gute Fortschritte machte. Auf Bilfingers Betrieb kam er 1741 mit seinen Brüdern nach Berlin, um sich unter den Augen des großen Friedrich II. auszubilden. Als aber die katholische Partei, die ihn nicht gern an einem protestantischen Hofe sah, Umtriebe machte, um ihn wieder unter die Aufsicht der Herzogin Mutter zu bringen, vermochte der König den Kaiser dazu, ihn schon im 16ten Jahre für volljährig zu erklären. So hatte Württemberg abermals einen unreifen Jüngling zum Regenten. Friedrich gab ihm einen Aufsatz voll weiser Räthe mit: „Glauben Sie nicht, daß Wirtemberg für Sie da sei; seien Sie vielmehr überzeugt, daß die Vorsehung Sie in die Welt kommen ließ, um Ihr Volk

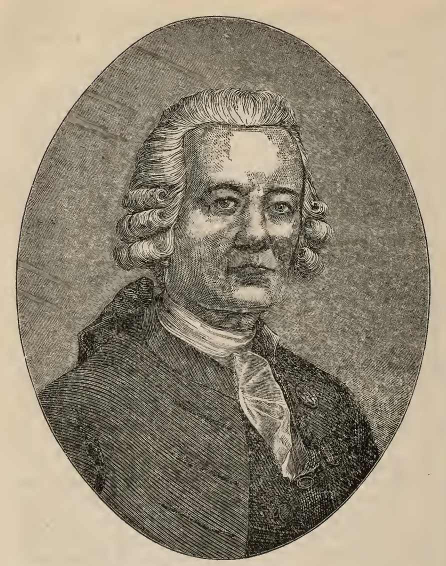
glücklich zu machen; setzen Sie daher stets sein Wohlergehen höher als Ihre Vergnügungen; denn wenn Sie in so zartem Alter Ihre Lust dem Wohle Ihrer Unterthanen aufzuopfern vermögen, dann werden Sie ihre Freude, ja die Bewunderung der Welt sein." Unterwegs verlobte sich der Herzog mit des Königs Nichte.

Bei seinem Regierungsantritt 1744 versprach Karl Eugen „als ein rechtschaffener wahrer Vater des Vaterlands treuherzig zu handeln und nach den Rechten und Ordnungen des Landes zu herrschen;" und die Aussichten auf eine gerechte Regierung waren um so hoffnungsvoller, da so talentvolle und rechtschaffene Männer wie Bilfinger († 1750), Zech, Georgii im Geheimen Rath saßen und in der Landschaft der grundgescheide Joh. J. Moser. Der Herzog hielt sich auch wacker, abgesehen von tollen Jugendstreichen; er verminderte das Militär, erlaubte sich keine Eingriffe in die ständischen Rechte, ließ sich Abzüge an seinen Forderungen gefallen und that Manches für das Wohl des Landes. Eine Witwen- und Waisenkasse, eine Wechselordnung, eine Kommunordnung kamen zu Stande; dagegen scheiterte eine Brandversicherungskasse am hartnäckigen Widerstand der Landschaft. Nur nichts Neues! sagten namentlich die Prälaten bei allen patriotischen Anläufen der Moser und Consorten. Am liebsten baute Karl, z. B. das neue Schloß 1746, das Opernhaus 1750. Aber schon im April 1755 wurde der sparsame Kammerpräsident v. Hardenberg entlassen; und die unglückliche Veränderung in der Gesinnung des Herzogs, der nun selbst regierte, zeigte sich bald auch in andern Schritten des Fürsten, welcher sich nichts mehr sagen lassen wollte. Ein verschwenderisches ausschweifendes Leben riß am Hofe ein und die üppigste Liederlichkeit ergoß sich über Stadt und Land; die Brandenburgerin, mit der sich Karl 1748 vermählt hatte, verließ 1756 das Land, um den vielfachen Mißhandlungen zu entgehen, und die wilden Leidenschaften des Herzogs brachen nun ungehindert los. Mit bezahlten Buhldirnen begnügte er sich

nicht; manche ehrenhafte Tochter seiner Unterthanen mußte ihm gezwungen ihre Unschuld zum Opfer bringen, und die Eltern schwiegen aus Furcht vor der Rache des Fürsten. Adelige und Offiziere traten jedes Recht mit Füßen. Vor Schildwachen mußte man den Hut abziehen wie vor dem Herzog; ein Kammerrath, der es unterließ, bekam 25 Stockprügel. Schlechte Rathgeber, wie der Oberst Rieger, der talentvolle gewaltthätige Sohn des frommen Conr. Rieger, und der feine ränkesüchtige Graf Montmartin, der 1758 zum ersten Minister erhoben wurde, bemächtigten sich seiner und führten ihn, wie zwei böse Geister, immer tiefer abwärts. — Der siebenjährige Krieg brach aus (1756—63) und der Herzog, der sich gegen französische Subsidien zur Stellung von 6000 Mann verpflichtet hatte, war verlegen, weil er nur 2000 hatte. Die Entwürfe Riegers, der alles Fehlende herbeizuschaffen versprach, kamen ihm so erwünscht, daß er diesem unbeschränkte Vollmacht verlieh. Aber wie mißbrauchte er sie! Mit barbarischer Härte raubte man der Witwe ihren Sohn; man riß die Leute aus den Werkstätten, vom Pfluge hinweg, aus den Betten und aus den Kirchen, alles trotz des Protests der Stände. Die jungen Soldaten wurden schnell eingeübt; als sie aber abziehen sollten, erklärten sie, gegen den König von Preußen, den Beschützer des evangelischen Glaubens, ließen sie sich nicht führen; wurde doch in vielen Kirchen um dessen Sieg und um die Erleuchtung des Herzogs gebetet. Die Hälfte lief davon. Abermals mußten Tausende neuer Soldaten eingeliefert und Aufstände unterdrückt werden, ehe das Heer abziehen konnte. Als am 20. Juni 57 die Truppen vor dem französischen Gesandten gemustert werden sollten, schrien sie laut: lieber sich todtschlagen lassen, als für Frankreich kämpfen; es kostete Mühe, die welschen Herren vor ihrer Wuth zu retten. 16 Rädelsführer wurden hingerichtet. Man kann sich denken, welche Heldenthaten solche Mannschaft verrichtete. In der Schlacht bei Leuthen 5. Dez. 1757 wurde sie in wilde Flucht geschlagen und

kam, auf 1900 Mann herabgeschmolzen, in die Heimat zurück. Rieger brachte bald wieder neue 12,000 Mann zusammen, welche der Herzog nach Hessen führte. Er belustigte sich eben auf einem Ball in Fulda 1759 und sagte den Damen schöne Worte, als plötzlich der Erbprinz von Braunschweig erschien und sein Heer auseinanderjagte. Mühsam entkam Karl mit seiner Reiterei; sein Fußvolk aber erlitt großen Verlust. Sein eigener Bruder Friedrich Eugen, der Preußen diente, nahm ihm 1760 bei Köthen 600 Jäger gefangen. Mit Recht hieß man damals das Reichsheer das Reißausheer.

Je mehr sich die Willkür des Herzogs steigerte, desto trotziger wurden seine Forderungen an den engern Ausschuß, bis er von der Landschaft unbegrenzten und unumschränkten Gehorsam verlangte. Das weckte endlich das Rechtsgefühl der Ausschußmitglieder. Als sie ihm aber 1758 die Ablieferung der geforderten Kriegsgelder verweigerten, ließ Karl das Landschaftshaus mit Militär besetzen, die Kasse erbrechen und das vorräthige Geld wegnehmen. Der durch und durch rechtschaffene Landschafts-Consulent Moser, dem der Herzog noch im Juli 1756 eigenhändig schrieb: „Wollte Gott, es dächte ein Jeder so patriotisch wie Er und ich, es gienge gewiß Herrn und Lande wohl!“ wurde nun als Hauptursächer des Widerstands betrachtet; und da alle Versprechungen, Drohungen und Chikanen Montmartins nicht vermochten, die unbeugsame Redlichkeit des Mannes zu untergraben, wurde er 12. Juli 59 ohne Untersuchung gefangen genommen und nach Hohentwiel geführt, wo er fünf Jahre lang im Kerker schmachten mußte. Der Herzog, hieß es, habe diesen Mann, der sich durch sein unruhiges Betragen und seine affektirte Zaumlosigkeit in ganz Deutschland berüchtigt gemacht habe, außer Stand setzen müssen, weiteren Schaden zu thun. Man verbot ihm alle Schreibmaterialien, nahm ihm sogar das Bleistift. Welche Pein für einen Mann, der 500 Bände geschrieben hat! Aber ruhen konnte der thätige Geist nicht; er schrieb mit den Spitzen



Johann Jakob Moser.

seiner Schuhschnallen, mit Scheere und Lichtputze auf die weißen Stellen der Bibel und des Predigtbuchs, die man ihm gelassen, sowie auf die Wände seiner Stube über tausend geistliche Lieder. Seine Losung war: Unverzagt und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, stets sich

lassen schauen. Im Winter mußte er fast erfrieren; Gattin und Tochter starben fern von ihm. Endlich am 25. Sept. 1764 wurde er nach Verwendung der Landstände und des Königs von Preußen, doch erst auf Befehl des Reichshofraths „von seiner Universität" los und hat nachher noch lange in Stuttgart gewohnt; vom Herzog vielfach geehrt, starb er 1785, nachdem sein patriotischer Sohn, der darmstädtische Minister Fr. Karl v. Moser, eine ähnliche Verfolgung in Hessen erlitten hatte.

Während aber Rieger durch seine Geschicklichkeit, dem Herzog Geld zu verschaffen, bei diesem alles galt, gieng Montmartin insgeheim damit um, diesen Günstling zu stürzen. Eine Zeitlang kämpften beide um den Alleinbesitz des Fürsten; endlich trug Montmartin den Sieg davon. Er wußte den Oberst durch Vorlegung eines erdichteten Briefwechsels, den er mit einem preußischen General geführt haben sollte, beim Herzog anzuschwärzen, und als Rieger 28. Nov. 1762 auf die Parade kam, riß ihm der Herzog zornig den Orden herunter, Montmartin zerbrach ihm den Degen, und alsbald wurde der Entehrte in einem verschlossenen Wagen auf die Festung geführt. Dort, auf Hohentwiel, mußte er in einem finstern Loch vier Jahre zubringen, ohne einen Menschen zu sehen. Im Nov. 1767 kam er wieder los, mußte aber in's Ausland und kehrte erst 1772 in's Vaterland zurück. Der Herzog söhnte sich mit ihm aus, so gut dieß möglich war, und machte ihn zum Commandanten Aspergs. Er kam mit verändertem Sinn aus seinem Kerker hervor, stand später mit Lavater, Ph. M. Hahn und andern Frommen in Verbindung und gab Gott die Ehre. Sein hartes, heftiges Temperament aber hat er nie ganz bezwungen. Seine Frau mußte oft nach der Schachtel laufen, in der sie den langen Bart seiner Gefangenschaft aufbewahrte; wenn er den sah, kam er wieder zur Besinnung.

Der siebenjährige Krieg hatte Wirtemberg über 8 Mill. fl. gekostet; aber das Heer wurde nicht entlassen, es diente zu Spielereien, Scheingefechten und Schauspielen.

Der Hof zog Okt. 1764 vom murrenden Stuttgart nach Ludwigsburg und ward einer der glänzendsten in Europa; unter dem Adel, der dieser Sonne zuflog, waren 20 Fürsten und Reichsgrafen. Da gab es Marschälle, Kammerherren, Kammer- und Jagdjunker, Lakaien, Heiducken, Mohren, Läufer und Köche ohne Zahl. Die Verschwendung an kostbaren Livreen, ausgesuchten Pferden, Opern und Concerten, Jagden und Feuerwerken war ungeheuer. Die ersten Künstler und Virtuosen wurden berufen, der Balletmeister Vestris kostete in 18 Monaten 40,000 fl., der Kapellmeister Jomelli seine 8000; und der Kirchenrath mußte diese Musiker, Sänger und Tänzer zahlen, gleichsam als Kirchenmusik. Reisen wie 1767 nach Venedig verschlangen horrendes Geld. Dazu kamen noch Bauten wie das niedliche Monrepos, die 1763 in größter Eile und doch für die Ungeduld des Herzogs zu langsam aufgerichtete Solitüde, woran Tausende Sommer und Winter fortarbeiten mußten, die Bauern sogar während der Ernte. Wasserteiche mußten auf die Berge und blühende Gärten in den Winter gezaubert werden. Schauspielhäuser wurden in Stuttgart, Ludwigsburg und Grafeneck aufgeführt; endlich, da dem Herzog bald alles wieder entleidete, erstand 1772 das prächtige Schloß Hohenheim.

Durch so maßlosen Aufwand des zügellosen Fürsten wurde das ganze Land mit unerträglichen Lasten beladen. Und nachdem Moser beseitigt war, sprach der Herzog offen aus, daß die Verfassung nichts tauge, nur noch der Wille des Fürsten solle „tiefniedrigst zu verehren" sein. Gegen die gewaltsamen Aushebungen, die Frohnen, den Wildschaden, die Erpressungen war nirgends Schutz zu finden. Da taucht noch ein dritter Dämon des Herzogs auf, der sächsische Korporal und Gerbergeselle Wittleder, der die Menschen zu schinden wußte wie einst der Jud und das Kebsweib, und es damit bis zum Kirchenrathsdirektor brachte. Der richtete für Montmartin den frechsten Diensthandel ein. Die Gunst des Herzogs zu gewinnen, raubte er dem Kirchengut in kurzer Zeit

547,066 fl.; er errichtete in Ludwigsburg einen förmlichen Kramladen, wo Aemter aller Art, auch unnöthig geschaffene, auch bloße Gemeindeämter, Nachtwächterdienste rc. an den Meistbietenden verkauft wurden. Wo das Geld herkam, war dem Herzog einerlei; so trugen seine Handlanger noch viel weniger Bedenken, jede Kasse zu öffnen, in der man etwas vorfinden konnte, mochten sie nun den rechten Schlüssel dazu haben oder nicht. Ob ein unbärtiger Junge eine Oberamtei, ein Dummkopf eine Rathsstelle, ein Dieb eine Kassenverwaltung bekam, das war dem Wittleder ganz gleich, wenn sie nur gut zahlten. Erhielt er doch 10 Procent vom Erlös und betrog noch den Herzog, wo und wie er konnte. Die Beamten aber mochten vom Volk herauspressen, was sie für ihre Stellen bezahlt hatten. Auch das Lotto bestahl s. 1762 die Unterthanen um ihre Heller und ihre Sittlichkeit; die Ziehung wurde zum Hohn im Landhaus vorgenommen.

Das letzte Projekt, das Montmartin aufbrachte, um Geld herauszuschlagen, war eine Einkommens- und Vermögenssteuer. Als er aber diese dem Geheimen Rath vorlegte und die Unterschriften verlangte, weigerten sich Georgii und Renz d. ä. entschieden und nahmen ihre Entlassung; die Stände beklagten sich über den Herzog in Wien und bei den Königen von England, Preußen und Dänemark. Der neue Steuerplan wurde indessen den Oberamtleuten vorgelegt und ihre Meinung darüber verlangt. Oberamtmann Huber in Tübingen war freimüthig genug, ihn zu verwerfen, und die Tübinger ihm nach. „Was Vaterland! Ich bin das Vaterland!" fuhr der Herzog die Tübinger Abgeordneten an, die sich auf die Rechte des Vaterlands beriefen. Aber dem Beispiel Tübingens folgten Sulz, Stuttgart, Calw u. a. Städte, und bald verbreitete sich der Widerstand durch's ganze Land, bis der Herzog den Plan fallen ließ. Ja sogar gegen die alte Steuer wehrte man sich jetzt; sie mußte durch militärische Execution eingezogen werden. Zwei Reiter- und 2 Fußregimenter wurden in Tübingen einquartirt,

und Huber sammt drei Bürgern hatte sechs Monate auf dem Asperg zu sitzen.

Nun war aber auch die Geduld erschöpft. Der Ausschuß schrieb 30. Juli 1764 dem Kaiser, in welches Elend das verfassungswidrige Benehmen des Herzogs Land und Leute gestürzt habe. Die Könige von Preußen, Dänemark und England unterstützten die Klage und am 6. Sept. erschien ein Schreiben vom Reichshofrath, welches den Herzog anwies, Moser freizulassen und sich mit dem Landtag gütlich zu vergleichen. Die Landstände wurden nun berufen, Jahre lang wurde unterhandelt, während der Prozeß bei dem Reichshofrath seinen Gang fortgieng; aber erst 26. Febr. 1770 kam der Erbvergleich zu Stande, der die unsäglich hartnäckigen Streitigkeiten für den Augenblick abschloß. Dieser Vergleich setzte sämmtliche Landesverträge bis 1753 wieder in Kraft, sorgte für Herstellung der kirchlichen Rechte und des Kirchenguts, beschränkte das Militär auf 4000 Mann, versprach eine vertragsmäßige Verwaltung des Kammerguts, die Abstellung der Forstbeschwerden, so wie die Aufhebung vieler Mißbräuche, die haufenweise eingerissen waren. Dafür übernahm die Landschaft 8 Millionen Privatschulden des Herzogs und machte ihm ein Extrageschenk, ungeachtet es ein Theurungsjahr war. Der Kaiser bestätigte diesen Vergleich, für den England, Dänemark und Preußen die Garantie übernahmen. Montmartin hatte Mai 1766 seine Entlassung erhalten, so doch, daß er noch bis 1773 den Herzog berieth. Auch der heillose Wittleder, an dem manche wirtembergische Faust gern das Gerberhandwerk geübt hätte, mußte 1773 weichen, nachdem ihm der Herzog noch 36,000 fl. abgenommen.

Der Erbvergleich hatte enorme Summen gekostet; der Ausschuß verwendete nur unter dem Titel „Prozeßkosten" aus der Landschaftskasse, die „geheime Truche" genannt, anderthalb Millionen Gulden. Aber nachdem mit dem Herzog gerechnet war, so kam nun die Reihe, untersucht zu werden, auch an den engeren Ausschuß selbst, der die

Arbeiten der Landschaft 27 Jahre allein und sehr eigenmächtig betrieben hatte. Er hatte sich das Recht der Selbstergänzung erschlichen und die wichtigsten Angelegenheiten als Familiensache völlig geheim, sogar ohne Protokoll abgemacht. Die Prälaten Reuß, Oetinger, Faber und der Abgeordnete Dann von Tübingen trugen darauf an, man solle nun auch die Gebrechen der Landschaft untersuchen, und verlangten die Wiederberufung Mosers. Aber wie beleidigte das den Ausschuß, wie schimpfte er jetzt über den Märtyrer Moser! Der Antrag wurde verworfen, jene vier Ehrenmänner verfolgte man und ließ nicht nach, bis Dann, der Unbestechliche, verdrängt war.

Ein neuer Streit erhob sich wider den Herzog. Er wollte die Mißbräuche nicht abschaffen, bevor ihm die Landschaft die versprochene Summe bewilligt hätte; und die Landschaft wollte kein Geld geben, ehe er den Beschwerden abhelfe. So verzog sich die Ausführung des Erbvergleichs und liefen immer neue Klagen ein über gewaltsame Aushebungen, Wildschaden und andere Nichterfüllungen der feierlichen Zusagen. Die Stände sahen sich genöthigt, wiederholte Beschwerden beim Kaiser einzureichen, und der Herzog versprach alles Gute; wenn er es aber halten sollte, machte er neue Forderungen. Sein guter Nachbar Karl Friedrich von Baden wunderte sich nur, daß der Herzog ebenso ernstlich trachte sein Land zu ruiniren, wie er der Markgraf sich bemühe, das seine glücklich zu machen; und doch kommen sie beide nicht zu ihrem Ziele!

Nachdem der Landtag entlassen war, herrschte der Ausschuß wieder allein; er setzte durch, daß kein neuer gewählt wurde. Was aus der „geheimen Truche" für stille Unterhandlungen ausgegeben wurde, oder wie viel davon in die Hände der Ausschußmitglieder kam, ließ sich nicht genau ermitteln. Die Haushaltung des Ausschusses war sehr kostbar und verbrauchte bloß an Wein jährlich siebzig Eimer. Daher wurde es Brauch, keine öffentliche Rechenschaft abzulegen. Dagegen brachte er es durch fort=

währende Geldverwilligungen an den Herzog dahin, daß er, statt blos Vorschläge zu machen, jetzt mitregieren durfte. Bezog doch Karl von ihm 13 Jahre lang 50,000 fl. per annum, damit er keine Oestreicherin heirathe; der Ausschuß bezahlte die Summe fort, als er schon mit Franziska verheirathet war. — Weil aber damals das Revolutioniren von oben herab in vielen Ländern an der Tagesordnung war, galt Karl bei Fernerstehenden für einen genialen Fortschrittler, den man ordentlich bedauerte, daß er in allen Planen von der Landschaft gehindert werde; diese mußte das Unglück Wirtembergs heißen, ein Verein „der trotzigsten Köpfe, nur bedacht, die weitreichenden Unternehmungen des Hofs zu geniren und sich soviel möglich der Novität zu widersetzen."

Doch war der Herzog besonnener geworden; daher ihm die rauschende Pracht des Hoflebens zu entleiden begann. Mehr zur Stille neigte auch seine Franziska, die er erst ihrem Gemahl entführte, dann als Reichsgräfin ehlichte und 1786 zur Herzogin machte. Sie wußte ihn durch Anmuth und Geschmeidigkeit, wie sicheren Tact zu fesseln, hielt ihn von manchen Gewaltthaten ab, beförderte manche gute Anstalt und war bis an ihr Lebensende (1811) eine Wohlthäterin der Armen. Noch fehlte es nicht an Gewaltstreichen, wie z. B. der Dichter Schubart, dessen Witz Karl und Rom verletzt hatte, aus ulmischem Gebiet weggelockt und 1777 unverhört auf 10 Jahre gefangen gesetzt wurde. Doch wirkten jetzt Vorbilder wie der große Fritz, Joseph II. auf den Herzog. Nach schwerem Seelenkampf ließ er an seinem fünfzigsten Geburtstag (11. Febr. 1778) ein Rescript von allen Kanzeln ablesen, darin er erklärte: er wolle das Beste des Landes. „Maßen wir aber Menschen sind und von dem so vorzüglichen Grade der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben, so hat es nicht anders sein können:" es haben sich aus Schwachheit, unzulänglicher Kenntniß u. a. Umständen viele Ereignisse begeben, die nun nicht mehr vorkommen werden. Ein solch freimüthiges Ge-

ständniß abzulegen, sei eine Pflicht, die besonders den Gesalbten der Erde heilig sein müsse. Er betrachte den heutigen Tag als den Anfang der zweiten Periode seines Lebens. Die Zukunft solle einzig dem Wohl der Unterthanen gewidmet werden, und jeder derselben dürfe jetzt getrost leben, da er in seinem Landesherrn einen sorgenden treuen Vater verehren könne.

17. Karl Eugen's letzte Zeit. 1778—1793.

Daß er ein Mensch und also etwas unvollkommen sei, bewies der Herzog noch oft genug. Wenn er jetzt auch fleißig arbeitete, das Land bereiste, jedes Dorf besuchte und die Beamten überraschte, hörte doch die Willkürherrschaft nicht auf. Noch 1786 verkaufte er tausend Soldaten an die Holländer, die nach dem Cap und Batavia eingeschifft wurden und größtentheils nicht wieder kamen. Auch der Diensthandel dauerte trotz der feierlichsten Zusicherungen, trotz der jährlichen 20,000 fl., die der Ausschuß für die Aufhebung zahlte, bis zum Tod des Herzogs fort; ebenso die Beschwerden über Wildschaden und andere Beeinträchtigung der Unterthanen. Bei all' dem aber geschah doch viel für die Verbesserung der Polizei und Rechtspflege, wie für Förderung der Gewerbe und des Handels, dem die neuen Kunststraßen willkommen waren, auch der Landwirthschaft, wie z. B. jetzt erst Klee aufkam. Der Herzog nahm sich aller Geschäfte eifrig an, gab jede Woche Audienzen, zu denen auch die Geringsten freien Zutritt hatten, und die Gabe der Popularität besaß er in vollem Maß. Der Wohlstand stieg zusehends mit der zunehmenden Sicherheit des Besitzes. Als letzter Rest organisirten Räuberwesens wurde 1787 der Hannikel mit seiner Bande in Sulz hingerichtet.

Besonders viel that Karl für die Beförderung der Künste und Wissenschaften; und darin half ihm fleißig sein „Franzele." Er sammelte 1775 eine große Bibliothek, mit einer einzigartigen Bibelsammlung, und nahm

sich der Universität und Schule eifrig an. Sein Hof galt jetzt für „ganz philosophisch." a. 1770 gründete er die **Karlsakademie** auf der Solitude, die 1774 als Militärakademie nach Stuttgart verlegt und 1781 vom Kaiser zur Universität erhoben wurde; er besetzte sie in allen Fächern der Wissenschaft und schönen Künste mit ausgezeichneten Lehrern. Berühmte Männer fast aus allen Ländern Europa's haben da ihre erste Bildung erhalten und ihren Ruf weit verbreitet. Aber, wie G. **Schwab** sagt, „aus der Karlsakademie giengen auch verdorbene Halbgenies, frivole Freigeister und kleinliche Tyrannen hervor. Gründliche Wissenschaftlichkeit und seichte Aufklärung, edle Thätigkeit und unruhige Gewaltthätigkeit, selbstbewußte Kraft und eitle Selbstüberschätzung verbreiteten sich in einem Doppelstrome befruchtend und verderbend über das Land." Karl suchte dadurch auch wohlfeileres Personal für sein Theater zu gewinnen; so sollte Dannecker zuerst ein Tänzer werden. Eine Demoisellenschule stand dieser Anstalt zur Seite. Die erste Realschule wurde in Nürtingen 1783 gegründet, das sich ja auch der ersten Lateinschule rühmen darf (S. 103).

Mit der Aufklärung, der Karl zuneigte, kam viel falsches Licht, mit der Bildung viel Verbildung. Der verschriene Aberglaube mischte sich oft wunderlich mit dem modernen Unglauben. Freimaurer warben 1765 unter den Studenten in Tübingen und errichteten eine Loge in Stuttgart 1777; der Biberacher C. M. **Wieland** (geb. 1723) wurde ein beliebter Dichter in Kreisen, welchen französische Schlüpfrigkeit willkommen war. Dann schwärmte man auch in Stuttgart und Tübingen für Menschenrechte, für die amerikanische Republik, für die französischen Freiheitsideen. Haltlose Genies schwankten wie **Schubart** († 1791) zwischen Sinnlichkeit und Andacht hin und her. Der Stuttgarter Prof. Haug gab 1774 die erste belletristische Zeitschrift „die gelehrten Ergötzlichkeiten" heraus; dem Schönen zu huldigen wurde nun Mode. Höher schwang sich J. F. Ch. **Schiller**, der 1782 freiheits-

durstig, dem Zorn des Herzogs über seine „Räuber" aus Stuttgart entfloh. Ihm eiferte am glücklichsten nach der originelle Fr. Hölderlin (geb. 1770), der sich ganz in die griechische Welt versenkte, ehe die Nacht des Irrsinns ihn umhüllte. Ein begabter Dichter und Freiheitsmann war auch G. F. Stäudlin, der 1796 im Rhein verendete.

Als die Wetter der Revolution über Frankreich hereinbrachen, begeisterte man sich besonders auf der Universität für das Weltbürgerthum, stiftete Clubs und pilgerte nach Straßburg. Karl bangte für Mömpelgard, das 1792 französisch wurde, auch für die Grenzen, die Custine bedrohte. Die Emigranten hielt er fern, den feindlichen Feldherrn schickte er Geschenke. Doch als nach Ludwigs XVI. Hinrichtung der Reichskrieg erklärt war Merz 1793, sandte er 7000 Mann an den Rhein, die bei der Erstürmung der Weissenburger Linien sich wacker hielten 13. Oct. Als Karl 21. Oct. 1793 starb, fühlte man mehr das Gute, als das Böse, das er gethan. Er hat Stammheim, Köngen, Gruppenbach, Ochsenberg, Aldingen, Justingen, Bönnigheim u. A. erworben.

Im J. 1790 betrug die Seelenzahl des Landes 640,000 Menschen, welche in 69 Städten, 709 Dörfern, 379 Weilern und 827 Höfen wohnten. Das Land von beinahe 200 □ Meilen war wunderlich umgrenzt. Außer dem Hauptlande, welches seinerseits über 2 Duzend fremder Enclaven aufzeigte, gehörten zum Herzogthum 2 Duzend abgetrennter Parcellen; auch hatte es mit andern Ständen gemeinsames Eigenthum an 8 Herrschaften. Die Zerstücklung des Bodens war für die Polizei unbequem, die Reichsritter namentlich galten für Beschützer von Gaunerscharen. 2,250,768 Morgen angebauten Feldes ertrugen durchschnittlich dritthalb Millionen Scheffel Getreide, vier Mill. Ctr. Heu und 80,000 Eimer Wein. Die Einkünfte der Kammer, des Kirchenguts und der Landschaft wurden auf vierthalb Mill. Gulden berechnet, wozu das Kirchengut, dessen Grundstock 37,739,951 fl. betrug, einen Beitrag von jährlichen 836,000 fl. lieferte.

(Sein Brutto-Einkommen stieg über 2 Mill. fl.) Das Kirchengut bestand neben 24 Klöstern aus 341 Ortschaften, nebst Antheil an 109 andern, mit 4294 Gebäuden und 68,412 Bewohnern; ferner aus 64 Klosterpflegen und Verwaltungen, zehn Klosterhofmeistereien, zwölf Stiftsverwaltungen, 46 geistlichen Verwaltungen u. s. w. Vermöge der Verfassung bildete es mit der Landschaft ein „unzertrennbares Corpus," und war zunächst zum Unterhalt der Kirchen und Schulen bestimmt; der Ueberschuß seiner Einkünfte aber sollte zur Schuldenablösung verwendet werden und Beiträge zu den Landeskosten liefern. Gewöhnlich zahlte es den dritten Theil von diesen. — Nach allen Mißhandlungen und Verschleuderungen erholte sich das Land wunderbar. Die Gewerbthätigkeit nahm zu: die Handelsgesellschaft in Urach ließ jährlich 500,000 Ellen Leinwand verfertigen; die in Calw beschäftigte 9000 Personen und verkaufte für 400,000 fl. wollene Zeuge. Auch andere Fabrikate und Erzeugnisse (Holz, Vieh, Leder, Wolle, Obst, Getreide rc.) wurden in großer Menge ausgeführt, bis auf jährliche drei Millionen fl., wogegen Kaffee, Zucker, Tabak rc. für 2 Mill. eingeführt wurden. Auch Männer und Schriften hatte Wirtemberg auszuführen, die Früchte seiner Schulen, die das wegen seiner Einfalt verschrieene Schwaben zu Ehren brachten. Die patriotischen Rechtslehrer und Staatsmänner Moser, Vater und Sohn (S. 219 ff.) genoßen einen europäischen Ruf. Mit unvergleichlicher Freimüthigkeit griffen sie in ihren Schriften das Treiben der Fürsten, den Kastengeist der Stände, den Knechtssinn der Beamten an, während sie im alten Glauben die Kraft fanden, für ihr Manneswort zu leiden. Mit eisernem Fleiß sammelte der Archivar C. F. Sattler († 1785) seine Geschichte der Grafen und Herzoge von Wirtemberg. L. Tim. Spittler († 1810) schlug in der Geschichtschreibung neue Bahnen ein; frisch und geschmackvoll schilderte er das Geschehene so, daß er zugleich zum Fortschritt in der Gegenwart aufforderte. Mathematiker waren Bilfinger, Tob. Mayer († 1762) rc.,

Naturforscher Kielmeyer, Gmelin; Mechaniker der Pfarrer Ph. M. Hahn († 1790) und der Meßner Tiedemann ꝛc. In den bildenden Künsten thaten sich Dannecker (1758—1841) und J. G. Müller hervor, in der Musik Zumsteeg. Und in der Philosophie wuchsen Koryphäen wie W. J. Schelling (1775—1854) und G. W. F. Hegel (1770—1831) heran.

In der Theologie galt Wirtemberg für sehr zurückgeblieben, weil es dem Rationalismus eines Semlers und der flachen französirenden Philosophie der Berliner das Eindringen sehr erschwerte. Man nannte es 1778 das Reich der Magister und Schreiber, seine „Universität kaum mehr als eine Klopffechterschule der Theologie, der Pedanterei, des Schulgezänks und der Unwissenheit." Wie herrlich stach dagegen die Karlsakademie ab! So schlimm stand's aber nicht. J. F. Reuß, C. F. Schnurrer, G. Ch. Storr, G. J. Plank ꝛc. waren tüchtige Lehrer und im Prälat Oetinger († 1782), so ketzerisch viele seiner tiefsinnigen Sätze klangen (daher er so wenig wie Bengel an die Hochschule berufen würde) stack und blitzte mehr Originalität als in manchem Duzend seiner vielgenannten Zeitgenossen. Prediger wie der tiefgründende F. C. Steinhofer († 1761), der packende F. C. Storr († 1773), der liebliche Sänger Ph. F. Hiller († 1769), ein Hahn, Rieger, Roos, Brastberger, Pregizer, übten eine Wirksamkeit im Volke, die noch nicht erlischt. Sie labten lieber sich und andere an der Quelle, als daß sie sich mit den Neuerern herumstritten, deren berühmtester Vertreter, der Leonberger H. E. G. Paulus (geb. 1761) bereits verschollen ist. Auch Laien wie der Bauer Mich. Hahn († 1819) konnten sich ihres Glaubens kräftig wehren und ihn verbreiten, ohne darum wie Rapp u. a. Separatisten zur Auswanderung genöthigt zu sein. Originale wie der selbstvergessende Pfarrer Machtolf († 1800 und der geistvolle Flattich († 1797) leben fort in der dankbaren Erinnerung des Volks. Dieser erklärte einmal einem General, warum es jetzt so viele Pietisten



gebe, am Beispiel eines Hunds, der immer geschlagen wird. „Auf die gemeinen Leute schlägt Jedermann hinein, der Herzog, die Soldaten, die Jäger; so gehen sie durch und suchen einen andern Herrn, und wer Christum sucht, den heißt man Pietist."

Karl liebte es, obwohl Katholik, mit diesem klugen Pfarrer von Münchingen zu verkehren, der auch an ihm mehrfach sein Erzieheramt übte. Gefragt, was er an seinem Geburtstag gepredigt habe? antwortete er: „was werd' ich predigt haben? Fürsten sollen fürstliche Gedanken haben!" Auch den Pfarrer von Echterdingen, den genialen Ph. M. Hahn, achtete der freisinnige Herzog hoch, obgleich dessen Schriften wie Oetinger's vom Consistorium viel Anfechtung erfuhren. Er suchte auch seine eigene Hofkapelle durch deutsche Gesänge und Gebete dem Zeitgeist gemäß zu reformiren, durch einen Kaplan Eulog. Schneider, der nachher Jakobiner wurde. Und willkommen war ihm dann, wenn der Konsistorialrath Griesinger es durchsetzte, das Tafinger'sche Gesangbuch von 1742 zu verdrängen und sein neues voll gereimter Moral einzuführen 1791, das freilich ein Jahrzehend lang kaum in Aufnahme kam, so wenig wie der aufgedrungene braunschweigische Katechismus. So gährten alte und neue Elemente durcheinander, und die Zukunft, ob sie nun eine goldene oder eine gräßliche schien, erwarteten die Schwaben sehnlich und bänglich von jenseits des Rheins.

18. Ludwig Eugen. 1793—1795.

Da Karl keine ehelichen Nachkommen hinterließ, folgte ihm sein Bruder Ludwig Eugen, ein gutmüthiger, rechtlicher Fürst, der mit dem festen Entschluß auf den Thron kam, alle Mißbräuche und namentlich den Diensthandel abzustellen. Bei der Untersuchung derartiger Vergehen aber stellten sich so viele Schwierigkeiten heraus, daß seine Drohungen nicht zur Ausführung kamen und die Dienstmäkler selbst ungestraft blieben. Die freigeistigen moralisirenden Priester aber wurden fortgeschickt, statt ihrer giengen Franziskaner und Kapuziner am Hofe aus und ein. Die hohe Karlsschule hob er 1794 auf, weil man ihm einraunte, sie werde im Sinn der Encyklopädi-

sten geleitet; auch fand man sie zu kostspielig, neben der Tübinger Universität, der sie unstreitig Abbruch gethan hatte. Ludwig Eugen hatte sie nie besucht. Seine katholische Frömmigkeit war freilich der Aufklärung und den Wissenschaften nicht gar hold; lieber stellte er Leute an, für die fürstliche Familie ohne Unterlaß zu beten. Auch vermißte man die kräftige thätige Hand, mit der Karl das Ruder geführt, an dem der Regierungsgeschäfte ungewohnten Greis. Ferner fiel auf, daß die Hoftafel große Summen verschlang. War doch der Geist des Raisonnirens von Frankreich herüber auch in die Schwaben gefahren. Ludwig Eugen selbst war entschlossen, am Krieg gegen die Neufranken eifrigen Antheil zu nehmen und dafür kein Opfer zu scheuen. War er doch selbst einst Malteserritter, französischer und dann östreichischer General gewesen. Hohentwiel wurde ausgebessert, an den Schwarzwaldpässen geschanzt, die Truppenschaar verstärkt, in allen Kirchen das Volk zum Kampfe für Fürsten und Vaterland aufgemuntert und eine Landmiliz von 14,000 Mann aufgestellt. Auch bewaffnete Knabencorps wurden errichtet. Aber es fehlte unter dem Volk an der rechten Begeisterung. Der einladende Wahlspruch der Franzosen: „Friede den Hütten, Krieg den Palästen!" hatte Manchen den Kopf verrückt; sie meinten, das sei gerade recht, wenn auch einmal die Zeit komme, daß der Herrenstand gedemüthigt werde. Die adeligen Emigranten, die 1792 sich bei Heilbronn sammelten und hin und her im Lande lagerten, erlaubten sich manche Gewaltthätigkeiten und trugen bei, den Krieg gegen die Republikaner unbeliebt zu machen. Ueber dem Hin- und Herreden starb Ludwig Eugen weg 20. Mai 1795, auf einem Spazierritt in der Ludwigsburger Allee durch Sturz vom Pferde.

19. Friedrich Eugen. 1795—1797.

Es folgte der dritte Bruder Friedrich Eugen. Er war schon Kanonikus; statt aber Messe zu lesen, zog er

wie sein Ahn Heinrich (S. 79) vor, das Schwert zu führen, und durch seine Heirath mit einer Preußin ist er Erhalter unseres Fürstenhauses geworden. Als preußischer Feldherr war er an Thätigkeit gewöhnt und trat seine Regierung mit dem Vorsatz an: „Ich will Gerechtigkeit üben; denn auch ich trete früher oder später vor Gottes Richterstuhl." Es war aber schlimme Zeit, seit Oestreichs Eifersucht Preußen genöthigt hatte, mit Frankreich den Basler Frieden (Apr. 95) zu schließen und Süddeutschland sich selbst zu überlassen. Am 24. Juni 96 überfiel Moreau die schwäbischen Kreistruppen bei Kehl und trieb sie in's Kinzigthal zurück; 2. Juli wurden sie in den unvollendeten Schanzen des Roßbühl und Kniebis überwältigt. Erzherzog Karl mußte Pforzheim räumen und sich über Cannstatt und Schorndorf bis in's Bairische zurückziehen. Auf seine Erklärung hin, er vermöge das Land nicht mehr zu schützen, unterhandelte der Herzog mit den Franzosen, sobald sie die Grenze überschritten; eben war Stuttgart 18. Juli vom Feind besetzt worden, als der Waffenstillstand vom 17. bekannt gemacht wurde, dem 27. Juli ein vom schwäbischen Kreis geschlossener folgte. Ja es kam auch zu einem einseitigen Friedensschluß, der 7. Aug. die Abtretung von Mömpelgard und eine Kriegssteuer von 4,259,333 fl. auferlegte, während der Kriegsschaden noch immer stieg und der gröbste Unfug überall fortdauerte, wo Franzosen hinkamen. General Vandamme namentlich betrieb das Plündern und Brandschatzen in Tübingen, Ebingen 2c. mit seltener Virtuosität. Die Oestreicher aber waren über diesen Abfall von ihrer Sache so empört, daß sie nach dem Abzug der Wirtemberger die schwäbischen Truppen bei Biberach 29. Juli überfielen, entwaffneten und schmählich nach Hause schickten, auch das Zeughaus in Ulm völlig leerten. So wurde Schwaben von ihnen bei ihrer siegreichen Rückkehr als Feindesland behandelt, bis Oct. 1797 der Friede zu Campo Formio Ruhe schaffte und die Oestreicher aus dem Lande entfernte.

Man wußte jetzt, was „Friede den Hütten" bedeute, aber auch wie wenig man am heil. deutschen Reich habe. Nun gieng der alte Kampf zwischen Fürst und Ständen wieder an. Das große Geldbedürfniß, zu dessen Befriedigung sich der Ausschuß nicht verstehen wollte, veranlaßte Merz 1797 die Einberufung eines allgemeinen Landtags. Seit 27 Jahren waren die Stände nicht mehr beisammen gewesen, weil es den Fürsten bequemer war mit Wenigen zu unterhandeln als mit Vielen, und weil der Ausschuß selbst nicht darnach verlangte, Rechenschaft abzulegen. Unterdessen aber hatte sich alles gewaltig geändert. Es war eine neue Zeit im Anbruch, welche allem Bestehenden eine neue Gestalt geben wollte; das Geschrei von Freiheit und Gleichheit hatte bewirkt, daß man der Landesversammlung mit ganz anderen Hoffnungen als früher entgegensah und einer neuen Verfassung zustrebte. Eine Menge von Flugschriften brachte diese Gedanken auch unter das Volk und machte es mit den Mängeln der Verfassung bekannt; alles sprach nur vom Landtag. Der Herzog aber wollte blos hören, wie die Kriegslasten (von 11½ Mill. fl.) umzulegen seien, und verbat sich im Voraus alle Vorlage von Landesbeschwerden.

Wirklich gieng jedoch der Landtag bald auf die Besprechung der mancherlei Uebelstände über, die bei der Regierung und namentlich beim engeren Ausschuß eingedrungen waren. Man disputirte über Wahlrecht und Wählbarkeit, über Pflicht und Recht, die Landstände zu berufen, über die Advokaten und Schreiber, die Bevorzugung des fremden Adels, die zu große Zahl der Beamten, das Vetterleswesen und hundert andere Dinge. Die Ausschüsse wurden abgesetzt, weil sie durch ihre Eigenmächtigkeit das allgemeine Vertrauen verloren hatten. Auch die Veröffentlichung der landständischen Verhandlungen wurde durchgesetzt. Um die Kriegskosten aufzubringen, wurde beschlossen, eine Vermögenssteuer umzulegen, weil sie für die niederen Stände minder drückend sei. Allein ehe der Herzog, dem diese Steuer nicht gefiel,

der auch sein Kammergut nicht in Mitleidenschaft ziehen ließ, sich darüber mit den Ständen verständigt hatte, starb er an einem Schlagfluß 23. Dez. 1797, der siebente Herzog, den diese Todesart traf.

Im Ehevertrag mit Friedrichs II. Nichte war 1753 festgesetzt worden, sämmtliche 12 Kinder im evangelischen Glauben zu erziehen. So geschah es, daß nun wieder ein evangelischer Fürst auf den Thron kam, der reichbegabte, aber französisch erzogene Friedrich II., geb. zu Treptow 1754, der als preußischer General Krieg führen, als russischer Statthalter befehlen gelernt hatte, und durch Selbstüberschätzung, Regierungslust und Prachtliebe stark an seinen Namensvetter Friedrich I. erinnert.

X. Die Könige von Württemberg.

1. Herzog, Kurfürst und König Friedrich. 1797—1816.

Im Anfang bestätigte der Herzog den Tübinger Vertrag nebst den übrigen Grundgesetzen, versprach, auf das Wohl seiner Unterthanen lebenslänglich bedacht zu sein, und stellte bereitwillig mehrere Landesbeschwerden ab. Bald aber gab der verlangte Militärbeitrag Anlaß zur Uneinigkeit; und da der Ausschuß nicht einmal die Hälfte des Geforderten bewilligte, ja des Herzogs Plan und den ihm entgegen gesetzten veröffentlichte, wurde Friedrich sehr erzürnt, wollte nichts mehr mit ihm zu thun haben und berief wieder (Nov. 98) die Ständeversammlung. Allein die gereizte Stimmung des Herzogs war nicht mehr zu beschwichtigen; vielmehr wurde sie durch unvorsichtiges Reden und Schreiben noch mehr genährt und durch die Einflüsterungen seiner Rathgeber unterhalten. Seine Erklärungen gegen die Stände wurden immer stärker, seine Verfügungen schroffer, und 17. Aug. 99 ordnete er eigenmächtig eine Aushebung von 4000 Mann an. Er war entschlossen, der zweiten Coalition gegen Frankreich beizutreten, dessen größter Feldherr N. Bonaparte eben in

Aegypten brachgelegt war. Schon im Merz hatte Erzherzog Karl an der Ostrach und bei Stockach über Jourdan gesiegt, und nachdem er ihn über den Schwarzwald gejagt, erschienen auch russische Heeresabtheilungen in Oberschwaben. Diesmal endlich schien's den stolzen Franzosen überall hinderlich zu gehen, kein Wunder, wenn ein deutscher Fürst mit dreinschlagen wollte. Nur war es nicht Treue gegen das große Vaterland, was ihm das Herz erfüllte; solche war überhaupt damals mit Laternen zu suchen. Vielmehr bewog ihn zur ernstlichen Theilnahme an dem voraussichtlich leichten Kampfe die Aussicht, welche ihm der Kaiser eröffnete, ihn von seinen lästigen Ständen zu befreien, sein Land zu vergrößern und ihm die Kurwürde zu verleihen. Friedrich half auch mit seinen Truppen die bis Laufen vorgedrungenen Franzosen (Sept.) zurückschlagen. Als aber jetzt Massena die Russen und Oestreicher bei Zürich besiegte, nahm die Rathlosigkeit überhand. Obgleich nun 31. Oct. das deutsche Reich sich der Coalition anschloß, verweigerten doch die würtembergischen Stände und der Geheimerath die Verwilligung einer Aushebung und des Militärbeitrags. Das östreichische Bündniß schien ihnen gefährlich, Neutralität die einzig richtige Politik. Sogleich wurden drei Geheimräthe entlassen und der Landtag selbst 20. Nov. aufgehoben. Da er dennoch seine Sitzungen fortsetzte, verwies ihm das 17. Dec. der Reichshofrath auf's schärfste, was freilich eine seiner letzten Sünden war. Die freisinnigsten Volksvertreter wurden verhaftet und vor eine eigene Kommission gestellt; der Reichshofrath aber drohte mit militärischem Einschreiten, wozu allerdings die Mittel bei der Hand waren; denn das Land seufzte unter der Last kaiserlicher Truppen, die unerschwingliche Lasten auflegten. Der neue Landtag, vom Herzog durch Drohungen eingeschüchtert, mußte sich Mai 1800 darauf beschränken, daß er seine Rechte feierlich verwahrte.

Indessen war aber N. Bonaparte als erster Consul der Beherrscher Frankreichs geworden, und während er

nach Italien eilte, überschritt Moreau April 1800 den Rhein und drängte die Oestreicher zurück. Der Herzog, der eben noch englische Hilfsgelder erlangt hatte, floh nach Erlangen; das Land mußte Brandschatzung zahlen, zu der Friedrich nichts beisteuerte, und verlor noch überdieß die Veste Hohentwiel, die jedem Württemberger für uneinnehmbar galt. Sie hätte sich gegen den Vandamme mit seinen 10,000 Mann wohl halten können, da es ihm um keine Belagerung zu thun war, als er den Trompeter sandte, sie aufzufordern. Aber die Besatzung bestand aus 150 Invaliden; der Gouverneur Bilfinger war ein alter Mann, sein Stellvertreter, Oberstlieut. Wolff, kein Kriegsmann; schmählich ließen sie sich überlisten, und so wurde die Festung ohne einen Schuß 1. Mai ausgeliefert, „unter der Bedingung ihrer unverletzten Rückgabe an Württemberg im Friedensschluß;" trotz Vandamme's „Ehrenwort" mußte sie (Oct.) auf Bonaparte's Befehl in einen Schutthaufen verwandelt werden.

Auch bei Biberach und Ulm (Juni) wurden die Oestreicher geschlagen, und letzteres fiel in dem Waffenstillstand, zu welchem Bonaparte's Sieg bei Marengo nöthigte, in französische Hände. Die Ulmer Festungswerke wurden gleichfalls zerstört. Daß Württemberg dem Feind 6 Mill. Franken zu zahlen hatte, das übrige Schwaben ebensoviel, war nur ein Theil der Kriegslasten, welchen endlich 9. Febr. 1801 der Lüneviller Friede ein Ziel setzte. Das ganze linke Rheinufer wurde vom Kaiser an Frankreich abgetreten und wer drüben etwas verlor, sollte hüben entschädigt werden auf Kosten aller derer, die keinen mächtigen Beschützer hatten. Ja auch die Fürsten von Modena und Toskana sollten in dem verkleinerten Deutschland noch einen Ersatz finden für das, was sie in Italien eingebüßt. So gab der Kaiser, ohne den Reichstag auch nur zu fragen, die Rechte und Güter der Unbeschützten weg, d. h. der geistlichen Stände und der Reichsstädte. Und nun begann die schmähliche Selbstauflösung des deutschen Reichs. Eine Reichsdeputation, in welcher neben

4 Kurfürsten auch Herzog Friedrich saß, sollte das Entschädigungsgeschäft bereinigen, kam aber nicht zum Ziel. Denn jeder einzelne wandte sich nach Paris, wo allein mit Geld und guten Worten etwas Erkleckliches auszurichten war. Bonaparte griff ein, indem er den Plan verfolgte, die kleinsten Gebiete des Reichs den mittleren preiszugeben, um an diesen eine Stütze gegen die größten zu gewinnen. Talleyrand schloß einen besonderen Vertrag mit Württemberg, wie mit Preußen, und nahm dabei nur auf Rußland Rücksicht, an welchem Herzog Friedrich einen treuen Beschützer hatte. War doch seine Schwester die Mutter des jungen Kaisers Alexander. Nur Baden stand diesem noch näher, da er eine Enkelin des Markgrafen zur Gemahlin hatte. Also wurde über das sterbende Deutschland von Rußland und Frankreich dermaßen verfügt, daß z. B. Baden für seine Einbuße achtfache, Württemberg jedenfalls doppelte Entschädigung erhielt. Die neuen Besitzungen von 40 □Meilen mit 125,000 Einwohnern bestanden in der Propstei Ellwangen, den Stiften und Klöstern Comburg, Oberstenfeld, Rottenmünster, Heiligkreuzthal, Schönthal, Zwiefalten, Margarethenhausen und Dürrenmettstetten, wozu noch die 9 Reichsstädte Aalen, Eßlingen, Giengen, Gmünd, Hall, Heilbronn, Reutlingen, Rotweil und Weil kamen. Friedrich mochte dieselben dem Lande, das dadurch hübsch abgerundet wurde, doch nicht gerade einverleiben, wiewohl es für die Opfer der 10 Kriegsjahre eine Vereinfachung der Verwaltung billig ansprechen durfte. Vielmehr wurde daraus ein eigener Staat „Neu-Württemberg" mit besonderer ständeloser Regierung und Verwaltung gebildet, und in drei Landvogteien, Ellwangen, Heilbronn und Rotweil eingetheilt. Hatten die Neuwürttemberger keine Freude an dieser Gestaltung der Dinge, da sie aus Selbstregierung und Krummstabsschlendrian heraus einer strengen, stürmischen Alleinherrschaft verfielen, so gieng es den Altwürttembergern nicht besser. Alle Vorstellungen des Landschaftsausschusses, der die neuen Gebiete als Kriegs-

entschädigung, als Erwerb des Landes, behandelt wissen wollte, blieben vergebens; kein Landtag wurde einberufen, vielmehr ein und das andere störrige Ausschußmitglied des Landes verwiesen. Nachdem der Vertraute des Herzogs, Graf Zeppelin 1801 gestorben war, fand sich niemand mehr, der mäßigend auf den Starrsinn und Zorn des Fürsten wirken konnte.

Friedrich ward Febr. 1803 zum Kurfürsten erhoben, was zu Aenderung von Titel und Wappen, zur Anordnung eines neuen Jahresfestes und Vermehrung des Hofprunks Anlaß gab. Zum Küren freilich kam es hinfort nicht mehr. Wohl berief er nun wieder einen Landtag, der 19. Merz 1804 zusammenkam und auf der Vertheidigung seiner Rechte beharrte, statt wie der Kurfürst verlangte, einfach den Kriegsschaden auszugleichen. Am 20. Juni schickte er ihn nach Hause, weil „Prälaten und Deputirte keines Vertrauens mehr würdig seien;" am meisten hatte ihn geärgert, daß sie dem Kurprinzen eine Dotation ausgesetzt hatten und seine Wiedervereinigung mit dem Vater (der ihn durch seine Härte in's Ausland getrieben) so sehnlich wünschten, wie die Herstellung des Vertrauens zwischen Fürst und Land. Ein Mitglied des Ausschusses, Wagner von Calw, und der Landschaftsconsulent Groß wurden verhaftet, und da dem Ausschuß mit der Gefahr auch der Muth wuchs, Beschwerden einzureichen über allerhand Verletzung der Landesrechte, ja auch beim Reichskammergericht zu klagen, entsetzte Friedrich noch fünf Ausschußmitglieder, und verordnete weitere Verhaftungen, selbst der Frau des Sekretärs Stockmaier, die ihres Mannes Papiere einmal nicht herausgab. In der Folge zog er mildere Saiten auf und verhandelte Nov. 04 – Merz 05 mit einem neuen Landtag, doch ohne ein Einverständniß zu erzielen. Es folgten grobe Verweise, neue Verhaftungen, endlich 17. Sept. Erbrechung und Beraubung der landschaftlichen Kassen, unter fortwährendem Protest des Ausschusses.

Indessen war aber Napoleon Kaiser geworden und

hatte die dritte Koalition (von England, Oestreich, Rußland, Schweden) gegen sich in's Feld gerufen. Eben in jenem Sept. 1805 richtete sich der östreichische General Mack in Ulm ein, das er nothdürftig befestigte, während Ney vom Westen her Stuttgart besetzte. Am 2. Oct. traf Napoleon in Ludwigsburg ein und fragte: „Für oder wider mich?" Versuchte auch der Kurfürst Neutralität zu halten, berief er sich auch auf die nothwendige Berathung der Landschaft, es hieß: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich" und „jagt jene Schurken fort!" 8000 Württemberger mußten sogleich gegen Oestreich mitziehen; und dem Ausschuß wurden unter heftigen Vorwürfen die nöthigen Gelder abverlangt. Daß er den Militär- und Straßenbeitrag jetzt bewilligte, während er gegen Schloßbau u. a. sich noch wehrte, konnte nun nichts mehr helfen; am 30. Dec. 1805 wurde die ständische Verfassung als „eine nicht mehr in die itzige Zeit passende Einrichtung" für aufgehoben erklärt. Der nunmehrige „König" kündigte das den Ausschußgliedern, die er zu sich hatte entbieten lassen, mit kurzen Worten an und bemächtigte sich des Archivs und der Kassen. Endlich sei der Schlange der Kopf zertreten, rühmten die Minister. Es schien auch wirklich eine ganz neue Zeit angebrochen: 17. Oct. hatte Mack sowohl Ulm als sein Heer übergeben, 2. Dec. folgte die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz und 26. Dec. der Friede von Preßburg, der Württemberg zum Königreich erhob und ihm neuen Länderzuwachs mit 150,000 Einwohnern verschaffte: die Grafschaft Hohenberg, die Landvogtei Altdorf, die Landgrafschaft Nellenburg, die Städte Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Saulgau, Mengen u. s. w.

Am Neujahr 1806 nahm Friedrich feierlich die Königswürde an und ließ sich den unbedingten Eid der Treue und Unterthänigkeit schwören, den nur zwei Männer, Georgii und Sartorius, verweigerten. Alt- und Neuwürttemberg wurden nun vereinigt zu schrankenloser Unterwürfigkeit unter den Willen des Königs; auch das Kirchengut (zu 33 Millionen fl. veranschlagt) sank in die

Staatskasse. Was das Land an Rechten verloren hatte, wurde ihm nur durch äußern Zuwachs an Gebiet ersetzt, nachdem der König 12. Juli dem Rheinbunde beigetreten und 6. Aug. das deutsche Reich aufgelöst worden war. Die neuen Landestheile waren: Wiesensteig, Wiblingen, Schelklingen, Biberach, Waldsee, Kapfenburg, Altshausen, der größte Theil der hohenlohischen Fürstenthümer, die Besitzungen der Truchsesse von Waldenburg, des Fürsten von Thurn und Taxis, die Grafschaft Limpurg, das Fürstenthum Ochsenhausen, Warthausen, Weingarten, Schussenried u. s. w., im Ganzen 180,000 Einwohner, wogegen ein Bezirk von 20,000 Einwohnern an Baden abgetreten wurde. Solches Hin- und Herschieben des Besitzes zwischen den Nachbarn war damals an der Tagesordnung; Napoleon spielte nur so mit Fürstenthümern und Baiern, Baden und Württemberg hatten dabei einfach zu folgen. Später (1809—10) kamen zum Königreiche weitere 110,000 Seelen mit Tettnang, Buchhorn (jetzt Friedrichshafen), Wangen, Ravensburg, Leutkirch, Söflingen, Geißlingen, Albeck, Elchingen, Crailsheim, Ulm, Neresheim, Dischingen, Hohenlohe-Kirchberg, Mergentheim, Gerabronn und Rothenburg, bis endlich von der Tauber zum Bodensee das jetzige Württemberg zusammengebracht war.

Die ganze Landesverfassung wurde umgeändert, statt des Geheimenrathscollegiums, das s. 1620 bestanden, ein Staatsministerium mit sechs Departements eingesetzt und das Land in 12 Kreise, später in 12 Landvogteien eingetheilt, alles nach französischem Vorbild. Die Stiftungen wurden dem Finanzdepartement untergeordnet, allen christlichen Religionsparteien 1806 freie Glaubensübung, Alt- und Neuwürttembergern gleiche Rechte zugestanden, dem Volksschulwesen eine neue Einrichtung gegeben und eine Menge anderer Anordnungen getroffen. Vieles Alte schwand, man durfte nicht einmal mehr auswandern, wurden doch Edelleute genöthigt, fremde Dienste zu verlassen und sich in Württemberg zu stellen. Man durfte nicht mehr jagen, mußte alle Waffen abgeben. Der Hof wurde glänzend

ausgestattet, Adel und Städte streng unterworfen, überall rasch und scharf gerichtet und gestraft, doch die Folter 1811 abgeschafft. Furcht vor des Königs Zorn und Hoffnung auf seine Gnade, zusammen mit plötzlich ertheilten Weisungen und unerwarteter Einforderung von Berichten, hielten alle Beamten in ununterbrochener Spannung, in nie gesehenem Diensteifer. Die Finanzlast wuchs gewaltig, wurde aber möglichst gleich vertheilt. Was der Staatskasse zu beschwerlich fiel, wurde auf die Gemeindekassen gewälzt, überhaupt aber die Gemeinde durchaus von der Regierung abhängig gemacht.

Konnte bisher in Friedenszeit kein Württemberger zum Kriegsdienst genöthigt werden, so wurde nun die allgemeine Dienstpflicht verfügt, wie Napoleon sie eingeführt hatte. Friedrich aber ließ die Aushebung mit zunehmender Schonungslosigkeit vornehmen und unterwarf die Ausgehobenen der strengsten Zucht. So bildete er sich mit Sorgfalt und Einsicht ein Heer, dessen einzige Triebkraft die militärische Ehre war; wer sich irgend auszeichnete, war gewiß, vom König bemerkt und befördert zu werden. Dreimal mußte das Heer erneuert werden, so groß war der Verlust in den napoleonischen Kriegen. 1806 half es im Verein mit Baiern das sichere Preußen demüthigen; damals fiel ihm die Belagerung der schlesischen Festungen als Aufgabe zu, es löste sie mit Tapferkeit, aber ohne alle Schonung der überwundenen deutschen Brüder. Als der Krieg beendigt war, vermählte sich Napoleons jüngster Bruder Hieronymus 1807 mit Friedrichs Tochter und erhob sie auf den neuen Thron in Cassel. Vom spanischen Krieg (s. 1808) wußte der König seine Regimenter fern zu halten; dazu erschien er selbst auf der Kaiserversammlung in Erfurt, wo er den Hohn der Hofschranzen und Adjutanten mitzuschmecken bekam („nur ein König!" wurde dort angemeldet, oder „le roi de W. ventre à terre"). Dagegen kämpften die Württemberger wacker gegen Oestreich 1809, welches bei seiner Erhebung umsonst an die deutsche Brüderlichkeit appellirt hatte. Unter

Napoleons Augen die Donau entlang zu siegen, war Offizieren und Soldaten die höchste Ehre; damals hauptsächlich waren es Deutsche, mit welchen der welsche Kaiser Deutsche niederwarf.

Doch spürte man jetzt, daß allmählich der deutsche Zorn gegen die Fremdherrschaft erwachte; Tyrol wußte die Baiern und Franzosen aus dem Land zu schlagen, und empörte Vorarlberger streiften sogar über die württembergische Grenze, regten auch das katholische Landvolk auf. Der König zog selbst in den Kampf, der (Jul.) um Eglofs und Isny entbrannte, bis der Waffenstillstand von Znaim die Ruhe herstellte. An der Nordgrenze erregte die Forderung, daß Mergentheim dem Könige huldigen solle, einen wilden Aufruhr. Bewaffnete Bauernschaaren drangen in die Stadt und bedrohten das Leben der Beamten; als dann das Militär eindrang, verübte es in der unschuldigen Stadt blutige Gewaltthaten, worauf über die Empörer strenges Urtheil gehalten wurde (Juni).

Daß die Regungen des neuen Geistes, der in dem zertretenen Preußen seinen Herd hatte, auch in Schwaben einigen Anklang fanden, blieb dem König nicht verborgen. Am 2. Febr. 09 wurde jedes politische Gespräch bei schwerer Strafe verboten und die 1808 eingeführte Censur verschärft; überall standen nun auch geheime Kundschafter auf. Unter dem streng durchgeführten Continentalsystem, da alle englischen Waaren confiscirt wurden, litten Handel und Gewerbe auf's empfindlichste. Als der Komet von 1811 am Himmel stand, kam unsägliche Noth über die Familien durch die Rekrutirung für den russischen Feldzug. Schon angestellte Schreiber, Advokaten, Aerzte, Apotheker, alles mußte fort; Friedrich wollte sich gute Offiziere bilden und zugleich dem Volk seine Gerechtigkeitsliebe zeigen, daher fast keine Ausnahme gemacht wurde. Doch wenn die Rekrutirungsacten ihm vorgelegt wurden, konnte er, der Sache müde, mit dem Stock die obersten hinausfliegen lassen und sagen: diese Kerls müssen Soldaten sein; zuweilen hob er auch die obersten weg und

verurtheilte die unteren dazu. Auf 15,800 Mann, 3400 Pferde und 32 Kanonen belief sich das stattliche Contingent, das 1. Merz 1812 nach der Heerschau bei Oehringen in den Norden marschirte, dem kaum geahnten Gericht entgegen; der Kronprinz, der es anführte, wurde aber schon in Witepsk durch die grassirende Ruhr genöthigt zurückzutreten, worauf General Scheler das Commando unter dem Marschall Ney übernahm. Als dieser es am Dnieper (Aug.) musterte, standen nur noch 5000 Mann in Reih und Glied, obgleich bis dahin keiner ein Gewehr abgefeuert hatte. Der Kampf um Smolensk ließ nur die Hälfte übrig. Im Sept. schlichen 2000 Gesunde und Kranke in Moskau ein, 1500 etwa verließen die halbverbrannte Stadt (Oct.), um auf dem unvergeßlichen Rückmarsch zu verderben. Noch 150 Bewaffnete überschritten die Beresina, dann löste sich Alles auf im stündlichen Kampf um's Dasein, und auch die nachgeschickten blutjungen Ergänzungstruppen erlagen im Nu dem ansteckenden Elend. Als die kümmerlichen Ueberreste heimkehrten (Febr. 1813) und von einem Regiment nur noch ein Mann auftrat, vergoß selbst der strenge Fürst eine Thräne.

Aber nun galt es verdoppelte Anstrengung, um ein neues Heer gegen das opfermuthig erstehende Preußen zu führen. Damals gieng in Oestreichs Auftrag Fürst Schwarzenberg nach Paris und erforschte unterwegs die Stimmung der süddeutschen Fürsten; Friedrich war der einzige, der noch mit ganzer Seele zu Napoleon stand. So mußten denn auf den sächsischen Schlachtfeldern wiederum Tausende von Schwaben für den fremden Zwingherrn bluten; die Württemberger zeichneten sich besonders bei Bautzen (20. Mai 13) aus, hieben aber auch im Waffenstillstand das Lützow'sche Freikorps, welchem Napoleon bitter gram war, bei Kitzen schmählich zusammen (15. Juni). Als sodann Oestreich die Macht der Alliirten verstärkte, wurde die Lage der Württemberger immer kritischer. Einmal beklagte sich General Franquemont bei

dem ihm vorgesetzten Marschall, daß er die Württemberger so schonungslos hinopfere, ihnen würden immer die gefährlichsten Stellungen angewiesen; diesem entfuhr die Antwort: Es liegt in unserem Interesse, daß ihr alle umkommt, damit ihr nicht einmal die Waffen gegen uns kehrt. So begreift sich's, wie General Normann in der Schlacht bei Leipzig nach dreitägigem Morden am Nachmittag des 18. Oct., da er gar weit vorgeschoben war, seine 600 Reiter zu den Alliirten überführte, nachdem die streitmüden Sachsen dazu das Beispiel gegeben hatten. Natürlich erklärten dann die Franzosen den Verlust der Entscheidungsschlacht aus diesem „Verrath" ihrer Verbündeten. Friedrich aber, obwohl genöthigt durch den Vertrag von Fulda 2. Nov., worin ihm Oestreich sein Gebiet, ja auch die ungeschmälerte Souveränetät zusicherte, den Alliirten beizutreten, war hocherzürnt über Normanns Streich. Er löste die Reiterbrigade auf, forderte den Offizieren ihre Ordenszeichen ab und zwang den General zur Selbstverbannung.

Er war nun selbst ein Alliirter: wie er in seinem Manifest erklärte, „weil Napoleon die in der Rheinischen Bundesakte übernommene Verbindlichkeit der Beschützung des Königreichs ganz außer Acht gelassen." Als ihm aber sein Minister Jasmund zu dieser Schwenkung Glück wünschte, verwies der König ihm auf's herbste solche überspannte Ideen, suchte auch die von den Alliirten gebotene Aushebung von Truppen für den Nationalkrieg hinzuhalten. Die nöthige Zahl von 24,000 Mann und 2900 Pferden kam jedoch leicht zusammen, denn das Volk, voran die Jugend, freute sich hoch über den Umschwung, weniger freilich die Offiziere. Im Jan. 1814 zog der Kronprinz mit fröhlichem Herzen durch die Vogesen und nahm Theil an Blüchers Sieg von La Rothiere (1. Febr.), der ohne Schwarzenbergs, des Oberbefehlshabers, Langsamkeit den Franzosen verderblich geworden wäre. Am heißesten kämpften die Württemberger 18. Febr. um die Brücke von Montereau, wo Napoleon selbst das Geschütz auf den

Kronprinzen richtete; ihre opferwillige Ausdauer deckte den nothwendig gewordenen Rückzug des Hauptheeres. Bei Arcis sur Aube 20. Merz standen sie nochmals dem Kaiser fest gegenüber, andre male halfen sie seine Marschälle schlagen, zuletzt 25. Merz bei Fère Champenoise. Doch fiengen damals die Kosaken einen Brief auf, in welchem K. Friedrich dem Napoleon zu seinen letzten Februarsiegen geradezu Glück wünschte und auf Rückkehr unter seine Fahnen hoffte. Als derselbe 31. Merz niedergekämpft war, vergaß man das im allgemeinen Siegs- und Friedensjubel. Der Pariser Friede ließ Mömpelgard u. a. Eroberungen bei Frankreich; das Siegesfest der Leipziger Völkerschlacht aber durfte in Stuttgart nicht gefeiert werden. Der Wiener Congreß, an welchem auch der König sammt dem Kronprinzen theilnahm, war nicht nach seinem Geschmack, mißmuthig kehrte er in's Land zurück. Da rief denn bald die Kunde, Napoleon sei von Elba zurückgekehrt, auch 20,000 Württemberger in's Feld. Sie schlugen sich 26. Juni 1815 wacker mit General Rapp, der Straßburg halten sollte; eine unnöthige Waffenthat, da der Feldzug bereits durch den einen Sieg von Waterloo 18. Juni entschieden war und Napoleon 22. abgedankt hatte. Wie sehr nun auch der Kronprinz wünschte, daß das Elsaß von Frankreich abgetrennt werde, damit Süddeutschland eine sichernde Grenze erlange, geschah doch nichts in dieser Richtung. $11\frac{1}{4}$ Mill. Franken waren Württembergs Antheil an der Kriegsentschädigung, und 4 Regimenter blieben bis 1818 um Weißenburg gelagert, als eine Division des Occupationsheers.

Die verfassungslose napoleonische Zeit war nun vorüber. Napoleon hatte Friedrich geachtet: „ein harter, aber rechtlicher Mann," konnte er sagen, „und der geistvollste Fürst in Europa. Wenn dieser Flegel 80,000 Mann hätte, so würde ich ihn fürchten." Seine standhafte Weigerung verhütete einmal die beabsichtigte Theilung Württembergs zwischen Baden und Baiern. Hannover, das man ihm dafür anbot, schlug er ebenso unbe-

deutlich aus als das größere Portugal. Aber die Liebe seiner Unterthanen suchte er kaum; er war sich guter Absichten bewußt, die darum irgendwie durchgesetzt werden mußten. Es war ein harter Druck, der auf dem Lande lastete, wenn man auch anerkennen mußte, daß er sehr gleichmäßig ausgeübt wurde und dadurch beitrug, die früher so sehr geschiedenen Landestheile und Stände einander näher zu rücken und zu verschmelzen. Den Adel besonders ließ Friedrich gern seine souveräne Macht fühlen: er nahm ihm die Gerichtsbarkeit, die Polizei, das Ernennungsrecht von Schultheißen, jede eigene Erbfolgeordnung, wie die Fideicommisse; dagegen legte er Allen die gleichen Steuern, Einquartirung und Vorspanndienste auf, zwang die einst reichsunmittelbaren Familien, jährlich 3 Monate in Stuttgart zu wohnen, und setzte die adeligen Gutsbesitzer in die 8te Rangklasse nach den Stalljunkern und Pagen. So konnten die Stuttgarter noch stolz auf ihn sein, „er sei so ein guter Schütze und schlage Bediente und Oberbeamte mit derselben Peitsche." Alle Angestellten aber zitterten vor ihm, wurde doch des Regierens, des Centralisirens und der Schreiberei mehr als je. Da liefen Anfangs noch Berichte ein wie der: „Im Weiler sind es 9 Seelen und 5 Tagelöhner;" oder einer über den Viehstand: „Allhie im Orte befinden sich nur 2 Rosse, nemlich Schultheiß und Burgemeister, dieweilen die ganze übrige Burgerschaft aus Ochsen besteht." Aufgefordert, über den moralischen und physischen Zustand seiner Gemeinde zu berichten, schrieb ein Schultheiß kurz und gut: „das Moralische ist hie zu Land nicht bekannt und die Viehsieche seit 10 Jahren nicht mehr ausgebrochen." So nach und nach lernte man's besser. Der Bauer vergaß allen Spaß, denn er verkam unter der Last der Abgaben; 1815 berechnete das Oberfinanzdepartement, daß vom Reinertrag des gesammten Grundbesitzes dem Eigenthümer nur Ein Fünftel blieb; wie nun, wenn das überall gehegte Wild in seine Felder drang, während er selbst der tollen Jagdlust des Fürsten auf weite Fernen

mit Zutreiben dienen mußte? Wehe dem, der dem Wild Schlingen legte oder gar mit versteckt gehaltener Flinte ihm nachstellte (wurde doch wer einen tollen Hund erschoß, gestraft!); es blieb den Armen nichts übrig, als die Ernten durch Umlagern des Nachts, oft mit großen Feuern, zu schützen. Allen war das Waffenführen, auch das Scheibenschießen untersagt; ein Landjägercorps handhabte strenge Polizei. Den Städtern vergieng das gewohnte freie Reden, Kaufleute vollends mußten sich wegen allerhand Waaren vor Angebern fürchten; Geld außerlands zu schicken, wär's auch für einen Sohn, war bei Strafe der Confiskation verboten. Polizeispione saßen gerade den Redlichsten auf, weil wahrhaft deutsche Gesinnung geächtet war. Männer wie Pfarrer Dann aber sahen Gottes Gerechtigkeit darin, daß wenn die Deutschen von den Franzosen eine neue Mode angenommen, diese nach einiger Zeit selbst über den Rhein kommen, um ihren Lehrlingen den Schneider auszuklopfen.

Auch die Kirche mußte dem König blindlings unterworfen sein. Bisher hatte das Consistorium alle Pfarrämter besetzt, mit Ausnahme der Prälaturen und Superintendenzen; die katholischen Herzoge hatten das Kirchenregiment dem Geheimenrath überlassen müssen; Landeskirche und Landesverfassung waren unauflöslich verwachsen. Friedrich behandelte Katholiken und Protestanten in gleicher Weise, indem er das Oberconsistorium, wie den neuen „katholischen geistlichen Rath" unter den Chef des geistlichen Departements stellte, der jeden Wink des Königs als unbedingten Befehl annahm und raschen Gehorsam forderte. Dem Papst wurde erklärt, daß der König Anordnungen des Auslands über die inneren Verhältnisse seines Reichs nicht anerkennen werde; Predigt und Katechese mußten an Sonn- und Festtagen vom Priester gehalten, durften nicht durch andere Andachtsübungen verdrängt werden. Ausländische Wallfahrtsorte zu besuchen, nächtliche Gottesdienste zu feiern, wurde verboten. — Den Protestanten wurde 1808 eine neue Liturgie aufgenöthigt,

in welcher der Teufel nicht erwähnt werden durfte, wie es „der Bildung des gegenwärtigen Zeitalters angemessen“ schien. Schon war durch militärische Exekution das griesinger'sche Gesangbuch in widerstrebenden Gemeinden eingeführt worden. Pf. Friedrich, der nun erklärte, er könne Gewissens halber die neue Liturgie nicht annehmen, wurde abgesetzt. Um die Tauffrage: Widersagst du dem Teufel? nicht auszulassen, taufte daher mancher Vater sein Kind selbst und brachte dem Pfarrer die Anzeige mit der Geldstrafe von 11 M. Hausmüttern, die sich weigerten, ihr Kind nach der neuen Form taufen zu lassen, wurde es auch durch Polizeidiener weggenommen und in die Kirche getragen. Das Veto, das den Gemeinden gegen neuernannte Geistliche zustand, wurde 1810 abgeschafft, dafür aber 1811 allerhand Außenwerk, z. B. ein neuerfundenes Barett (mit Zeichnung) den Geistlichen vorgeschrieben, jeder Pfarrer endlich seinem Dorfschulzen untergeordnet. Wahrhaft päpstlich lautete die „Normalvorschrift gegen den Pietismus,“ welche der freimüthige Prediger Dann vor dem Cultminister stehend sich vorlesen lassen mußte. Und es war, wie Dann sagte, eine Hasenzeit, da der Zeugengeist überaus selten wurde; die Schrift, mit welcher Dekan Harttmann 1812 seine Entlassung nahm, wagte man dem König gar nicht vorzulegen. Um so stärker regte sich der Sektengeist. Der Separatist Rapp, der gegen die Schulordnung, Eidschwur und Kriegsdienst protestirte, hatte noch 1804 an 700 Anhänger nach Nordamerika geführt und dort eine Kolonie der Ehelosen, die Harmonie gestiftet. Dann aber wurde die Auswanderung verboten. Als sie halbwegs wieder gestattet ward, eilten 1816 Tausende nach Rußland als dem Bergungsort, wo der drohenden Noth der letzten Zeiten zu entgehen war; denn Napoleon galt für Apollyon oder Antichrist, er kam gewiß noch einmal von Helena zurück, um die große Trübsal einzuführen, auf die a. 1836 das tausendjährige Reich folgen sollte. — Andrerseits wurde doch auch in diesen Tagen des Continentalsystems ein fruchtreicher Verkehr

gehegt mit den modernen Gesellschaften zur Ausbreitung des Evangeliums in unofficieller Weise. Die deutsche Christenthumsgesellschaft, welche durch den Augsburger Urlsperger in Basel gegründet worden war, hatte s. 1782 Tübinger Theologen zu Sekretären und warme Theilnehmer in Württemberg. Mag. F. Steinkopf, s. 1795 in Basel, siedelte 1801 nach London über und wurde dort 1804 ein Mitgründer der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft. Ch. Fr. Spittler und M. Gottlieb Blumhardt, die er selbst nach Basel gezogen, wurden dort voll des Missionsgeistes, der sich so mächtig in England regte; und Steinkopf gelang es, auf jeweiligen Reisen das Feuer zu schüren. Auf einer derselben 1812 brachte er es zur Gründung der württ. Bibelanstalt, für welche eine wohlgewählte Committee von Stuttgartern des Königs Genehmigung erlangte. Schwerer hielt es, des Königs Erlaubniß zu Blumhardts Anstellung als Missionsinspektor in der verhaßten Schweiz zu gewinnen. Aergerlich sagte er zuletzt: „Kann marschiren," schrieb aber (Dec. 1815): „mit Vorbehalt der Rückkehr in's Vaterland, jedoch ohne Hoffnung auf Wiederbedienstung." Was über die eigenen Staatsinteressen hinausgieng, blieb einmal dem König widerlich. Blumhardts Begleiter war ein erster Missionszögling, dem noch viele Hunderte folgen sollten, während Halle nur einen, die Brüdergemeine und Jänike einige wenige Württemberger in die Heidenwelt ausgesandt hatten.

Die Aufsicht über die Lehranstalten wurde 1806 dem Consistorium entzogen und einer Studiendirection übertragen, welche (unter dem Cultminister) auch die bisher selbständige Universität 1810 zu leiten bekam. Katholische und evangelische Schulen wurden gleichmäßig geordnet und 1811 das Lehrerseminar in Eßlingen errichtet, das einen fruchtbaren Fortschritt zum Bessern einführte. Auch die Universität wurde durch neue Lehrstühle gehoben ꝛc. Es war manches Gute in den 2342 Rescripten, Decreten, Edikten und Manifesten, die 1806—14 erlassen

wurden, aber zunächst fühlte nur männiglich, daß jeder Boden des Rechts in's Schwanken gerathen war; alle Ordnungen der neuwürttembergischen Landestheile z. B. wurden durch einen Federstrich vom 1. Jan. 07 an beseitigt, sofern sie nicht mit dem württembergischen Recht übereinstimmten. Und sehr häufig bestimmte der König die Strafen eigenmächtig, schärfte den Spruch der Behörden, oder erklärte auch die Angeschuldigten für gemüthskrank.

Nur der Umstand, daß Napoleon hinter dem Könige stand, hatte bisher die Opposition eingeschüchtert, den weitverbreiteten Ingrimm zurückgehalten. Nun die Zuchtruthe der Völker weggeworfen war, erkannte Friedrich, daß die Willkürherrschaft zu Ende sei. Hatte er noch in Wien die Anträge Preußens und Hannovers für Einführung ständischer Verfassungen hartnäckig bestritten, so that er gleich nach seiner Rückkehr Jan. 1815 kund: „schon seit dem Eintritt der Staatsveränderung von 1806, da die alte Verfassung im Drang der Zeiten habe zu Grunde gehen müssen, sei er zu dem Entschlusse gekommen, sobald ein fester Stand der Dinge dasei, dem Königreich eine angemessene Verfassung zu geben; nun finde er sich bewogen, seinem Volke diese Wohlthat nicht länger vorzuenthalten." Uebrigens wußte man wohl, daß ihm der vaterländische Geist der Befreiungskriege ein Greuel war, daher er den freisinnigen Rheinischen Merkur in seinem Reiche verbot und den deutschen Bund, dem er 1. Sept. beitrat (wie 14 Tage später der heiligen Allianz), nur als eine Fürstenverbindung, nicht als den Ansatz zur Bildung eines einigen Deutschlands verstand. Friedrich versprach jetzt seinem Lande eine Verfassung, welche den Ständen das Recht der Einwilligung zu neuen Gesetzen und zur Erhöhung bestehender Steuern ertheilte, aber alles Zurückkommen auf die Zeit, in der sein Wille Gesetz gewesen war, ausschloß, überdieß die Stände nur alle 3 Jahre, auf kurze 6 Wochen zur Bereinigung kleiner Geschäfte zusammenrief. Als der König 50 Adligen, 4 Geistlichen

und 70 Volksvertretern diese Urkunde 15. Merz feierlich übergeben hatte, verließ er den Saal in der Zuversicht, daß Alles beendigt sei. Graf Waldeck aber trug sogleich darauf an, das Gebotene abzulehnen und auf dem guten alten Recht zu bestehen. Alles fiel ihm zu, obwohl in der alten Verfassung für den Adel (der sich ja S. 145 selbst ausgeschlossen hatte) keine Stelle war, obwohl die Neuwürttemberger dieselbe kaum kannten, obwohl die Katholiken durch sie von der Volksvertretung ausgeschlossen waren. Man stimmte eben den Altwürttembergern in dem Wunsche bei, kein geschenktes Recht anzunehmen. Herzog Christophs Name war jetzt in Aller Mund. Der König hielt an seiner Grundlage fest, ließ sich aber zu Unterhandlungen herbei. Die Versammlung betrachtete sich nun als eine constituirende und legte durch Zahn (von Calw) die demüthige Schilderung der Landesnoth vor: 5 Mill. fl. jährlich koste der Hof, wie hoch aber belaufe sich der Wildschaden und die Jagdfrohnden rc. Ganz Deutschland staunte ob diesen Enthüllungen. Der König wurde nachgiebiger als man erwarten konnte, die Stände kamen ihm aber nicht entgegen, wie der staatsmännische Cotta (der die Allgemeine Zeitung gegründet und sie seiner Zeit vor Friedrichs Zorn nach Augsburg verlegt hatte) jetzt anrieth. So wies auch Friedrich ihre dringendste Forderung, die Durchsicht der Gesetzgebung seit 1806, eigensinnig ab, und da sie die Landesbeschwerden veröffentlichten, vertagte er sie 26. Juli.

Die steigende Erbitterung im Lande veranlaßte ihn, den freisinnigen Freiherrn von Wangenheim zu seinem Unterhändler zu machen (Oct.); aber die wiederversammelten Stände stießen sich an den naturphilosophischen Ideen und der glatten Redefülle des Coburgers. In Folge einer begreiflichen Täuschung erschien ihnen die frühere Zeit als gar zu golden, so daß sie am verbrieften Recht auch das Veraltete und Haltlose dem Vernunftrechte vorzogen. Bolley verlangte in seiner Adresse, daß der König die alte Verfassung als gültig für's ganze Königreich

anerkenne; nöthige Aenderungen sollten einer Ergänzungsacte vorbehalten werden. Darauf legte der König (13. Nov.) 14 Grundartikel vor als Unterlage einer neuen zu vereinbarenden Verfassung; sie gewährten die Durchsicht der jüngeren Gesetze und alles was man nur wünschen konnte. Verwerfe man sie, so werde er seinem neuen Lande eine wahre Repräsentativverfassung geben, im Stammlande aber die alte Ordnung herstellen. Leider lenkte man nun nicht ein, Graf Waldeck wiegelte vielmehr das Volk und den süddeutschen Adel auf, ließ sich auch mit dem unheimlichen Prinz Paul, des Königs zweitem Sohn, in geheime Verbindung ein. Im Nothjahr 1816 hatte die Steuererhebung ihre besonderen Schwierigkeiten, der König aber schrieb diese weniger dem Elend der Armen als der von den Ständen genährten Widersetzlichkeit der Vornehmen zu. Von unten drohte Steuerverweigerung, von oben Auflösung; Wangenheim vermehrte den Wirrwarr, indem er plötzlich das Zweikammersystem empfahl. Der Mehrzahl aber blieben die ständische Kasse und der ständige Ausschuß das Wichtigste. Unter diesen aussichtslosen Kämpfen überfiel den König eine Krankheit, die eine unbedeutende Erkältung schien, aber ihn unerwartet schnell 30. Oct. 1816 hinwegraffte.

Friedrich hinterließ eine Witwe, die britische Königstochter Charlotte Mathilde, welche s. 1797 ihm vermählt, ihr stilles dem Wohlthun geweihtes Leben 1828 beschloß, und sechs Brüder, deren zwei er zu württembergischen Feldmarschällen erhoben hatte. Von den 3 Kindern seiner ersten Gemahlin, einer braunschweigischen Prinzessin, folgte ihm Wilhelm, 27. Sept. 1781 im schlesischen Lübben geboren, sehr streng erzogen, schon 1800 ein Freiwilliger im öftreichischen Heer und 1814 tüchtiger Anführer im französischen Krieg. Nachdem die von Napoleon ihm aufgedrungene Ehe mit einer bairischen Prinzessin gelöst war, hatte er sich Jan. 1816 in Petersburg mit der geistvollen Katharina, der Schwester Kaiser Alexanders, vermählt.

2. Wilhelm I. 1816—64.

Aller Herzen schlugen ihm entgegen, als er den Thron bestieg; wußte man doch, wie viel er selbst unter dem Despotismus des Vaters gelitten, wie viel er mit dem Freiherrn v. Stein und andern Patrioten Rath gepflogen hatte über die neue Ordnung der Dinge. War er doch der Mann, auf den in Deutschland jedermann sah, wenn man etwa nach einer strafferen Einheit seufzte und für die höchste Stelle den weisesten Fürsten suchte. Es war kaum nöthig, daß er erklärte, die Wohlfahrt der ihm anvertrauten Unterthanen werde das einzige Ziel seiner Bemühungen sein; die ganze Physiognomie des Landes änderte sich in einem Augenblick. Der unsinnige Hofprunk wurde plötzlich beseitigt; statt der theuren Menagerie galt es jetzt, hungernde Menschen zu speisen. So war im Nu das Jagdunwesen abgestellt, die geheime Polizei aufgehoben, das Briefgeheimniß eingeschärft, und eine Menge von Gnadenacten leerte die Gefängnisse. Eine volksthümliche Maßregel war auch die Herstellung des Geheimenraths (Nov.), jener alten Regierungsbehörde, welcher als erste Pflicht die Aufrechthaltung der Verfassung oblag.

Der König hatte die Stände vertagt, um inzwischen in seinem neuen Rath einen Verfassungsentwurf ausarbeiten zu lassen; zunächst galt es, der schrecklichen Noth, welche der naßkalte Sommer 1816 über die Länder gebracht, zu steuern. Kam doch der Scheffel Kernen (in Metzingen) bis auf 96 fl., das Simri Kartoffeln auf 4 fl. zu stehen; man kochte Nesseln, Klee, Wurzeln, Heu, mahlte Stroh und Sägspäne, schlachtete Pferde. Die Menschen wandelten wie Leichen umher, viele siechten hin oder starben im Wahnsinn; 16,000 wanderten aus. Da mußte vom Rhein her Frucht geschafft und zu herabgesetzten Preisen verkauft, der Einfuhrzoll aufgehoben, der Wucher beschränkt, für Bestellung der Saatfelder gesorgt werden. Unermüdlich zeigte sich besonders Katharina, die 6. Jan. 1817 den Vorsitz in der Centralleitung des Wohl-

thätigkeitsvereins übernahm und mit allen Menschenfreunden in Verbindung trat, um Arme und Kranke zu pflegen und wirksam zu beschäftigen. Die Katharinenschule zur Erziehung armer Mädchen, das Katharinenstift für höhere Bildung reicherer Töchter u. a. Anstalten entsprangen noch der regen Schaffenslust dieser Landesmutter, deren schneller Tod 9. Jan. 19 den König und sein Land gleich schwer traf; Stuttgart hat zu ihrem Andenken das Katharinenhospital gegründet.

Als der König 3. Merz 1817 dem Landtag seinen Verfassungsentwurf vorlegte, durfte er mit Recht rühmen, es seien darin alle noch anwendbaren Normen der alten Verfassung zu Grunde gelegt, aber auch beachtet, was der Geist der Zeit und die Weltlage erfordern; leitender Grundsatz der neuen sei Redlichkeit, ihr Charakter Oeffentlichkeit. Mängel waren freilich auch daran zu finden; die unbestimmte Fassung einiger unter den 337 Artikeln stand hinter den scharfen Bürgschaften der alten Verfassung zurück. Doch erklärte sich Wilhelm bereit, Verbesserungen anzunehmen, setzte jedoch sein Wort ein, daß er jede Anmaßung, welche die Grundveste constitutioneller Monarchie zu untergraben suche, unerschütterlich zurückweisen werde. Das reizte zum Widerstand, hitzige Debatten folgten, dem Minister Wangenheim wurden die Fenster eingeworfen, nachdem 67 Stimmen gegen 42 (neuwürttembergische) das Ultimatum des Königs am 2. Juni abgelehnt hatten. So wurde die Kammer aufgelöst, hauptsächlich weil sie von der ständischen Steuerverwaltung und vom Regiment des stehenden Ausschusses nicht lassen wollte. Den Neuwürttembergern that's leid; sie wünschten, daß die Verfassung wenigstens für ihre Städte und Aemter gelte. Und der König wollte den Vertrag für abgeschlossen ansehen, wenn wenigstens die Mehrzahl der Aemter ihn annähme; die altwürttembergischen verstanden sich aber nicht dazu.

So wurde eine günstige Zeit verpaßt; denn der deutsche Bundestag, der am 5. Nov. 16 zusammengetreten war, zeigte bald genug, daß er den Einzelstaaten keine that-

kräftige Hilfe zu bieten, kein neues Licht aufzustecken im Stande sei, wohl aber beantragte Verbesserungen auf die lange Bank schieben oder auch schnöd abfertigen könne. Umsonst z. B. war Württembergs Klage über Absperrung der Korn- und Viehausfuhr zwischen den deutschen Staaten, selbst in Theurungszeiten; Baiern und Oestreich schoben sich die Schuld davon zu, und es geschah nichts. Nun ließ sich aber Preußen von Wien aus bewegen, die Vorbereitungen für die Verfassungsarbeit im eigenen Staat zu sistiren; die württembergische Preßfreiheit und die Gährung im Volk, namentlich unter der Jugend, wurden den Großmächten unbequem. Da in Württemberg die Finanzen noch nicht geordnet waren, protestirten viele Gemeinden und Amtsversammlungen energisch gegen die unerschwingliche Steuer und drohten mit Steuerverweigerung; die Staatspapiere sanken beständig. Andererseits sahen sich schon die Schwaben in der Verfassungssache von ihren Nachbarn Baiern und Baden überflügelt, was doch einen Anflug von Reue hervorrief. Da gab Kotzebue's Ermordung durch den Jenaer Studenten Sand 23. Merz 1819 das Zeichen zur Verfolgung der Demagogen, worauf die öftreichische Bevormundung den Rest des frohen Geistes der Freiheitskriege aus Deutschland verjagte. Metternich hätte gern alle deutschen Stände auf das Recht der Berathung beschränkt.

Wilhelm erkannte, was jetzt noth that, und berief alsbald 10. Juni 19 eine neue Landesversammlung; sie tagte in Ludwigsburg Juli bis Sept. gerade während die Ministerversammlung in Karlsbad Metternichs Wünschen gemäß über die Bändigung jeder freien Regung berieth. Es bewährte sich nun, was der Schultheiß Reinhard 1815 anläßlich der Berufung von Freiwilligen geäußert hatte: „wenn die Schwaben freien Willen haben, geschieht nichts.“ Als der freie Wille verloren war, geschah was und zwar rasch; die zähen, gründlichen, pedantischen Volksmänner waren wie umgewandelt, die strammsten ganz verstummt. Man fügte sich in das Zweikammersystem,

ließ die gemeinschaftliche Steuerverwaltung, welche 1817 die Regierung angetragen hatte, und die Machtbefugnisse der Ausschüsse, auch die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen fallen. Zuletzt kaufte man jede Stunde aus; der König wollte eine Reise antreten und vorher Alles beendigt wissen. So wurde die Urkunde am 24. Sept. unterzeichnet und sofort vom König feierlich bestätigt. Darin ist jedem Bürger Freiheit der Person, des Eigenthums und des Gewissens, den Gemeinden und Amtskörperschaften das nöthige Maß von Selbständigkeit zugesichert. Die Steuern werden durch dreijährige Stände bewilligt, welche bei der Gesetzgebung mitwirken; lebenslänglich ernannte Mitglieder tagen mit Prinzen, fürstlichen und gräflichen Familienhäuptern als Standesherrn; 13 ritterschaftliche, 7 städtische und 64 oberamtliche Abgeordnete, gewählt von den Höchstbesteuerten, bilden mit 3 katholischen und 6 protestantischen Geistlichen und dem Universitätskanzler die 2te Kammer. Keine Steuer wird ohne Einwilligung der Stände aufgelegt, das Kammergut ist Staatsgut und der König erhält eine Civilliste. Das Kirchengut soll durch eine Commission ausgeschieden werden. Steht diese Verfassung auch hinter der a. 1817 gebotenen zurück, so war sie doch reicher an freisinnigen Gewährungen als alle übrigen deutschen Verfassungen jener Jahre. Das Volk war befriedigt, umsomehr als zugleich die Karlsbader Beschlüsse (vom 20. Sept.) bekannt wurden, welche die Censur der Zeitungen und kleinerer Schriften, strenge Ueberwachung der Universitäten und Verhaftung aller Demagogen verfügten. Wilhelm aber gieng nach Warschau, wo er die volle Zustimmung des Kaisers Alexander und seine thätige Unterstützung gegen weitere Einmischung des Wiener Hofs auswirkte. Die Wiener Schlußakte vom 15. Mai 20 wurde in Württemberg gar nicht veröffentlicht.

Immerhin mußte dem Argwohn, der einmal gegen die Universitäten erwacht war, auch in Württemberg ein kleines Opfer gebracht werden. Der König hatte es doch

schmerzlich empfunden, daß Sand, der 1814 in Tübingen studirt und darnach den bairischen Freiwilligen, die gegen Frankreich zogen, sich angeschlossen hatte, nun seine Hochschule in Verruf bringe, und das eben nachdem er um ihre Hebung sich kräftig bemüht hatte. Im Oct. 1817 war Friedrichs Gründung, die katholische Universität Ellwangen, aufgehoben und mit jener als katholisch-theologische Fakultät verbunden worden; eine weitere Fakultät entstand durch Lehrstühle, die für die Staatswissenschaften errichtet wurden; der Bibliothek und den naturhistorischen Sammlungen hatte Wilhelm das Schloß Hohentübingen eingeräumt ꝛc. Auf Sand's bloßer Brust fand man das grün-blau-weiße Band der Tübinger Teutonia, einer patriotischen Verbindung, aus der nachher die Burschenschaft hervorgieng. Man hatte in Tübingen die schwärmerischen Jünglinge nicht scharf bewacht, auch nachdem das Wartburgfest 18. Oct. 1817 die Großmächte schon beunruhigt hatte. Rektor der Hochschule war gerade der theologische Professor Bahnmaier, ein feuriger Freund der Jugend und insbesondere der pestalozzischen Schulreform. Dieser benützte das traurige Verbrechen, den Studenten das Gewissen zu schärfen, damit ihr sittliches Urtheil nicht durch politische Leidenschaft verkehrt werde; er drang auf Abschaffung des Duells und mahnte in einem Aufruf zu energischem Widerstand gegen den „rohen Burschengeist." Da fordert ihn der Minister auf, über die Stimmung der Studenten in Betreff der Sand'schen Unthat zu berichten. Bahnmaier sprach sich offen aus: die That werde allgemein als schwere Verirrung mißbilligt, doch stelle man den Thäter nicht den gemeinen Verbrechern gleich, sondern fühle zugleich Mitleid mit seinem Schicksal. Dieses freimüthige Wort hatte seine sofortige Abberufung von Tübingen und Versetzung auf das Dekanat Kirchheim zur Folge. In Berlin wurde damals Prof. de Wette wegen eines tröstenden Privatbriefs an Sand's Mutter einfach entlassen.

Schon vorher war durch einen „landwirthschaftlichen

Verein" für die Pflege des Landbaus gesorgt worden; ein Volksfest in Cannstatt diente s. 1818 zu einem Vereinigungspunkt aller dahin einschlagenden Bestrebungen, und eine Lehranstalt in Hohenheim bildete die ersten rationellen Landwirthe Schwabens. Sie wurde später zur Akademie erhoben, eine Forst- und Ackerbauschule, eine Thierarzneischule 1821 2c. schloßen sich an sie an; und für Veredlung der Pferdezucht und Viehzucht geschah unabläßig Alles, was man von einem „König der Landwirthe" erwarten konnte. — Die Eintheilung des Landes in 4 Kreise und 64 Oberämter, wie sie 18. Nov. 1818 angeordnet wurde, die Trennung der Rechtspflege von der Polizeiverwaltung u. a. selbständig verfügte Verbesserungen blieben unangetastet. Mißbräuche in der Verwaltung und besonders im Schreibereiwesen wurden abgestellt und die Finanzen so musterhaft geordnet, daß man hoffnungsvoll einer völligen Tilgung der Staatsschuld entgegensehen konnte.

Als die Regierung vor unüberlegter Auswanderung zu warnen begann, erklärte Bürgermeister Hoffmann von Leonberg, wie der Staat an hartnäckigen Schwärmern und unfleißigen Armen nichts verliere, wohl aber an den Stillen, die durch die neue Liturgie in einen Gewissenszwang versetzt seien; warum solchen nicht die Anlegung eigener Gemeinden gestatten, wie König Friedrich sie der Brüdergemeine in Königsfeld (ehe sie zu Baden geschlagen wurde) zugestanden habe? Es währte lange, ehe alle Anstände gehoben waren, aber 1819 wurde von den Lustbezeugenden die Stätte gekauft, auf welcher die freie Gemeinde Kornthal sich anbaute und glücklich entwickelte. Weitere Ausbreitung dieses altwürttembergischen Kultus wurde nicht gestattet, außer etwa durch Abtrocknung eines Moosriets in Oberschwaben, was 1824 zur Gründung von Wilhelmsdorf führte. Daran knüpfte sich die Errichtung von Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder nach dem Vorbild von Beuggen, deren s. 1822 ein paar Duzend im Lande erstanden. Immerhin merkten nun

auch die, welche sich nicht zu freien Gemeinden zusammenthun durften, daß der Druck der Glaubensgleichförmigkeit abgethan sei, und blieben ruhig im Lande. Damals starb 1819 der bedeutendste Laienprediger, den Württemberg gehabt, Mich. Hahn in Sindlingen, wo er unter dem Schutz der Herzogin Franziska s. 1794 seine Stunden unangefochten fortgeführt hatte; seine mächtige Warnung vor dem Separatismus hat der Kirche viele edle Kräfte erhalten. — Eine Union der Reformirten mit der Landeskirche nach preußischem Vorgang war angebahnt, als der weitherzige Dr. Steudel († 1837) zur Vorsicht mahnte. Ihm schien es Hochverrath an der Heiligkeit der Ueberzeugungen, wenn man die Sache so darstelle, als dürfe stillschweigend über abweichende Lehren hinweggeschritten werden; die innere Verbindung sei ja schon da, wozu äußere Verschmelzung? Da die Waldenser die Vorherbestimmungslehre ausdrücklich verwarfen und sich über das Abendmahl befriedigend äußerten, wurden sie in die lutherische Kirche 1823 aufgenommen, mit Beibehaltung des Brotbrechens in der Communion. Ihnen kam die Vereinigung besonders durch Einführung des Deutschen als der Schul- und Kirchensprache zu gut; die Bildung einer strenger reformirten Gemeinde aber stieß auch später auf keine Schwierigkeit.

Die entschiedenen Bekenner des Katholicismus hatten sich nur ungern in die württembergischen Staatsverhältnisse begeben (1776 war in Wiblingen der letzte Ketzer hingerichtet worden), während doch in den altöstreichischen Gebieten Joseph II. Toleranz so heimisch gemacht hatte, daß viele des Papstes fast vergaßen und nur Ordnungs halber das Bedürfniß eines „Salbers" anerkannten. Auch Herzensschriften aus Mich. Sailer's Kreise waren im Klerus vertreten; daher der Staat sich vor der in Rom neuerstehenden Kirchengewalt nicht sonderlich fürchtete. Man hatte aber auf dem Wiener Congreß versäumt, nach Wessenberg's Rath die Organisation einer germanischen Kirche in's Auge zu fassen; so kam's,

daß die einzelnen Regierungen mit dem wieder stark aufstrebenden Rom sich einzeln auseinandersetzen mußten, was sie in bedeutenden Nachtheil versetzte. Die Verhandlungen mit Württemberg zogen sich lange hinaus. Zufolge zweier päpstlichen Bullen (10. Aug. 21 und 11. Apr. 27) wurde endlich die Diöcese Rottenburg als ein Theil der Oberrheinischen Kirchenprovinz eingerichtet und Mai 1828 der frühere Generalvikar, nun Bischof von Rottenburg mit seinem Domkapitel feierlich eingesetzt. Seine Geistlichkeit sollte aber dennoch auf der Universität gebildet werden: ein höheres Convikt, das Wilhelmsstift, nimmt die Jünglinge auf, welche (s. 1824) in den niedern Convikten Rottweil und Ehingen herangezogen werden, um sie zuletzt an das Priesterseminar in Rottenburg abzugeben. Noch immer fehlte es nicht an freieren Regungen, die auf deutsche Messe, Kelchgewährung, Abschaffung des Cölibats rc. hinzuwirken suchten, ohne daß der Staat sie irgend ermuthigt hätte. Dann aber belebte der geistvolle Möhler (um 1830) den Konfessionsstreit auf's neue, vorerst noch im rein religiösen Interesse. Mit den Kölner Wirren erst trat 1837 das Streben der ultramontanen Kirchenleiter nach möglichster Unabhängigkeit vom Staat sichtlicher hervor, verbunden mit schärferer Haltung gegen die Evangelischen. Gemildert ward es in Schwaben durch die versöhnlichen Persönlichkeiten, die an der Spitze standen, und das zuvorkommende Benehmen der Regierung, die im Verhältniß doppelt so viel Kosten für die katholische Kirche aufwendete als für die evangelische. — Auch die Verhältnisse der Israeliten wurden 1828 und 32 geordnet, sie bekamen eine kirchliche Verfassung, durch welche sie in 13 Rabbinate eingetheilt wurden; ein Gesetz von 1861 stellte sie in allen bürgerlichen Rechten den Christen gleich.

Ruhig verliefen die 20er Jahre, eine Zeit der Abmattung, wie sie so gern auf politische Krisen folgt; die Opposition erlosch, die Theilnahmlosigkeit an den Neuwahlen erreichte je und je ein bedenkliches Maß. Das

Volk freute sich Apr. 1820 über des Königs Wiedervermählung mit seiner Cousine Pauline, welche die Wohlthätigkeitswerke ihrer Vorgängerin weiter führte, und über die Geburt eines Kronprinzen 6. Merz 1823. Nur wenige wußten, wie manche Unbequemlichkeit dem König das Verhältniß zu Oestreich bereitete. Metternich bezichtigte ihn revolutionärer Tendenzen und bezeichnete ihn 1822 als einen entschiedenen Feind des deutschen Bundes, wogegen Wilhelm sich die Bevormundung Oestreichs und Preußens ebenso entschieden verbat. Da aber Kaiser Franz seinen Gesandten abrief, mußte Wilhelm nachgeben und die Minister Wangenheim (der in der Bundesversammlung die Freisinnigkeit vertreten hatte) und Winzingerode entlassen. Damit hieng denn wohl zusammen, daß die württembergischen Burschenschäftler und Demagogen 1825 strenger abgeurtheilt wurden (bis zu 4jähriger Festungsstrafe) und weniger Gnade fanden, als dem Könige lieb war. Steckte doch Preußen die gleichschuldigen in 15jährige Festungshaft! — Gieng es auf den Landtagen auch etwas schläfrig und schlaff her, wie z. B. die Ausscheidung des Kirchenguts einschlief, die Vorrechte des Adels, keine Gemeindelasten zu tragen, durch bloße königliche Verordnung 1825 festgesetzt wurden, so arbeiteten dafür die Büreaukraten um so fleißiger; namentlich wurde die Landesvermessung mit großem Eifer betrieben. Das Land erholte sich zusehends und hallte wieder von den Liedern vieler Singvereine.

Die Julirevolution in Frankreich 1830 regte das politische Leben von neuem an. Allerhand Wünsche wurden laut nach einem größeren Maß von Rede- und Druckfreiheit, nach Unabhängigkeit vom schlaffen Frankfurter Bundestag, nach schweizerischen und französischen Zuständen; viel wurde in Wirthshäusern raisonnirt, und unter der Jugend bildeten sich ungefährliche Bünde unter dem Schatten besonders der mundfertigen badischen Liberalen, welchen die württembergischen 1833 auch in der Kammer nacheiferten. Ueber solche Träume und Schäume erhob

sich der wohlmotivirte Gedanke P. Pfizers, der 1831 wünschte, die Fürsten möchten selbst ihre Souveränetät beschränken und sich unter die Leitung des arbeitsamen, tüchtigen Preußens begeben; ein deutsches Parlament in Berlin solle die Einheit besiegeln. Er fand damit vorerst nur bei wenigen Gehör, denn Preußen lag so fern und schien still ergeben im Gängelband Metternichs zu laufen; wie viel mehr Leben schallte aus Paris und von der Schweiz herüber! Dem König selbst schwebte als das Wünschenswertheste eine Art Trias vor, daß nemlich die 4 deutschen Könige mit ihren Nachbarn ein Gleichgewicht gegen Preußen und Oestreich bilden im Anschluß an ein aufrichtiges Frankreich. So wenigstens sprach er sich gegen den französischen Staatsmann Guizot aus. Die politischen Vergehen, welche in Folge der erregten Leidenschaften auch in Württemberg begangen wurden, kamen mit verhältnißmäßig leichten Strafen weg und wurden durch die Amnestie von 1839 der Vergessenheit übergeben.

Ein wirkliches, immer lauter schreiendes Zeitbedürfniß war die Erleichterung des durch die Kleinstaaterei so lange gehemmten Verkehrs. Preußen schaffte zuerst 1818 alle Zollgrenzen zwischen den einzelnen Provinzen ab und nahm dann allmählich Enclaven wie Schwarzburg, Köthen ꝛc. in sein Zollsystem auf. Für solche Einigung trat nun der geniale Reutlinger F. List, s. 1819 Professor der Staatswissenschaft in Tübingen, im Verein mit Kaufleuten, welche die Frankfurter Messe besuchten, durch Schrift und Agitation ein. In weitgreifenden Anträgen, die der Kammer vorgelegt werden sollten, faßte er alle Schäden zusammen, die einem Schwaben sein Vaterland entleiden können, besonders das starre, vom Volk geschiedene Beamtenthum ꝛc., wurde darum criminell untersucht und 1821 von der Kammer ausgeschlossen. Nachdem er vom Asperg losgekommen war, fuhr er fort, von Amerika herüber für einen allgemeinen Zollverein, ein nationales Wirthschaftssystem, ja bald für ein Eisenbahnnetz über alle deutsche Gaue hin zu wirken. Da der Bundestag

seine Unfähigkeit bekannte, „in dieser wichtigen Sache" der Verkehrserleichterung zu helfen, näherte sich Württemberg 1824 erst Hohenzollern, dann schloß es 1828 mit Baiern einen Verein, den beide gern über das „reine Deutschland" ausbreiten wollten; denn noch immer verschlang die Zollwacht 44 Procent des Bruttoertrags. Bald begegnete sich dieser Zollverein in Darmstadt mit dem preußischen, welcher dahin über Thüringen einen Weg gesucht und gefunden hatte. Obgleich nun Pfizer selbst sammt den übrigen liberalen Abgeordneten sich gegen den Anschluß an das gefürchtete Preußen kräftig sträubte, setzte doch Wilhelm 1833 den preußischen Gedanken durch, daß beide Zollvereine sich verschmelzen sollten. Da mußte 1835 auch Baden beitreten und unsere westliche Grenze wurde vom Schmuggel und von den Kugeln der Zollwächter gereinigt. Allmählich trat so der größere Theil Deutschlands in engeren Wechselverkehr, wodurch ein wahrer Wettkampf der Gewerbsthätigkeit entbrannte, während zugleich die Erkenntniß sich Bahn brach, wie durch langsamen, aber unabläßigen Fortschritt auf die Einigkeit des ganzen deutschen Vaterlands in seinen wichtigsten Interessen hingearbeitet werden könne. Münzverträge schafften 1837 für Süddeutschland und 1857 für's ganze Vaterland vielen Mißständen Abhilfe; der Aufschwung der Gewerbe rief 1840 eine polytechnische Schule in's Leben. — Ob aber Eisenbahnen sich für das bucklige Schwaben schicken? Rentiren werden sie sich einmal nie, sagten gewiegte Geschäftsmänner; auch der König traute der Sache nicht, während andere mit ihr den ewigen Frieden dem Lande versprachen, daher 1836 ein Committee vergebens darüber berieth. Endlich bewog der Ulmer Prof. Haßler 1843 die Unschlüssigen, daß eine Linie in Angriff genommen wurde. Und sobald 1845 die erste zwischen Cannstatt und Eßlingen eröffnet war, zeigte sich, daß die Ausdehnung solcher Bahnen weit über den ursprünglichen Plan hinaus nothwendig sei, bis ihre Länge allgemach auf 1304 Kilometer (a. 1876) anwuchs. Wie das erste

Dampfboot auf dem Bodensee (1824) ein württembergisches war, so erreichte auch die württ. Eisenbahn in Friedrichshafen zuerst das schwäbische Meer 1847. — Im Gefolge der Bahnen aber kam der Post- und Telegraphenverein 1850, mit allerhand Erweiterungen der Verkehrsmittel, der Uebernahme der Posten von dem s. 1819 damit belehnten Hause Thurn u. Taxis 1851, und der Einführung der Landpost. Dampfschiffe belebten außer dem Bodensee auch den untern Neckar, bis die Ausdehnung der Eisenbahnen ihnen Abbruch that.

Das 25jährige Jubiläum der Regierung Wilhelms war im Sept. 1841 mit dankbarer Freude vom ganzen Lande gefeiert worden; eine Ehrensäule sagt davon auch künftigen Geschlechtern. Damals führten die Metzger im unabsehbaren Festzug einen gewaltigen Ochsen herum und banden ihm den schönen Reim auf die Stirne: Wer König Wilhelm je veracht't, Der werd' wie dieser Ochs geschlacht't! Man fühlte gerade in besonderer Weise das Zusammenwachsen mit dem ganzen großen Deutschland, weil sich wieder Rheingelüste beim westlichen Nachbar geregt hatten. Dasselbe gegen Fremdherrschaft zu sichern, wurde daher Ulm zu einem großen Waffenplatz umgestaltet, und zum Schutz für Württemberg die längst geplante Festung Rastatt endlich gebaut. Aber der König sollte auch den Wechsel der Volksgunst erfahren. Kaum waren die frohen Feste gefeiert, welche sich 1846 an die Vermählung des Kronprinzen mit Olga, der gefeierten Tochter Nikolaus I., knüpften, als in einem Brotkrawall Mai 1847 das Militär mit Steinen beworfen und auch der König, der auf dem Platz erschien und dem Gesindel gegenüber die höchste Geduld bewies, angegriffen wurde. Das geschah in Stuttgart; ähnliches in Ulm; man stürmte die Häuser von angeblichen Kornwucherern, bis die Truppen endlich von ihren Waffen Gebrauch machten. Die unläugbare Noth, welche Theurungsjahre und endlich die Kartoffelkrankheit über das Land gebracht hatten, erklärte solche Vorfälle kaum, da eben in den Städten die Armen



Wilhelm I.

hinreichende Unterstützung fanden. Vielmehr hatte sich ein ungeheurer Zündstoff gesammelt: man hatte schon lange das Danken sehr verlernt; die deutschkatholische Bewegung, da bei Champagner und Rehbraten Weltgeschichte gemacht wurde, war von Preußen her in die Hauptstädte eingedrungen; der trostloseste Unglaube, offene Gottesfeindschaft

und socialistische Umsturzlehren wurden durch Wort und Lied bis in die untersten Volksschichten, die Handwerksbursche und Fabrikarbeiter, verbreitet, und geheime Gesellschaften arbeiteten auf einen allgemeinen Krach, auf eine rothe Republik hin. Daher der Murr- und Trutzgeist jener Tage. Die Führer der Opposition begannen in Liberale und Demokraten auseinanderzugehen.

Der zündende Schlag kam von Paris. Die Februarrevolution setzte mit einem Male ganz Deutschland, Oestreich und Preußen in Flammen; alles gerieth außer Rand und Band. Eine Adresse von Stuttgarter Bürgern, welche, nach dem Vorgang der Karlsruher, Volksvertretung beim deutschen Bunde, volle Preßfreiheit, Geschworenengerichte, Volksbewaffnung 2c. forderte, absichtlich aber jeden Ausdruck der Ergebenheit und des Vertrauens vermied, wurde 2. Merz 48 von 2000 Bürgern, darunter 900 Polytechnikern, Gymnasisten, fremden Handwerksgesellen 2c. unterschrieben. Ungeheurer Tumult, wenn ein Bürger gegen die Betheiligung der Schuljugend sprach! ein Abgeordneter brachte ihr ein Hoch. „Sturmpetitionen" folgten von den andern Städten und der König entschloß sich 9. Merz angesichts der drohenden Haltung der Bevölkerung, die Oppositionsmänner Römer, Pfitzer, Goppelt, Duvernoy zu Ministern zu ernennen. Schwarzrothgold, die geächtete Farbe der Burschenschaft, wurde nun vom Frankfurter Bundestag als deutsche Farbe empfohlen und an einer neuen Verfassung für Gesammtdeutschland fleißig gearbeitet. Bürgerwehren entstanden wie durch Zauber; dazu half der Franzosenschrecken, da es plötzlich hieß, die Feinde stehen schon im nächsten Dorf, während zu gleicher Zeit die Franzosen vor deutschen Heeren flüchteten. Eine schwere Zeit für jeden Beamteten, denn niemand wollte recht gehorchen. Im Fränkischen brachen Bauernaufstände aus; überall aber schoß man aus Wald und Feld die Vögel weg. Das Volk schien in dem neuen Freiheitsfrühling sich wie toll baden zu wollen; wohl war es der kleinere Theil, aber

die ruhigen Bürger standen verdutzt und fanden sich nicht so schnell zusammen. Indessen rückten württembergische Truppen den „Republikanern" entgegen, welche im badischen Oberlande einen Einfall gewagt hatten. Bei Dossenbach trieben sie 27. April die Freischaar des Stuttgarters Herwegh auseinander und fiengen ihrer einige, so daß der arme Dichter unter dem Spritzleder versteckt, von seiner resoluten Frau kutschirt, mit Mühe entkam; sie mußten dafür später „verthierte Söldlinge" heißen. Schon hörten jetzt auch die Bauern von dem neuen Ding Republik und wunderten sich, was für Glück das wohl bringen würde.

Die meisten Schwaben begrüßten die deutsche Nationalversammlung, die 18. Mai in Frankfurt eröffnet wurde, mit den größten Hoffnungen. Ihr Dichter Uhland, sonst so schweigsam, führte da aus, wie es jetzt gelte, ein großes Reich zu bauen, einen herrlichen Dom aufzuführen mit den zwei großen Thürmen Oestreich und Preußen und vielen kleinen und kleinsten Thürmchen, auf breitester demokratischer Grundlage und doch mit Schonung jeder berechtigten Autorität. Der Bau, ohne Gebet begonnen, sollte nicht gelingen. Zwar wurde ein Reichsverweser gewählt, der treuherzige Erzherzog Johann, dem am 6. Aug. auch das württembergische Militär in festlicher Parade huldigen mußte. Auch Schwaben hatten nach Schleswig-Holstein zu ziehen, doch ohne dort mitzukämpfen. Aber Preußen konnte sich den Frankfurter Befehlen nicht fügen, und als es mit Dänemark Waffenstillstand schloß, brach die republikanische Partei der Süddeutschen wieder in blutige Aufstände aus. Sie waren bald unterdrückt, ließen jedoch ein Gefühl der Unsicherheit zurück, welches die freigebigen Beschlüsse der Nationalversammlung über die Grundrechte der Deutschen nicht vermindern konnten. Im Nov. hatten Oestreich und Preußen aus der ärgsten Verwirrung sich herausgearbeitet und nun zeigte sich's, daß Deutschland, wenn es ein Haupt suche, zwischen diesen beiden wählen müsse. Die Mehrheit der Volksver-

treter entschied 28. Merz 49, dem preußischen König sei die deutsche Kaiserkrone anzutragen. Seine unverhoffte Ablehnung gab dem Parlament den Todesstoß; die östreichischen Abgeordneten waren schon abberufen, die preußischen folgten jetzt; das Parlament schrumpfte auf einen schwachen Rumpf von Radikalen zusammen, während durch ganz Baden und die Pfalz der schmählichste Aufruhr tobte.

Indessen hatte der württembergische Landtag s. Sept. 48 einige wichtige Gesetze zu Stande gebracht: die Zehentablösung, welche bei nur 16fachem Betrag und 4procentiger Verzinsung des Kapitals für die Berechtigten, Adel, Kirche und Körperschaften, sehr ungünstig ausfiel; dann die Ausdehnung des Amts- und Gemeindeverbands auf sämmtliche Theile des Staatsgebiets. Der König verminderte seine Civilliste um jährliche 200,000 fl., dagegen lehnte er standhaft den Wunsch der Linken ab, eine constituirende Versammlung alsbald zu berufen. Die sog. Grundrechte ließ er bereitwillig Jan. 49 verkündigen, beschied sich auch, einfach König zu heißen, nicht mehr „von Gottes Gnaden;" die Wahl eines deutschen Kaisers aber, behauptete er fest, stehe nicht der Nationalversammlung zu, solche Neuerungen müssen mit den Fürsten vereinbart werden. Im April erklärte er: „Die deutsche Verfassung werde ich in meinem Lande durchführen, wie ich die Grundrechte zuerst eingeführt habe. Aber dem Hause Hohenzollern unterwerfe ich mich nicht, mein Gewissen und meine Ueberzeugung lassen es nicht zu. Dem Kaiser von Oestreich, wenn er gewählt worden wäre (da ich die Ueberzeugung habe, daß es für Württemberg vortheilhaft gewesen wäre) würde ich mich unterworfen haben." Alles stürmte nun mit Adressen und Deputationen auf den König ein. Die 2te Kammer erklärte die Reichsverfassung als gültiges Gesetz für Württemberg, dem jeder Staatsbürger vom Civil- oder Militärstand Gehorsam schulde, gegen welches jeder Widerstand Verbrechen sei. Wie die revolutionäre Aufregung in Stuttgart zunahm,

zog sich der König nach Ludwigsburg zurück, wo übrigens bereits auch unter dem Militär tüchtig gewühlt wurde. Noch mehrerer Deputationen hatte er sich zu erwehren: er beharrte bei dem, was er als Pflicht erkannte, die er seinem Lande, seinem Hause, seiner Familie schulde. Endlich, 24. Apr., gab er dem Andringen seiner Minister soweit nach, daß er erklärte: er habe nichts einzuwenden, wenn der König von Preußen, welcher ja das Erbkaiserthum nicht annehmen wolle, sich an die Spitze Deutschlands stelle. So groß der Jubel war, mit dem dieser abgedrungene Entschluß aufgenommen wurde, waren doch die Radikalen damit nicht zufrieden. Sie verlangten Unterstützung des badischen Aufstands. Eine demokratische Volksversammlung zu Reutlingen am Pfingstmontag 27. Mai beschloß neben einer Reihe maßloser Forderungen sofortige Vorbereitung zum bewaffneten Widerstand; Preußen sei als Reichsfeind zu behandeln, die provisorische Centralgewalt sei zum Verräther an der Volkssouveränetät geworden ꝛc.

Und da ein preußisches Heer sich Frankfurt näherte, beschloß eben jetzt die Nationalversammlung (d. h. das übrige Sechstel), ihren Sitz nach Stuttgart zu verlegen. Uhland, auch jetzt noch nicht enttäuscht, forderte das Volk auf, gerüstet dazustehen und die Einmischungen der Regierungen in das Verfassungswerk abzuweisen. Vogt hoffte der Revolution in Württemberg mit solcher Uebersiedlung zum Durchbruch zu verhelfen. Die Märzminister räumten zunächst den 104 Frankfurtern den Ständesaal ein und die Bürgerwehr erwies ihnen die militärischen Ehren. Am 6. Juni wählten sie Vogt, Simon, den Stuttgarter Becher und zwei andere zu Reichsregenten. Da diese aber sich anmaßten, über die Geld- und Streitkräfte des Landes zu Gunsten der Empörer zu verfügen und den General Miller abzusetzen, wurden sie aufgefordert, Württemberg zu verlassen. Noch einmal suchten sie 18. Juni ihr Lokal, ein Reithaus, auf, um dort Sitzung zu halten, sie fanden es aber von Truppen besetzt; ein Trommel-

wirbel übertönte den Protest des Präsidenten Löwe, und die Versammlung kehrte in's Hotel zurück, um sich zu zerstreuen. Karlsruhe, wohin Löwe sie beschied, war bereits in den Händen der preußischen Truppen. So endete der große Wirrwarr.

Demokratische Bewegungen in einzelnen Städten wurden mit Leichtigkeit unterdrückt, über Heilbronn allein mußte der Belagerungszustand verhängt werden. Der König entließ 28. Oct. sein Märzministerium, welches zäh an der Reichsverfassung festhielt, während es von der Volkspartei des Verraths an der deutschen Sache bezichtigt wurde. Er hatte nun aber mit der constituirenden Landesversammlung zu verhandeln, welche blos aus 64 gewählten Volksabgeordneten bestand und nach kurzem Zusammenstoß 22. Dec. aufgelöst wurde. So gieng es 1850 noch zwei anderen Landtagen, weil mit ihren demokratischen Mehrheiten keine befriedigende Revision der Verfassung zu Stande gebracht werden konnte. Damals gestand ein ehrlicher Bauer seine Verlegenheit: Wir sind eben zu dumm zum Wählen!

Da indessen Preußen sich noch immer redlich mühte, eine friedliche Einigung Deutschlands zu bewerkstelligen, trat Wilhelm entschieden den östreichischen Bestrebungen bei, solche zu verhindern, und schloß 20. Febr. 50 mit Baiern und Sachsen den Dreikönigsbund. Er gieng so weit, in einer Thronrede 15. Merz die Aufrichtigkeit Preußens zu verdächtigen, welches doch eben erst durch seine siegreichen Waffen mindestens 3—4 deutsche Throne neu befestigt hatte. Der Anlauf zur Union wurde ein künstlicher Sonderbundsversuch genannt, ohne Aussicht auf Bestand in den Tagen der Gefahr; die Größe und die Einigkeit der Nation haben nichts mit ihm gemein. „Der deutsche Einheitsstaat ist ein Traumbild und das gefährlichste aller Traumbilder; die wahre Stärke und Eintracht, die wahre Cultur und Freiheit der Nation beruht im letzten Grunde auf der Erhaltung und Pflege der Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit ihrer Hauptstämme."

Vielleicht trug zu solcher Aufregung des Königs der Umstand bei, daß eben jetzt seine beiden südlichen Nachbarn von Hohenzollern ihre Fürstenthümer freiwillig an Preußen abgetreten hatten, so daß er dieses Haus in unwillkommene Nähe vordringen sah. Friedrich Wilhelm IV. begnügte sich, seinen Gesandten von Stuttgart abzurufen. — Wilhelm aber schritt noch weiter vor. Auf einer Fürstenzusammenkunft in Bregenz Oct. 50, da die hessischen Verwicklungen besprochen wurden, brach der jugendliche Greis gegen Franz Joseph in die Worte aus: „wenn der Kaiser befiehlt, so marschiren wir." Es war nicht nöthig zu marschiren, da der Preußenkönig, im Gewissen beengt, sich dem Machtgebot Oestreichs und Rußlands fügte. In dieser Weise kehrte Württemberg in das alte Verhältniß zum wiederhergestellten Bundestag zurück. — Weil dazu sein demokratischer Landtag sich nicht verstand, wurde er (Nov.) aufgelöst, ohne die Gestattung, einen bleibenden Ausschuß zu wählen, „da die Wirksamkeit der Versammlung als einer verfassungberathenden aufgehört habe." Als gleichwohl die Wahl vor sich gieng, wurde polizeilich gegen den Ausschuß vorgeschritten und das Schloß der Staatsschuldentilgungskasse, das er nicht öffnen lassen wollte, erbrochen; ein Verfahren, das die Gerichte billigten. Man begnügte sich nun wieder mit der alten Verfassung von 1819, mit welcher der Minister Linden klug und streng zu hausen verstand. Am 7. Mai 1851 wurde der Landtag auch wieder mit einem Gebet eröffnet nach langer Entwöhnung.

Alle diese Schwenkungen und Anläufe hatten schweres Geld gekostet und eine allgemeine Störung des Wohlstands herbeigeführt. Verarmung, Vergantung und Auswanderung waren nun an der Tagesordnung; die Verbrechen hatten sich so gemehrt, daß nach mehrjährigem Versuch milderer Bestrafung 1853 die Todesstrafe (durch das Fallbeil) und körperliche Züchtigung wieder eingeführt werden mußten. Auch für Schärfung des Forstschutzes 1855 gab's gute Gründe; die Zügel wurden da und dort

wieder straffer angezogen, und Gemeinden, die sich selbst nicht regieren konnten, unter Staatsaufsicht gestellt. Einige Neuerungen der Revolutionszeit blieben unverrückt, nämlich die Geschwornengerichte, welche Aug. 1849 in acht Städten waren niedergesetzt worden, und das Papiergeld, eine vor 1849 in Württemberg nicht erzeugte, ihm nur vom Ausland zuströmende Waare. Endlich auch die Zehentablösung, nur daß durch ein nachträgliches Gesetz die Benachtheiligten in etwas entschädigt wurden. Allgemach hob sich der Wohlstand wieder, wozu gesegnete Ernten und Herbste das Meiste beitrugen. Und auch die Differenz mit Preußen wurde 1852 ausgeglichen; es hätte den süddeutschen Staaten, die sich von Oestreich für eine Zolleinigung ködern ließen, den Zollverein gekündigt, wenn sie sich nicht noch besonnen hätten. 1853 wurde er auf 12 Jahre erneuert und auch über Nordwestdeutschland ausgedehnt. Schon 1858 wies der Württemberger Frauer auf ein Zollparlament als das geeignetste Mittel, die Einheit Deutschlands zu verwirklichen; noch waren aber die Gemüther dafür nicht reif. Dagegen wurde durch ein Gesetz vom 12. Febr. 62 volle Gewerbefreiheit eingeführt. Im Krimkriege näherte sich Wilhelm dem preußischen Hofe noch entschiedener, während seinen Ständen die östreichische Politik mehr zusagte. Als Napoleon III. mit Rußland Frieden geschlossen hatte, besuchte derselbe Stuttgart Sept. 1857, um dem Hof und dem zujauchzenden Volke das neuerwachte demokratische Kaiserreich vor Augen zu stellen und seinem bisherigen Feind Alexander II. die Hand zu reichen. Seine St. Helena-Medaille für die Veteranen aus den napoleonischen Kriegen soll auch noch manchem greisen Schwaben Freude gemacht haben.

Der geistige Katzenjammer, welchen jene Taumelzeit zurückgelassen, führte von selbst zu neuem Aufleben der kirchlichen Interessen. Im Haschen nach unbestimmten schönen Idealen hatte man doch das Erprobte, Gottgegebene gar zu rasch verachtet, wie grandios aber stand, nachdem der Nebel verschwunden war, der Bau der Kirche

da, so fest wie vor Jahrhunderten! Und dieser Dom wuchs noch immer. Während des Freiheitsrausches hatte sich die katholische Kirche namentlich in Preußen völlig freie Bewegung errungen; da und dort traten conservative und liberale Protestanten zu ihr über. Hatte schon 1841 der württembergische Landesbischof Erweiterung seiner Befugnisse verlangt, so erhob nun der hochgeachtete Bischof Lipp (1847—69) sammt seinem Erzbischof immer stärkere Ansprüche auf Autonomie der Kirche. Die Grundrechte hatten ja dieselbe zugestanden in freigebigster Weise („Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbst"), freilich so daß der Staat sich von der Kirche trenne. Die Römer aber wünschten beides: die volle Selbständigkeit der Kirche und den ausgiebigsten Beistand des Staats. Da Preußen und Darmstadt das gewährten, da in Oestreich 1855 ein Concordat geschlossen wurde, das die Schule, die Presse, die ganze Priesterschaft und volle kirchliche Gerichtsbarkeit den Bischöfen übergab, so ließ sich auch Wilhelm 1857 zu einer Convention mit dem Papst bewegen. Darüber hatten die Evangelischen mancherlei Bedenken: der Kurialstyl hatte nicht erlaubt, die Rechte der evangelischen Kirche ausdrücklich zu wahren; gemischte Ehen ohne katholische Erziehung aller Kinder sollte der Bischof nicht mehr gestatten dürfen ꝛc. Mit Recht stutzte man, als der Papst in der Bulle cum in sublimi erklärte: „es gereichte uns zu hoher Freude, als Württembergs erlauchter König von uns begehrte, daß Wir die kirchlichen Angelegenheiten in seinem Königreich ordnen möchten." Die Regierung brachte aber diese Convention erst dann vor die Stände, als Baden 1860 einen ähnlichen Vertrag mit großer Mehrheit verworfen und der Erzbischof dafür dem Staat den Krieg erklärt hatte. So waren die Württemberger gewitzigt, verwarfen das Concordat 1861 mit 63 gegen 27 Stimmen und forderten die Regierung auf, die Verhältnisse der katholischen Kirche auf dem Wege der Landesgesetzgebung zu ordnen. Das geschah denn mit solchem

Erfolg, daß (Dec.) auch der Erzbischof von Freiburg sich besann und die badischen Verfügungen unter Verwahrung der Rechte des heiligen Stuhls annahm. So wurde Württemberg der kirchliche Friede erhalten.

Die evangelische Kirche war dem König zu großem Dank verpflichtet, seit er ihr zu einer zeitgemäßen Umwandlung ihrer Kirchenbücher verholfen hatte. Nachdem man nämlich die Schätze der früheren Geschlechter in ihrem wahren Werth erkannt hatte, mußten das Gesangbuch der Aufklärungszeit 1842 und die Liturgie 1843 besseren Sammlungen Platz machen, die von weise gewählten Commissionen ausgearbeitet, sich leicht den Eingang in die Gemeinden errangen. Schwieriger gieng's mit den Bestrebungen nach dem Ausbau der kirchlichen Verfassung; man bemühte sich ernstlich darum, suchte auch 1845 eine gewisse Einigung mit den andern deutschen Landeskirchen zu erreichen, doch ohne sehr augenfällige Resultate. Im Sturmjahr 1848 wurde die Staatskirche vorläufig beseitigt und eine Verfassung entworfen, wornach z. B. die Gemeinden bei Ernennung ihrer Geistlichen auch eine Stimme haben sollten. Einige der damals getroffenen Bestimmungen wurden allmählich eingeführt, 1851 die Pfarrgemeinderäthe, unter heftigem Widerstand der Demokraten, dann 1854 Diözesansynoden; die erste Landessynode wurde erst 1869 gehalten.

Es war natürlich, daß die Revolutionszeit zu ernsten Rückblicken auf die vorausgehenden Jahre aufforderte und die Kirche sich mancher Versäumnisse bewußt ward. Wie kam es nur, daß so viele Gebildete, voraus der Beamtenstand, ihr entfremdet waren, während in den untersten Schichten der gröbste Materialismus weiten Boden gewonnen hatte? Man suchte damals die innere Mission zu organisiren und hat damit Manches geschaffen, das gute Früchte bringt, Diakonissenhäuser (s. 1853), Kleinkinderschulen (1856), Jünglingsvereine, Armenvereine ꝛc. Dagegen kann man sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß die irreligiöse Strömung vorherrscht. Seit David

Strauß 1832 die Jugend in Tübingen mit der Hegelschen Philosophie bezaubert und in seinem Leben Jesu die evangelische Geschichte in Mythen aufgelöst hatte, gieng ein tiefer Riß durch die Theologen und Kirchendiener. Sein Lehrer Dr. Baur († 1860) wurde Gründer einer kritischen Schule, welche die neutestamentlichen Schriften auf ihren Ursprung untersuchte und so wenig Aechtes und Wahres an ihnen ließ, daß das Evangelium den wenigsten Studenten mehr imponirte. Wie konnten sie es dann fröhlich predigen? Ein C. F. Schmid († 1852), T. Beck (s. 1843) u. a. Lehrer brachten es dennoch wieder bei Vielen zu Ehren, aber der Zwiespalt der Geister war nicht mehr zu verdecken; der Kampf zwischen Glauben und Wissen nahm immer größere Dimensionen an und die Folge war, daß die Einen wie Strauß selbst († 1874) der Theologie den Abschied gaben und sich für Nichtchristen erklärten, andere aber auf halbem Wege stehen blieben oder hin und her schwankten, wieder andere nach den alten Ordnungen der lutherischen Kirche als festem Halte griffen. Es hat der Kirche nie an lebenskräftigen Zeugen gefehlt, wie C. A. Dann († 1837), die Brüder L. und W. Hofacker († 1828 und 1848), der Missionsanwalt C. G. Barth († 1862), der Dichter A. Knapp († 1864), abgesehen von manchem noch lebenden. Aber eine wahrhaft einigende Kraft ist unter all den mancherlei Gaben, deren sie sich erfreut, ihr nicht geschenkt worden, vielmehr sind auch die glaubigen Kreise manchfach gespalten. Außerdem werben englische Wesleyaner (s. 1830), amerikanische Methodisten (1849) und Albrechtsbrüder (1850), Baptisten (s. 1838), Nazarener und Neukirchler, Swedenborgianer, Irvingianer und Darbysten um allerhand erweckte Seelen und preisen ihre Gemeinschaft als die beste an. Andere wie die Tempelfreunde (1854) suchen ein Gottesvolk nach Palästina zu verpflanzen, oder locken nach Südafrika, nach dem asiatischen Rußland, die schlimmsten gar (s. 1860) zu den Mormonen nach Utah. Sieht man auf den äußeren Bestand der evangelischen

Kirche, so steht sie neben der festgeschlossenen römischen gar ärmlich da und muß sich in den Hohn über ihre Selbstauflösung und über ihr Rühmen „der unsichtbaren Kirche" wohl oder übel schicken.

In kirchlichen Dingen ein zweiter Herzog Christoph zu werden, wie er es vielfach in der Neuorganisation des Staats geworden ist, war dem König Wilhelm nicht beschieden. Er hat aber für die Pflege aller geistigen Interessen stets Sorge getragen; die Hochschule wurde durch Erweiterung des Kreises der Lehrgegenstände, Beiziehung tüchtiger Lehrkräfte, Mehrung und Ausstattung ihrer Anstalten und Sammlungen mächtig gehoben. Die polytechnische Anstalt wurde zu einer Art Hochschule erweitert, an die sich Kunst-, Gewerbe- und Fortbildungsschulen anreihten. Der Volksschule und ihren Bedürfnissen, wie dem höheren Unterricht wurde stete Aufmerksamkeit zugewendet. Auch glückliche Dichter mangelten dieser Periode nicht; L. Uhland († 1862) ist durch seine Balladen und Romanzen fast so allgemein beliebt geworden als Schiller, und seine Freunde G. Schwab († 1850), Just. Kerner († 1862), K. Mayer und der eigenartige E. Mörike († 1875) haben mit noch andern die Erfindung des Namens einer schwäbischen Schule veranlaßt. Wie viel ließe sich vom Aufschwung der Künste, der mannigfaltigsten Gewerbe sagen, von ihrer Förderung durch Ausstellungen 2c.; Fabriken im modernen Sinn sind erst in dieser Periode entstanden und wie reißend haben sie sich vermehrt! Gewiß waren in keinem früheren Halbjahrhundert, das Schwaben durchlebt hat, so viele Bedingungen des Wohlbefindens, freier Bewegung und fruchtbarer Entwicklung vereinigt zu finden, als in Wilhelms Regierungszeit. Wenn dennoch über unfertige, klägliche, ja unerträgliche Zustände viel geklagt wurde, so werden das vielleicht die gewitzigteren Enkel begreifen, wie es der Menschenkenner Wilhelm sich zurechtzulegen wußte. Auf dem Schloß Rosenstein, das er vor 40 Jahren erbaut hatte, entschlief er am 25. Juni 1864, der Nestor der europäischen Fürsten,

an Altersschwäche, und wurde nach seiner Anordnung in aller Stille bestattet in der Kapelle, welche er 1820 an der Stelle seiner Stammburg über dem Grab seiner ersten Gemahlin Katharina errichtet hatte. Die Königin Pauline folgte erst 10. Merz 1873 ihrem Gemahl im Tode nach, eine stille Nacheifrerin ihrer hochbegabten Mutter, der Herzogin Henriette, die als eine Mutter in Israel durch priesterlichen Sinn und Dienst für die Sache des Gottesreiches weithin gewirkt hatte († 1857).

3. Karl I., s. 1864.

Sobald Karl den Thron bestieg, that er dem Volke kund, daß er im Geiste seines Vaters die Regierung fortführen, seine Werke pflegen und insbesondere die Verfassung des Landes treu beobachten werde. Wenn aber dem Vater bis zu seinem Ende die Erhaltung und Pflege der Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit des einzelnen Stamms als seine Aufgabe zufiel, so war es dem Sohne beschieden, neben dieser noch eine andere zu lösen, wie nämlich in einer welthistorischen Krisis die Einordnung des Einzelstamms in den Organismus einer ganzen Nation sich richtig vollziehen lasse. Karl war nach langer Zeit wieder der erste ganz schwäbische Fürst, der in Württemberg geboren war und in Tübingen seine Studien gemacht hatte; als reifer Mann bestieg er den Thron, aber in einer Zeit, da die Geschicke Gesammtdeutschlands zum Austrag kommen sollten. So groß ihm des Vaters Vorbild vor Augen stand, er hatte einem andern Geschlechte zu dienen und er that es mit wesentlich neuen Entschlüssen.

Von den Revolutionsjahren war Eine Frucht geblieben, der Gedanke, daß Deutschland zwar nicht ein Einheits-, aber ein Bundesstaat werden könne und solle. Daß er kein Traumbild sei, zeigte s. 1859 das Beispiel Italiens, das in unverhoffter Weise seine Einigung zu bewerkstelligen begann. Damals hatte auch Württemberg sich sehr



für Oestreichs Sache erhitzt, jetzt aber bildete sich in Eisenach der Nationalverein, der ein festeres Zusammenschließen der deutschen Staaten unter Preußens Führung anzubahnen sich vorsetzte. Es geschah das nach Art der Wanderversammlungen, welche schon seit 30 Jahren Deutsche aller Gauen für die verschiedensten Gemeinzwecke zu regem Austausch zusammengeführt hatten: Aerzte und Naturforscher, Land- und Volkswirthe, Schützen und Turner,

Juristen, Geistliche und Lehrer. So wurde auch Schillers Geburtstag 10. Nov. 59 als ein allgemeines Volksfest gefeiert, das die Ueberzeugung weckte, man sei schon viel einiger, als man selbst wisse. Da war zwar schon der Zollverein, dem zwar eben jetzt eine Krise drohte. Preußen unterhandelte mit Frankreich über einen Handelsvertrag, der 1862 so abgeschlossen wurde, daß die übrigen Zollvereinsstaaten nur zum Beitritt aufgefordert wurden; Baiern und Württemberg opponirten zuerst in östreichischem Interesse und gemäß den Wünschen vieler Industriellen, am Ende stimmten sie doch dem preußischen Plane bei. Nun trat Oestreich Aug. 63 mit einem Bundesreformproject auf, welches offen bekannte: „die deutschen Regierungen fühlen sich in keinem festen Vertragsverhältnisse mehr, sie leben nur noch bis auf weiteres im Vorgefühl naher Katastrophen neben einander fort.„ Auf einem Fürstentag in Frankfurt wurde dasselbe berathen, aber Preußens König erschien nicht dabei; so starb der Vorschlag eines natürlichen Todes. Man fühlte schon, die ganze deutsche Frage spitze sich zu einer Machtfrage zwischen Oestreich und Preußen zu, als plötzlich der König von Dänemark starb und die nie vergessene, immer glimmende, schleswig-holsteinsche Angelegenheit zur hellen Flamme angefacht wurde.

In Stuttgart wie anderwärts traten die Kammern nachdrücklich für ihre Lösung ein. Bundestruppen besetzten Holstein; aber Preußen und Oestreich verbanden sich, Schleswig ohne des Bundes Hilfe zu erobern, und erlangten im Frieden 30. Okt. 64 die Abtretung der vereinten Herzogthümer, worauf sie (auch gegen Würtembergs Protest) die Zurückberufung der Bundesarmee aus Holstein erwirkten. Bismarck, der s. Okt. 62 die preußische Politik leitete, verlangte nun eine mäßige Unterordnung Schleswig Holsteins unter Preußen. Diese wollte Oestreich nicht zugeben, worauf Bismarck sich mit Italien verband und zugleich einen Reformantrag beim Bunde stellte: er wollte eine Nationalvertretung, aus allgemeinem

Stimmrecht hervorgangen, noch ohne die Ausschließung Oestreichs auszusprechen. Wie nun aber Oestreich die schleswig-holsteinische Angelegenheit gleichsam reuig dem Bunde anheimstellte, erklärte Preußen den letzten Vertrag mit Oestreich für zerrissen (3. Juni 66) und da die Mehrheit der Bundesglieder sofort die Bundesarmee mobil zu machen beschloß, erklärte Preußen (14. Juni) auch den seitherigen Bundesvertrag für erloschen und legte den Entwurf eines neuen Bundes vor, welcher von dessen Gebiet die kaiserlich östreichischen und die königlich niederländischen Landestheile ausschloß.

Man hatte also den Bruderkrieg. Württemberg stellte seine 14,000 Mann zum 8. Armeecorps, das unter dem hessischen Prinzen Alexander sich bei Frankfurt festsetzte, um den Bundestag zu schützen. Doch die Schlacht bei Königgrätz 3. Juli entschied plötzlich das Loos Oestreichs und Deutschlands. Sogleich bot Preußen den Süddeutschen Frieden auf der Basis voller Integrität an, „um unnützes Blutvergießen in einem Bruderkrieg zu vermeiden." Man hatte sich aber allgemein im Aerger gegen die Berliner Politik so fest gerannt, daß das Anerbieten nicht angenommen wurde. Stand doch in den schwäbischen Zeitungen zu lesen: die Preußen seien eigentlich gar keine Deutsche, und dem süddeutschen Volksthum drohe mehr Gefahr vom Anschluß an Preußen als von dem an Frankreich. Daß das isolirte Preußen siegen könne, hatte man sich nicht träumen lassen. So mußte noch ein Waffengang gewagt werden, ein aussichtsloser, da man keinen klaren Plan festgesetzt, ja nicht einmal die Vereinigung mit den Baiern bewerkstelligt hatte. Bei Tauberbischofsheim kämpften die Württemberger tapfer unter ihrem General Hardegg 24. Juli, doch ohne den Gegner Manteuffel am Vorrücken hindern zu können. Nach dem Waffenstillstandsvertrag 2. Aug. wurde das Bundescorps aufgelöst und der Nordosten des Landes von Preußen besetzt.

Der Friede von Nikolsburg 13. Aug. verpflichtete Württemberg zur Anerkennung des norddeutschen Bundes

und zur Zahlung von 8 Mill. fl. Kriegsentschädigung. Niemand konnte diese Forderung übertrieben nennen, der bedachte einerseits, daß Württemberg 26. Juni das Ländchen Hohenzollern besetzt hatte, anderseits, welchen unverhältnißmäßigen Anstrengungen Preußen sich in den letzten 50 Jahren unterzogen hatte, um die Grenzen Gesammtdeutschlands zu beschützen. Wie oft hatte es eine Reform des Kriegswesens im Bunde beantragt, ohne Gehör zu finden. Jetzt lag das Ergebniß vor, daß unsere Bundesarmee einem fremden Feinde gegenüber sich schlecht bewährt haben würde; und das war ein Fehler, den man nicht den Fürsten zuschieben konnte, denn wie überall so hatten auch in Schwaben die Stände an den Militärausgaben immer am liebsten beschnitten. Allmählich lernten auch die Süddeutschen dem preußischen König dafür danken, daß er die Gefahr eines Bruchs mit seinen Ständen Jahrelang bestanden hatte, um sein Heer zu dem zu machen, was es unter Moltkes Leitung geworden ist.

Damals war es noch ein Geheimniß, was den Friedensschluß beschleunigte und durch Schutz- und Trutzbündnisse verstärkte. Die süddeutschen Regierungen hatten sich auch nach Paris um Hilfe gewandt, aber ausweichende Antworten erhalten; jetzt konnte Bismark dem bairischen Minister beweisen, daß Napoleon ganz Süddeutschland den Preußen preiszugeben willens war, falls nur diese ihm Rheinbaiern mit Mainz überlassen hätten. Daher beeilten sich die Enttäuschten, für den Kriegsfall ihre volle Kriegsmacht einzusetzen und den Oberbefehl über ihre Truppen dem König von Preußen zu übertragen.

Dem Wesen nach trennte also keine Mainlinie mehr die Südstaaten von dem Nordbund, den die 22 Staaten Nord- und Mitteldeutschlands mit einander schloßen. Jenen blieb es unbenommen, einen Südbund aufzurichten, und die Volkspartei in Stuttgart arbeitete alsbald auf einen solchen hin, in welchem sie das in der Schweiz selbst unpraktisch befundene Milizsystem einzuführen gedachte. Als aber die süddeutschen Minister Febr. 67 in

Stuttgart zu einer Konferenz zusammentraten, die künftige Heeresverfassung zu ordnen, nahmen sie die preußischen Grundsätze, allgemeine Wehrpflicht und dreijährige Präsenz als maßgebend an, freilich ohne eine weitere Einheit auch nur der Bewaffnung festzusetzen. In der Kammer erklärte der Minister, diese Reorganisation sei hauptsächlich dazu bestimmt, Württemberg vor einer Annexion zu bewahren. Und da nun Napoleon eben Luxemburg vom König der Niederlande zu kaufen gedachte, Preußen aber Einsprache that, war die Zeit gekommen, wo auch das geheime Bündniß mit Preußen dem Lande bekannt gemacht werden mußte. Die Demokraten bissen knirschend in diese neue Kette, wie sie den „fluchwürdigen Vertrag" nannten, hofften aber auf eine nahe Zeit, wo sie fallen werde. Eine solche konnte ihnen der Minister nicht in Aussicht stellen, wenn er auch versprach, über diese Grenzlinie solle niemals hinausgegangen werden. Da Hessen und Baden schon offen Preußen zustrebten, ließ sich für die Herstellung eines Südbunds nichts thun, als welcher allein mit Baiern hätte geschlossen werden müssen.

Im April 1868 tagte in Berlin das erste Zollparlament, das in einer neuen Zollübereinkunft (Jun. 67) beschlossen worden war. Nach einem sehr heftigen Wahlkampf schickte Württemberg zu demselben 17 Demokraten, Partikularisten und Ultramontane; man hatte Sorge getragen, daß kein Nationalgesinnter gewählt wurde. Damals und in den zwei folgenden Zollparlamenten wurde offenbar, wie sehr sich noch die Schwaben oder wenigstens ihre Redner gegen jede Ausdehnung ihrer nationalen Leistungen sträubten. Probst z. B. warnte vor jeder Ueberschreitung der Kompetenz dieser Versammlung, um ja den Frieden mit irgend jemand nicht zu stören. Bismark gab ihm und den Gleichgesinnten zu bedenken, daß ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen keine Wurzel habe. Becher protestirte gegen eine Einheit des Münzfußes, als worüber nicht das Zollparlament, sondern die

souveränen Staaten zu entscheiden haben rc. Preußen hütete sich denn auch, auf die scheuen trutzigen Schwaben irgend einen Druck auszuüben, nur daß es erklärte, am Tage, da die Bündnißverträge in Frage gestellt werden sollten, werde es auch die Zollvereinsverträge kündigen. Und an diesen hielt das württembergische Volk doch fest, wenngleich Mohl bewies, daß sie seine Industrie ruiniren. Ja auf dem Bahnhof in Geißlingen wurde bei einer Durchreise K. Wilhelms bereits dem von der Vorsehung berufenen „deutschen Kaiser" ein Hoch ausgebracht, ein Zeichen, daß doch manche ruhige Bürger auch in Schwaben merkten, worauf die ganze Zeitlage am Ende hinauslaufe.

Man konnte sich nicht verhehlen, daß trotz Allem und Allem die Einigung oder Verpreußung zunehme. Die Schwaben im Ausland, auch die wüthigen Demokraten von 1848 jubelten von Amerika rc. herüber, jetzt seien sie ebenso geehrt wie früher verachtet; auf allen Meeren werde die norddeutsche Flagge mit einem Respekt begrüßt, der sehr absteche gegen den der schwarzrothgelben seiner Zeit entgegenbrachten. Württembergische Offiziere giengen in preußische Garnisonen, um dort etwas Tüchtiges von Kriegsführung zu lernen. König Karl besuchte Sept. 67 den Oheim seiner Gemahlin im lieblichen Meinau und empfieng dessen Gegenbesuch in Friedrichshafen, ehe derselbe die hergestellte Stammburg der Hohenzollern einweihte. Und bei der Enthüllung des Lutherdenkmals in Worms 25. Juni 68 traf Karl mit dem preußischen Kronprinzen zusammen. Der württembergische Thronfolger aber, Prinz Wilhelm wurde von Tübingen nach Berlin bestimmt, um dort das Heerwesen zu studiren. Mochte nun ein Schwabe auf dem Schützentag in Wien das große Wort sprechen, Gott habe Oestreich und Württemberg vereint, oder die Presse ihre hohe Zufriedenheit über Frankreichs starke Rüstungen und die wohlgelungenen Chassepot Gewehre äußern, mochten auch die Ultramontanen alle Kräfte anstrengen und in Baiern (März 70) das Mini=

sterium Hohenlohe stürzen, die Zeit stand nicht stille. Die württembergischen Demokraten in ihrem Toben für das „Volksheer" und den „Südbund," dessen Herstellung „nur einige Kronen" kosten werde, wie Mayer scherzte, setzten wohl die Entlassung des verhaßten national gesinnten Kriegsministers Wagner durch; er wurde aber durch einen energischen Gesinnungsgenossen, von Suckow, ersetzt. Und daran knüpften sich noch andere Wechsel im Ministerium, welche die Annäherung an den Nordbund durchscheinen ließen.

Hiezu mochten wohl auch die gewitterschwülen Agitationen der Socialdemokraten dienen, welche in ihrer Art in Stuttgert tagten (Juni 69) und durch Vereinigung und Terrorisirung der „Arbeiter" als des sogenannten 4ten Standes ausgedehnte Strikes (Arbeitseinstellungen) ins Werk zu setzen suchten, um einen gemeinsamen Fortschritt zu erzielen. Je mehr sich die 48er Demokratie überlebte, desto zuversichtlicher trat diese neue Demokratie auf, welche durch den Zusammenhang mit internationalen Verschwörern die Herrschaft über ganz Europa zu erobern hofft.

Ein anderer Wink für die Regierung mußte in dem Winde liegen, der s. 1868 von Rom her wehte. Bischof Lipp hatte seinem Eide gemäß die Privilegien des päpstlichen Stuhls möglichst zu mehren gesucht: er hatte s. 1850 die Jesuitenmissionen im Lande eingeführt, welche den Religionshaß neu belebten und manche gemischte Ehe für den evangelischen Theil fast unerträglich machten; er konnte vom jährlichen Zuwachs der alleinseligmachenden Kirche durch Uebertritte berichten, wie von der rücksichtsvollsten Behandlung, die ihr der Staat angedeihen ließ; dem Papst und seinem Nuntius in München, die ihre Denuncianten um den Bischof hatten, that er noch immer zu wenig. Die theologischen Professoren in Tübingen waren diesen ein Greuel, wie die deutsche Wissenschaft überhaupt. Gerade gegen das aufstrebende Deutschland kehrte sich die Spitze des Eifers, welcher jetzt die Unfehlbarkeit des

Papstes durch ein vatikanisches Concil zu verkündigen für nöthig fand. So wurde der sanfte Lipp genöthigt, die Erziehung der künftigen Priester in strengere Hände zu legen; die reichlich bezeugte Ergebenheit seines Clerus konnte ihn über die Rüge des Papstes nicht trösten, er starb an gebrochenem Herzen 1869. Das Kapitel wählte statt seiner den gelehrten Professor Hefele, der mit den andern Deutschen auf dem Concil sich der Verblendung der Italiener umsonst entgegenstemmte; durch ein geschwind gedrucktes Schriftchen bewies er, daß ein Papst schon als Ketzer verurtheilt worden sei für Sätze, die er ex cathedra gesprochen, daß also die Geschichte alle Unfehlbarkeitsträume zerblase; es half nichts. Die Unfehlbarkeit wurde (18. Juli 70) durch Stimmenmehrheit beschlossen und Hefele folgte am Ende den übrigen deutschen Bischöfen, indem er sich 13. Apr. 71 dem Vatikan unterwarf und nur eine mildernde Deutung des neuen Dogmas versuchte. Er thats, weil die Einheit der Kirche ein so hohes Gut sei, daß dafür große und schwere persönliche Opfer gebracht werden dürfen! Die Regierung ahnte schon 1869, welche Ungelegenheiten ihr die römische Kirche noch bereiten könne; a. 71 erklärte sie, daß diesem neuen Dogma, das nun auch bei den württemb. Katholiken gilt, keinerlei Rechtswirkung auf staatliche oder bürgerliche Verhältnisse zustehe. Eine altkatholische Gemeinde hat sich seither in Stuttgart gebildet, einer stärkeren Ausdehnung dieser Bewegung wird aber in Württemberg durch die Mäßigung und Klugheit der Kirchenleiter vorgebeugt.

Als am 24. Februar 70 Lasker im norddeutschen Reichstag vorschlug, den Anschluß Badens an den Nordbund zu beschleunigen, wies Bismarck ihn mit der Bemerkung zurück: er wolle den Milchtopf nicht absahnen, um das übrige sauer werden zu lassen. Mit dem unbestrittnen Oberbefehl im Krieg und der wirthaftlichen Einheit habe doch das Haupt des Nordbundes schon jetzt eine Stellung in Süddeutschland, wie sie seit dem Rothbart kein deutscher Kaiser gehabt habe. Es war der richtige

Ausdruck für die Sachlage, wie sie von allen unbefangenen Schwaben aufgefaßt wurde. Und dieser „Oberbefehl im Krieg" sollte nun auch in unerwarteter Bälde eine Thatsache werden.

Warum hier erzählen, wie im schwülen Juli 70 der Telegraph von Rom und Paris her immer wunderlichere Nachrichten brachte? Am 19. Juli erhielt Bismarck die französische Kriegserklärung, während König Wilhelm den Reichstag eröffnete und von dessen stürmischem Zuruf empfangen wurde. Im Nu war Deutschland geeint. Dem französischen Gesandten in Stuttgart eröffnete Minister von Varnbüler schon am 13. wie die Forderungen seiner Regierung das Gefühl jedes Württembergers auf's empfindlichste verletzen. Dann besprach er sich mit dem bairischen Minister über das nöthige Zusammenwirken und legte den Ständen seine Wünsche vor. Mit wahrer Begeisterung wurde der geforderte Kredit bewilligt; nur Ein Demokrat stimmte dagegen. Ein anderer, Mohl, hätte für bewaffnete Neutralität gestimmt, wenn Baiern neutral geblieben wäre, aber auch hier war, trotz der Versicherung die Sigl nach Paris sandte: „die patriotische Partei ist entschlossen, keinen Kreuzer für die zu Gunsten Preußens befohlene Mobilmachung zu bewilligen," die Forderung der Regierung mit 101 gegen 47 Stimmen angenommen worden. Zum erstenmal seit 1815 waren wieder alle deutschen Heere zum Nationalkrieg vereint.

Die württembergische Division unter dem preußischen General von Obernitz wurde dem Kronprinz Friedrich Wilhelm, der den linken Flügel des Gesammtheers befehligte, anvertraut zusammen mit den Badensern, 2 bairischen und 2 preußischen Corps. Er forderte sie (die 3. Armee) auf zum Aushalten in treuer Waffenbrüderschaft und wußte schnell die Herzen zu gewinnen. Am 3. Aug. giengs über den Rhein; Tags darauf erstürmten Baiern und Preußen Weissenburg und am 6. kamen die Württemberger gerade noch rechtzeitig, um am Sieg von Wörth rühmlichen Antheil zu nehmen. Die Verfolgung

des Feindes fiel hauptsächlich der württ. Cavallerie zu, welche die Kriegskasse des Marschalls Macmahon erbeutete. An den Kämpfen um Metz unbetheiligt zog die 3. Armee in Eilmärschen nach Sedan, wo sie die Einschließung Napoleons und seiner Armee in der Entscheidungsschlacht des 1. Sept. vollenden half. Nachdem der Kaiser sich ergeben hatte, giengs gegen Paris. Der Kronprinz nahm 20. Sept. sein Hauptquartier in Versailles, die Württemberger aber hatten die südöstliche Ecke der Riesenstadt und ihrer Vorwerke zu umschließen. Hier galt es sich für den kalten entbehrungsreichen Winter festzusetzen und einzugraben. Und als die Pariser endlich ihre neue Armee gebildet hatten, war es hier, wo sie beschloßen, den eisernen Ring, der sie umgab, zu durchbrechen. Am 30. Nov. stürmte unter dem vereinten Feuer der Forts und seiner Feldbatterien General Ducrot mit gewaltiger Uebermacht gegen Brie und Champigny vor; im ersten Anprall drängten sie die Württemberger zurück, in ihrer zweiten Aufstellung aber, bei Villiers hielten diese den ganzen Tag Stand und ihre Artillerie arbeitete fort bis in die Nacht. Der lang vorbereitete Ausfall war vereitelt; am 2. Dez. rückten die Schwaben auf das wohlbefestigte Champigny los, dessen Hälfte sie erstürmten und behaupteten; am 4. ward auch die andere Hälfte vom Feinde geräumt. Es war ein mit dem Verlust von 61 Offizieren und 1967 Mann nicht zu theuer erkaufter Sieg; König Wilhelm hat auch dem König Karl aufs herzlichste Glück gewünscht zu der glänzenden Tapferkeit seiner Truppen. Da weder die Pariser auszubrechen, noch die neugeschaffenen Heere ihnen Luft zu machen vermochten, setzte 27. Jan. 71 ein Waffenstillstand, dem bald der Friede folgte, den heißen Kämpfen ein Ziel.

Schon während derselben hatte (Oct. 70) unsere Regierung, nachdem Minister von Varnbüler abgetreten war, es ausgesprochen, daß der jetzige Zustand unhaltbar geworden und der König als deutscher Fürst bereit und entschlossen sei, diejenigen Opfer zu bringen, ohne welche

eine Einigung Deutschlands nicht vollzogen werden könne. Das Land dankte ihm für den hochherzigen Entschluß. So ward denn am 25. Nov. ein Vertrag zur engeren Einigung Württembergs mit dem Nordbund geschlossen, in welchem König Karl sich die Ernennung der Offiziere sowie die oberste Leitung der Verkehrsanstalten vorbehielt. Dann forderten Ludwig II. und Karl in eigenhändigen Schreiben den König von Preußen zur Annahme der Kaiserwürde auf. Am 18 Jan. 1871 wurde Wilhelm im Schloß zu Versailles feierlich zum deutschen Kaiser erklärt, und die Einigung Deutschlands, welche Frankreich hatte vereiteln wollen, war eben durch den ungerechten Krieg vollendet worden. Von all den Siegesfeiern und Triumphzügen, deren größte Stuttgart 29. Juni 71 sah, ist hier nicht weiter zu reden; solche Feste aber halfen sowohl wie die tägliche Pflege der verwundeten und kranken Krieger aus allen deutschen Gauen zur Stärkung des Gemeingefühls. Seither ist nun Württemberg im Bundesrath durch vier Stimmen, im Reichstag aber durch 17 Abgeordnete vertreten und wirkt mit am Ordnen der deutschen Verhältnisse. Mit Freuden begrüßte das Land den deutschen Kronprinzen, wenn er zur Heerschau oder zur Leitung von Manövern in unsern Grenzen erschien; die einheitliche Organisirung unserer Streitkraft mußte Jedermann als ein hohes Gut einleuchten. Und gegen die Einführung gleichen Maßes und Gewichts, gegen die Münzeinheit und gleichmäßige Ordnung des Papiergelds konnte wohl kein Einsichtiger sich ereifern.

Mit gemischteren Gefühlen wurde der Einigung in anderen Lebensgebieten entgegengesehen; und vielen will scheinen, daß weder ein solcher Proceß sich nothwendig auf allen vollziehen muß, noch auch seine Verzögerung auf einigen zu bedauern ist. Die Einigung des Rechts z. B. ist keine Sache, die sich mit ein paar Reichstagsbeschlüssen abmachen ließe; ein Uebermaß von freiheitlichen Gesetzen, wie es der Zeitrichtung oder dem Uebergewicht einer Partei entsprang, hat schon manche Bedenken gegen

das Tempo, in welchem die Gesetzesmaschine arbeitet, auch in Württemberg wachgerufen. Das Volk wundert sich, wie leicht Verbrechen gegen Leben gestraft werden, während das Eigenthum durch strengere Normen gesichert wird; es wundert sich, daß auch schwere Unzuchtsvergehen keine obrigkeitliche Strafe mehr treffen soll. Freiheit ist ja ein schönes Wort, aber Ordnung und Beschränkung der Freiheit durch die Rücksicht aufs Gemeinwohl scheinen jedem Manne, der nicht mehr für die natürliche Güte des Menschenherzens schwärmt, ganz ebenso wünschenswerth. Schon im J. 1865 hatte die Mehrheit der Kammer sich für die Aufhebung der Todesstrafe ausgesprochen; nachdem besonders schwere Mordthaten das Rechtsgefühl beleidigt hatten, war es demselben eine Beruhigung, daß der König 1866 das erste Todesurtheil unterzeichnete. Als im J. 1870 die Gerichtshöfe zur Aeußerung über diese Zeitfrage aufgefordert wurden, stimmten 36 Richter für die Abschaffung, 50 aber für Beibehaltung der Todesstrafe. Gewiß wäre es ein Schade, wenn durch ihre Abschaffung der König sein schönes Begnadigungsrecht verlöre. Vom Vereinsrecht verlautet, daß es in Württemberg noch am mildesten gehandhabt werde, daher die Socialisten sich schon beriethen, ob nicht der Schwerpunkt ihrer Agitation in unsere Mitte zu verlegen sei. Von der Aufhebung der Polizeistunde, der Vervielfältigung der Wirthshäuser, der unbeschränkten Freizügigkeit u. a. wird kaum viel gute Frucht zu erwarten sein. Auch die Einführung der Civilehe 1875 entsprach weniger einem wirklich gefühlten Bedürfniß, als dem Dringen der Fortschrittler auf Gleichmacherei. So warnt schon mehr als eine Erfahrung vor allzugroßer Nachgiebigkeit gegen die Wünsche derer, welche auf einen Einheitsstaat hintreiben, und mahnt zu ernster Erkenntniß und festem Behalten des Guten das wir bereits haben, zum Dank auch für ein starkes Königthum, dessen Vorrecht es bleibt, das bewährte Alte zu erhalten und ersprießlichen Neuerungen Zeit und Maß zu bestimmen.

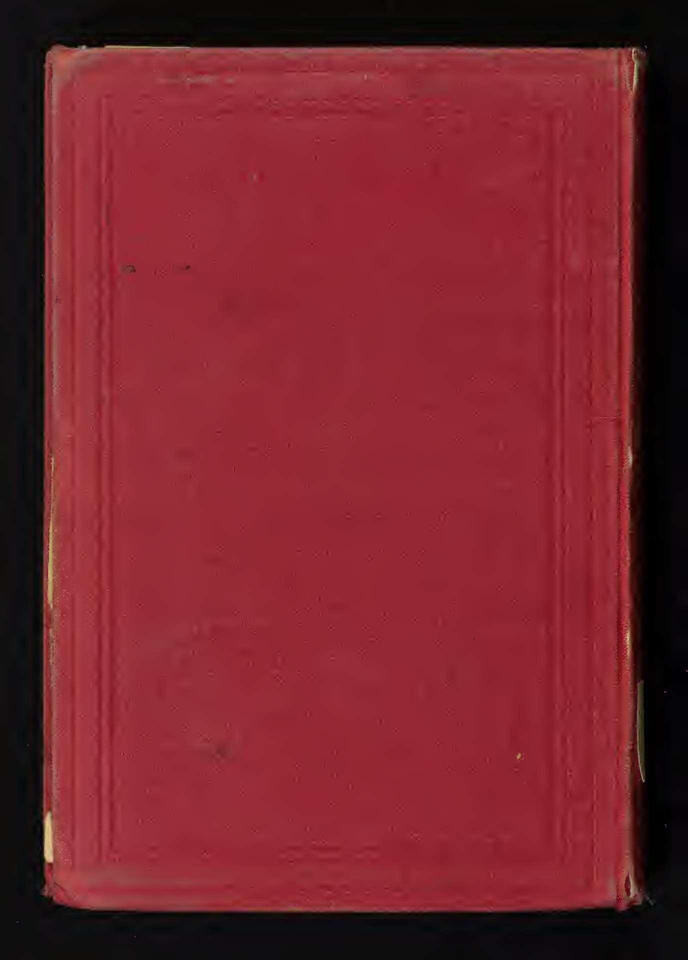
Im kirchlichen Leben gilt es mehr und mehr, sich auf Krisen zu rüsten, in welchen die Frage über die Abhängigkeit der Kirche vom Staat, d. h. von der Mehrheit in den Wahlkörpern, zum Austrag kommt. Nicht als ob dieselbe im engeren Vaterlande schon eine brennende geworden wäre; nur zeigen Vorgänge in den Nachbarländern, wohin die Zeitströmung zielt. War bisher Trennung der Kirche vom Staat das Stichwort der Fortschrittler, so scheint ihr jetzt eine Knechtung zu drohen, verglichen mit welcher das bisherige landesherrliche Regiment Freiheit zu nennen wäre. Dabei ist es besonders auf die Lösung des Bandes zwischen Kirche und Schule abgesehen; es zu lockern, sind schon viele Stimmführer bemüht. — Daß in Württemberg 1869 die erste Landessynode eröffnet wurde, ist schon S. 277 erwähnt worden; die Regierung hat auch das Vetorecht der Gemeinden hergestellt und für die Bedürfnisse von Kirche und Schule väterlich gesorgt. Allerhand neue Unternehmungen, wie der Bau von christlichen Vereinshäusern (s. 1866), die Gründung eines Magdalenenasyls (1871), die Ausdehnung, welche dem Diakonissendienst, der Bildung von Krankenwärtern und Arbeitern der innern Mission gegeben wird, zeugen von der fortdauernden Geschäftigkeit rettender Kräfte. An der Königin Olga, welche seit 1865 die Gründung von Häusern der Barmherzigkeit betrieb, wie sie am Erstehen von Heilanstalten, Frauenstiften u. s. w. sich nach Kräften betheiligte, fand jedes Liebeswerk eine eifrige Pflegemutter, wenn sie auch nicht alle wie die Olgaheilanstalt, die Olgaschule ꝛc. ihren Namen tragen. So sichtbar und laut auch der Unglaube auftritt, der nicht mehr blos von der Bibel sich mitleidig abwendet, sondern selbst den Gedanken an einen Schöpfer verhöhnt und sich als die einzige Wissenschaft geberdet, fehlt es doch nicht an gelehrten Vertretern der Bibellehre, die wie ein G. F. Oehler (†1872) und Ch. Palmer (†1875) weit über die Grenzen des Vaterlands hinaus sich Anerkennung erwarben. Und daß in dieser Zeit der Eisen-

bahnen und industrieller Gründungen noch Kirchen erstehen, wie die 1876 eingeweihte Johanneskirche und fünf weitere, die allein für das riesig anwachsende Stuttgart bestimmt sind, mag als ein Zeichen dienen, daß ein Zug zu den höchsten Gütern auch dieses materialistische Geschlecht durchdringt. Es ist erfreulich zu hören, wie in den letzten 12 Jahren wohl 400 Gemeinden, besonders auf der rauhen Alb gelegene, mit reichlichem Wasserzufluß versorgt wurden, und wie dazu eigene Anstrengungen mit der Hilfe des Staats, die neuen Maschinenkräfte mit geschickter Benützung der Naturgaben sich verbunden haben. Wie viel bleibt aber noch zu thun, bis aus dem „Brunnen des Lebens,“ an welchem unser Eberhard so gern graben half (S. 85), die labenden, heilenden, löschenden Wasser auch nur in alle Enden dieses Ländchens hinabgeleitet und hinaufgedrückt werden! Und dann sollten sie erst noch überfließen aufs übrige Deutschland und in so viele dürre Strecken. Da gilt es für jeden Bürger das, worin sein Fürstenhaus ihm vorangeht, „furchtlos und treu“ zu sein auch im engsten Kreise. Lerne jeder ein offenes Ohr haben für den Ruf der Zeit: Halte was du hast! und: Strebet nach den besten Gaben!

Druckfehler.

S. 24 L. 4. statt 636 lies 936.
S. 38 L. 16. st. Ahnherrn l. wurden Ahnherrn.
S. 48 L. 17. st. im Orte l. im Okt.
S. 96 L. 8. st. Knappen l. Kappen.
S. 129 L. 2 v. u. st. geht l. schritt.
S. 129 L. 11 v. u. st. Mansel l. Mantel.
S. 130 L. 15 v. u. st. Nyfel l. Styfel.
S. 143 L. 17 v. o. st. er l. derselbe.
S. 145 L. 9. st. einzelner l. einzelnen.
S. 157 L. 12. st. Befehl l. Befehlen.
S. 159 L. 14 v. u. st. Bärworf l. Bärwolf.
S. 161 L. 10 v. u. st. alle l. aller.
S. 172 L. 11 v. o. st. Wein l. Weine.
S. 195 L. 8. st. ,auch l. auch,
S. 201 L. 17. st. 3. Juni l. 13. Juni.
S. 206 L. 6 v. u. st. 1706 l. 1705.
S. 282 L. 4. st. zwar l. ja.

Inhalts-Anzeige.



Vorwort.

Seit dem Erscheinen der 3. Auflage hat so manche Forschung die vaterländische Geschichte ergänzt und beleuchtet, daß es nöthig schien, durchgreifende Aenderungen auch mit diesem anspruchslosen Büchlein vorzunehmen. Namentlich mußte die älteste Geschichte um ein Gutes ausführlicher behandelt werden, wozu der nöthige Raum durch kecke Schnitte in die früher vorangestellte „Beschreibung Württembergs" gewonnen wurde. Sodann hat der mächtige Umschwung der politischen Verhältnisse, welchen die letzten Jahre brachten, nicht blos eine Fortführung der Erzählung bis auf unsere Tage verlangt, sondern auch die Anforderung gestellt, dem Zusammenhang der Landesgeschichte mit den Geschicken Gesammtdeutschlands mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, als früher